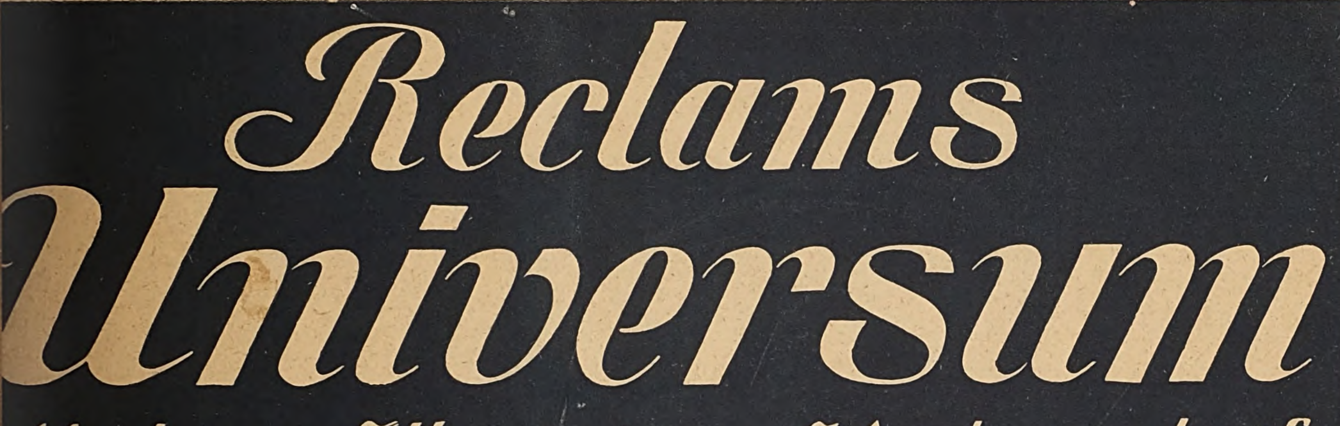

UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04616804

30. Jahrgang. Heft 2.



Moderne Illustrierte Wochenschrift

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Interessante Mitteilungen aus Kurorten

Locarno. Zu einem lohnenden Winteraufenthalte eignen sich am besten Orte in gesunder, windgeschützter Lage, mit genügend warmer und möglichst stetiger Temperatur, gleichmäßiger Witterung, mittlerer Feuchtigkeit, mäßigen Niederschlägen, reichlicher Besonnung, reiner, staubfreier Luft, ausreichendem Komfort, zusagender Beköstigung, Gelegenheit zu bergigen und ebenen Spaziergängen. Darum ist das im Kanton Tessin (Schweiz) am südlichen Ende der Gotthardbahn und am nördlichen Ende des Langensees — Lago Maggiore — 204 m über dem Meere gelegene Städtchen Locarno, das alle genannten Voraussetzungen in idealer Weise erfüllt, als Winteraufenthaltsort sehr zu empfehlen. In dem selten schönen Grand Hotel Locarno finden die Kurgäste eine tadellose Unterkunft und Verpflegung.

St. Blasien im südlichen badischen Schwarzwald eignet sich wegen seiner Höhenlage (800 m ü. M.) und seiner klimatischen Vorzüge erfahrungsgemäß ausgezeichnet als Kurort für Erkrankungen der Atmungsorgane. Die Herbst- und Wintermonate sind in St. Blasien im Vergleich zur Ebene und den nördlichen Gebirgen ganz hervorragend schön und sonnig, und Leidenden und Erholungsbedürftigen sehr zu empfehlen. Die in sonniger, geschützter Lage, direkt am Walde gelegene Pension Waldeck nimmt Leichtlungenkranke und Rekonvaleszenten auf, die dort einen ruhigen, angenehmen Aufenthalt und verständnisvolle Pflege finden. Gedeckte Balkone und eine große Liegehalle bieten Gelegenheit zur Freiluftkur. Auf gute Küche wird besonderes Gewicht gelegt. Die P[reise] für Pension sind mäßige.

Die Entwicklung eines Kurhauses in Lugano-Ruvigliano. [...] selten hat sich eine Anstalt so schnell entwickelt, wie das Kurhaus [...] Pension Monte Brè. Es bewohnten dieses Unternehmen:

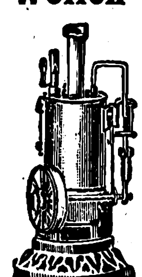
im Jahre	1908	300	Kurgäste mit	9522	Verpflegungstagen
„ „	1909	500	„ „	14382	„
„ „	1910	850	„ „	23597	„
„ „	1911	1000	„ „	31812	„
„ „	1912	1300	„ „	38512	„

Diese günstige Entwicklung ist der beste Beweis dafür, daß die An[stalt] nicht nur die beste Lage hat, sondern daß auch die wirtschaftliche und [ärzt]liche Leitung in besten Händen liegt. Alles Nähere durch illustrierten [Pro]spekt frei unter Bezugnahme auf das Universum.

Der liebliche Luftkurort Obernigk bei Breslau eignet sich durch [sein] mildes Klima und seine geschützte Lage ganz besonders zu Herbst[kuren]. Dort bietet das Sanatorium Felicienquell auch weniger Begüterten [zu] mäßigsten Preisen Gelegenheit, sich sachgemäß, eventuell genau nach [den] Wünschen des Hausarztes, behandeln zu lassen. In Felicienquell [wird] großer Wert auf ein behagliches, zwangloses Zusammenleben im klein[en] Kreise gelegt, weshalb dieses Sanatorium von Alleinstehenden, die [des] Anschlusses und der ärztlichen Beratung bedürftig sind, bei läng[erem] Aufenthalte gern besucht wird.







Neuerscheinungen aus Reclams Universal-Bibliothek.

Jede Nummer geheftet 20 Pfennig.

Nr. 5591. Das Reichsgesetz über einen einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag und das Besitzsteuergesetz. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. In Leinen 60 Pf.

Die beiden neuen Reichsgesetze, die dazu bestimmt sind, die Kosten zur Verstärkung der deutschen Wehrmacht aufzubringen, greifen tief in das Wirtschaftsleben unseres Vaterlandes ein und legen weiten Schichten des Volkes schwere Lasten auf. Die Unterlagen für die Besteuerung haben nach beiden Gesetzen die Steuerpflichtigen durch Abgabe einer Vermögens- bzw. Besitzsteuererklärung selbst zu schaffen. Darum kommt die hier veranstaltete billige Handausgabe einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Zunächst wird nur eine Textausgabe gebracht, bearbeitet von K. Pannier, dem die Universal-Bibliothek bereits eine große Reihe vorzüglich brauchbarer Gesetzesausgaben verdankt.

Nr. 5592—5594. Weltkinder. Von Paul und Victor Margueritte. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Olga Sigall. In Leinen 1 Mk.

Die Verfasser führen uns in diesem ernsten, eindrucksvollen Zeit- und Kulturbild mitten in das bunte Treiben und die verwirrende Fülle des gesellschaftlichen und geschäftlichen Pariser Lebens. Sie schildern uns den Aufstieg und Reichtum, dann den Zusammenbruch eines Warenhausbesitzers, dessen Lebenswerk durch den eitlen Sinn und die Oberflächlichkeit der Umwelt, in der er sich bewegt, zugrunde geht.

Nr. 5595. Musiker-Biographien. Zweiunddreißigster Band: Giuseppe Verdi. Von Max Chop.

Zur hundertsten Wiederkehr von Verdis Geburtstag (9. Oktober) erscheint diese Biographie. Der Verfasser läßt ästhetische Ausführungen und farbenreiche Schilderungen, Erzählendes und kritisch Abwägendes in lebendiger Darstellung mit einander abwechseln. Die Verdi-Opernbücher der Universal-Bibliothek („Ernani" Nr. 4388, „Rigoletto" Nr. 4256, „Troubadour" Nr. 4323, „La Traviata" Nr. 4357, „Maskenball" Nr. 4236) finden in der Biographie nunmehr [illegible] wünschenswerte Ergänzung.

Nr. 5596. Nachbarskinder und andere Novellen und Skizzen. Von Walther Burk. Inhalt: Nachbarskinder. — Der Bi[...]gang am Desideriustage. — Des Herrn Thaddäus Jugendliebe. — D[...] Judenberta. — Onkel Oskar. — Die Spinne. — Knotterchen. — D[...] rote Bindfaden. — Dämmerungszauber. — Finsternis.

Ein paar derbe südtiroler Bauerngeschichten machen den Anfang des Bän[d]chens, einige Skizzen aus dem kleinbürgerlichen Leben reihen sich an; dar[an] folgen wir dem Verfasser auf verwitterte Adelsschlösser des Südens und endlich — nachdem wir in Ostafrika eine prächtige Tiergeschichte und in Sizilien einen bö[sen] Traum miterlebt — ins Land des Märchens. Die meisten dieser Geschichte[n] haben ihre „nachdenkliche" Seite und werden dem Leser über den Zeitvertreib ein[er] anregenden Lektüre hinaus bleibende Eindrücke gewähren.

Nr. 5597. Ausgewählte Reden des Lysias. Ins Deutsche über[tragen] und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Curt Her[r]mann. Erstes Bändchen. Inhalt: Vorwort. — Leben und Schriften de[s] Lysias. — Rede gegen Eratosthenes. — Rede gegen Agoratos. — Ve[r]teidigungsrede in betreff des Ölbaums.

Die Reden des Lysias sind eine wichtige Quelle für unsere Kenntnis d[er] politischen Verhältnisse und des Privatlebens im Athen des ausgehende[n]

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Neuerscheinungen aus Reclams Universal-Bibliothek.

rtsetzung.)
Jahrhunderts v. Chr. Aus dem Leben gegriffene Szenen mannigfacher Art den in bewundernswerter Anschaulichkeit vorgeführt, so daß die Lektüre Reden geeignet ist, das Interesse auch weiterer Kreise zu fesseln. So errichtet die Rede gegen Eratosthenes eingehend über die politischen Wirren Zeit und über das Privatleben des Lysias sowie der Athener überhaupt. Die e gegen Agoratos gibt wertvolle Aufschlüsse über die politischen und sittlichen tände des damaligen Athen, während die letzte Rede mit einer interessanten e attischen Sakralrechts bekannt macht.

r. 5598. Das Glück der Häßlichen und andere Skizzen und tiren. Von Helene Migerka. Inhalt: Das Glück der Häßlichen. e Pilgerschaft. — Warum sie sich nicht finden konnten. — Penelope. rwartet. — Schulweisheit. — Die Sprüche der Dürlacherin. — Ihre ützlinge. — Der neue Besen.

Die begabte Wiener Schriftstellerin liebt es, ihren Schilderungen eine rische Färbung zu geben, und hat in diesem Genre eine Reihe von Kabinett- en geschaffen, wie die ergötzlichen Skizzen aus dem Reiche des Heiligen raukratius „Der neue Besen" und „Ihre Schützlinge". Helene Migerka ist gewandte Erzählerin, die für interessante Stoffe ein glückliches Auge hat.

r. 5599. Opernbücher. 69. Band: **Così fan tutte.** So machen's . Von W. A. Mozart. Komische Oper in zwei Aufzügen. Dich- g von Lorenzo da Ponte, bearbeitet von Eduard Devrient. e Rezitative arrangiert von Wilhelm Kalliwoda. Vollständiges Buch Dekorationsplänen, herausgegeben und mit Einleitung versehen von org Richard Kruse.

Kein Libretto der ganzen Opernliteratur hat so viele Federn in Bewegung gesetzt, wie das zu „Così fan tutte". Die Erneuerungen, Übersetzungen und Bearbeitungen des viel angefochtenen Textes zählen nach Dutzenden und zeugen von den Bemühungen, die seit mehr als 100 Jahren aufgewandt worden sind, Mozarts Musikkomödie, eine der feinsten Blüten der Opera buffa, der Bühne dauernd zu gewinnen. Von allen Bearbeitungen hat sich die Eduard Devrients am besten bewährt; sie beseitigt am glücklichsten die Fehler des Originals und liegt im wesentlichen auch der für das Münchner Residenztheater getroffenen Einrichtung zugrunde. Ihre Verbreitung wird dadurch begünstigt, daß sie auch für den Klavierauszug der Edition Peters übernommen wurde, mit dem das vorliegende Buch in Beziehung auf den Gesangstext völlig übereinstimmt. Die sehr ausführliche Einleitung des bekannten Herausgebers zeigt die vielfachen Wandlungen, die die Oper im Laufe der Zeit durchzumachen hatte, unter Beigabe von neun interessanten Theaterzetteln, und führt in gewohnter Weise auch in die köstliche musikalische Schöpfung Mozarts ein.

Nr. 5600. Wildwasser. Von Paul Grabein. Novelle. Mit einem Bildnis des Verfassers. In Leinen 60 Pf.

Der Verfasser, der neuerdings sein Interesse sozialen Stoffen zugewandt hat, holte sich auch das Motiv für die vorliegende Novelle aus dem Leben des werktätigen Volkes. Zu jenen Heimatlosen führt er uns, die als Straßenbau- oder Eisenbahnbau-Arbeiter unstet in der Welt herumgeworfen werden. Von diesem düsteren Hintergrunde hebt sich die Liebe eines Paares ab, das vom Schicksal zwar auch in die dunkle Tiefe gestoßen wurde, das aber den Glauben an sein besseres Ich, das Sehnen nach einem Wiederemportauchen in eine lichtere Sphäre nicht verloren hat. Aus Grabeins früherer Zeit besitzt die Universal-Bibliothek bereits die Jenenser Studentengeschichte „Der tolle Hans" (Nr. 5288/89).

Wiesbaden

Vornehmster Kur- und Badeort

Unübertroffene Heilerfolge bei: Gicht und Rheumatismus, Gelenkleiden, Knochenbrüchen, Lähmungen, Neuralgien, Atmungs- und Verdauungs-Krankheiten, verzögernder Rekonvaleszens usw. — Kochsalz-Thermen 65.7° C.

Alle modernen Heilverfahren

Größtes Radium-Emanatorium in Europa. Bevorzugter Wohnort. Saison das ganze Jahr! Prachtvolles Kurhaus. Musikfeste, Oper, Schauspiel. Gr. Pferderennen, Golf, Tennis. Prospekte und Hotelverzeichnis durch das Städtische Verkehrsbureau.

Kaiser Friedrich Bad - Neues städtisches Badhaus und Inhalatorium. - Eröffnung Frühling 1913.

Moorbad Dachau vor München

Vorortverkehr 30 Minuten Fahrzeit. ▪▪▪ Berühmte Maler-Kolonie.

Modern und vornehm eingerichtetes Sanatorium

für Gicht, Rheumatismus, Ischias, Frauenleiden, Herz-, Gefäß-, Nerven- und Stoffwechsel-Krankheiten etc.

STARK RADIO-AKTIVES EISENMOOR

Roentgen-Kabinet. ▪ Radium-Inhalatorium.

Hochfrequenz-Ströme, Thermopenetration, Hydro-Therapie. Elektrische und medizinische Bäder jeder Art.

Prospekt auf Wunsch. — DR. ANTON BLANK, Leitender Arzt. — Das ganze Jahr geöffnet.

Reiseführer Hendschels Luginsland

Bis jetzt erschienen: 37 verschiedene Bände

Man verlange stets neuestes Verzeichnis

Verlag von Hendschels Telegraph, Frankfurt am Main

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürft.

Wasserbehandlung, Massage, kohlens., aromat., elektr. Bäder, elektr. Behandlung. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harnsaurer Diathese, chron. Magen- u. Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individ. Pflege. Klin. Unters. u. Behandlg. 3 Ärzte. Kleine Patientenzahl.

Sanatorium Walsburg

b. Ziegenrück in Thüringen. Herrlich gelegene, modern eingerichtete Anstalt für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herzkranke, Magen- und Darmleidende — Zuckerkranke!! — Mäßige Preise. Beste Empfehlungen. Prospekte durch die Besitzer und leitenden Aerzte Dr. A. Müller und Dr. K. Wiegand.



SANATORIUM Felicienquell

in Obernigk bei Breslau

Nervenheilanstalt u. Erholungsheim. Kuren aller Art, auch im Winter. Volle Kurpens. einschl. ärztliche Behandlung von 6 Mk. pro Tag an. Tel. Nr. 5. Dr. Bindemann

---

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 M.

Bilz — Natura sanat

Gute Heilerfolge

Die Naturheilmethode ist die beste Heilweise bei Magen-, Darm-, Herz-, Leber-, Nieren-, Blasen- u. Geschlechtskrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Nervosität, Bleichsucht, Blutarmut, Zucker- und allen Frauenkrankheiten etc. ☛ Prospekte frei. ☚

Pensionäre und Erholungsbedürftige finden auch hier sehr angenehmen Aufenthalt in dem sogenannten sächs. Nizza. Mildes Klima. Einzig schöne Gegend. Nach Dresden mit seinen Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgel.

BILZ' Sanatorium, DRESDEN-RADEBEUL. ❖ Aerztliche Leitung: Dr. med. Paul Aschke, San.-Rat Dr. Bilfinger.

Locarno Grand Hotel

Lago Maggiore

Sommer und Winter bester Aufenthalt auf den italienisch. Seen.

LUGANO-Ruvigliana (ital. Schweiz)

Kurhaus-Pension Monte Brè.

150 Bett. Das ganze Jahr stark besucht. Ärztl. Leiter Dr. med. Schär. Jll. Prosp. u. Heilber. frei durch Dir. Max Pfenning.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluß der Invaliditätsgefahr. — **Sicherheitsfonds: 406 Millionen Mark.** — Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherung :: Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

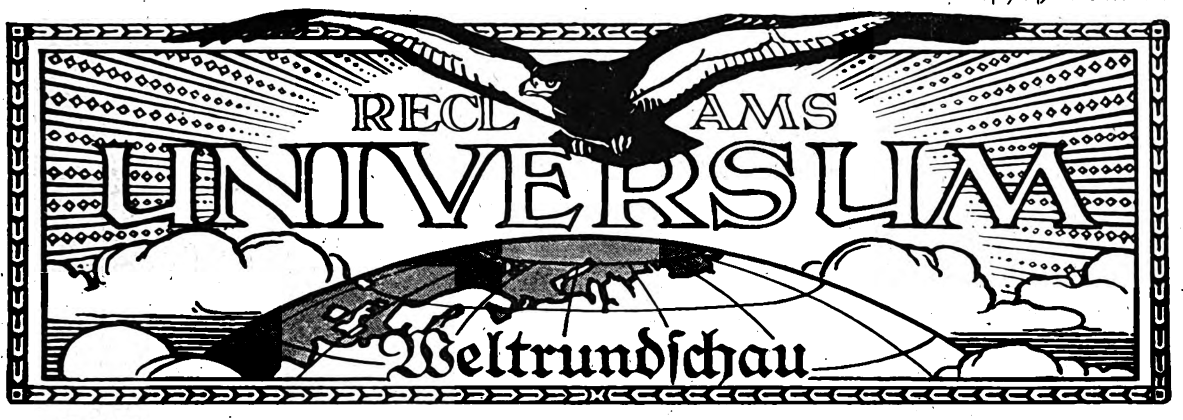
Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.

▪ Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei. ▪

Phot. Nic. Perscheid.

Hermann Muthesius.





Wochenkalender.

Sonntag, 28. September.

Der Konflikt zwischen Japan und China wurde dadurch beigelegt, daß sich der militärische Oberkommandant von Nanking beim japanischen Konsul entschuldigte. — In Berlin wurde der neue Osthafen eingeweiht, der mit einem Kostenaufwand von mehr als 17 Millionen Mark errichtet wurde. — Der Berliner Universitätsrichter Geheimrat Prof. Dr. Daude starb im Alter von 62 Jahren.

Montag, 29. September.

In München wurde der bayrische Landtag eröffnet. — Der Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien wurde in Konstantinopel unterzeichnet. — Der deutsche Militärflieger Oberleutnant Steffen mußte auf einem Flug Döberitz—London bei Boulogne auf französischem Boden landen, wo er mit seinem Flugzeug festgehalten und durchsucht wurde.

Dienstag, 30. September.

Der König von Griechenland reiste von London aus direkt nach Athen zurück. — Dem deutschen Offiziersflieger Steffen wurde von den französischen Behörden die Rückkehr nach Deutschland mit der Bahn freigegeben. — Die italienische Kammer wurde aufgelöst; die Neuwahlen finden am 26. Oktober statt. — In Mexiko kam es bei Piedas Negras zu einem neuen Kampf zwischen Regierungstruppen und Aufständischen; die ersteren verloren 400 Mann. Die fünf nördlichen Provinzen Mexikos beschlossen die Gründung eines eigenen Staatenbunds.

Mittwoch, 1. Oktober.

Der Erfinder des Diesel-Motors Dr.-Ing. Diesel verschwand während einer Fahrt von Antwerpen nach London (siehe Bildnis S. 470. — Im Tiroler Landtag begannen die deutschfreiheitliche Partei und der liberale Großgrundbesitz die Obstruktion gegen die Wahlreform. — Die serbischen Truppen erfochten mehrere Vorteile über die Albanier. — Die griechischen Truppen beginnen Dedeagatsch zu räumen. — Aus dem Departement Ostpyrenäen und vom Bosporus werden verheerende Unwetter gemeldet; Hunderte von Menschen kamen um.

Donnerstag, 2. Oktober.

Während Griechenland Vorbereitungen zu einer neuen Mobilmachung gegen die Türkei trifft, kündigt die türkische Regierung an, daß sie zur Beruhigung Griechenlands mit der Demobilisierung beginnen werde. — Die Bank von England erhöhte ihren Diskont von $4\frac{1}{2}$ auf 5 Prozent.

Freitag, 3. Oktober.

Der serbische Ministerpräsident Pasitsch hatte mit dem Grafen Berchtold in Wien eine Unterredung über die künftigen Beziehungen beider Länder. — Im Bezirk Grootfontein in Deutsch-Südwestafrika kam es zu Unruhen; 15 Buschleute wurden erschossen.

Sonnabend, 4. Oktober.

In einem gemeinsamen österreichisch-ungarischen Ministerrat kam ein Kompromiß über die neue Militärvorlage zustande.

Muthesius und seine Landhäuser.

(Hierzu eine Porträt-Kunstbeilage und fünf Text-Illustrationen.)

Vor ein Courbetsches Gemälde gestellt, kann man es kaum fassen, daß einmal diese Kunst revolutionär gewirkt haben soll. Der Künstler stellt dar, was er vor sich sieht. Kann es für unsere Begriffe etwas Natürlicheres, etwas Vernünftigeres geben? Aber gerade dieses Selbstverständliche hat die Zeitgenossen Courbets in so große Erregung versetzt. Er gibt zwei Steinklopfer lebensgroß wieder, wie sie am Chausseegraben arbeiten, wie sie verschweißt und verhungert ihrer eintönigen Arbeit nachkommen. Wir haben in der Kunst schlimmere und ergreifendere Dokumente menschlicheren Elends gesehen und finden gar nichts mehr dabei, daß der Künstler auch dieser Seite des sozialen Seins seinen Griffel leiht. Damals aber war es etwas Unerhörtes, unerhört Neues, einen ganz gewöhnlichen Arbeiter zum Hauptthema einer so großen Leinwand zu machen. Götter, Könige und Helden war man gewohnt dargestellt zu sehen. Nun kam der Maler mit dem, was er am Wegrand aufgelesen hatte, der Realist, mit dem, was er vor sich sah; und dieses ganz und gar natürliche Tun ward wie eine Revolution empfunden.

Kaum anders erscheint uns die Erregung, mit der vor einem Jahrzehnt das Auftreten Hermann Muthesius' in unserer Wohnungsreformbewegung begleitet war. Im Grunde genommen hat der Mann nichts anderes als eine gewisse Natürlichkeit der Wohnungshaltung und der Woh-



Die Familie Muthesius. Nach einem Gemälde der Berliner Künstlerin Julie Wolfthorn.
(Zu unserem Porträt-Artikel.)

zumachen von undurchlässigen Draperien, mochten sie sich nun auf einen großen Dekorateur wie Makart oder prunkvolle Stile wie die Renaissance berufen. Er hat begriffen, daß durch das Zusammenpferchen in den großstädtischen Zinshäusern die Lunge — und man darf wohl auch sagen: die Seele Schaden erleiden müsse, und er hat trotz mancherlei Einbußen an gesellschaftlicher Repräsentation und gesellschaftlichen Bequemlichkeiten sich für das Landhaus und für das Grün eines Landhausgartens entschieden. „Man erstrebte", so heißt es in den Muthesiusschen Berichten über den englischen Wohnbau, „eine Lösung mit den einfachsten gerade gegebenen Mitteln, man wandte die örtlichen Materialien und die heimischen Werkweisen des besonderen Standortes an, bevorzugte ein Hervorkehren der Farbe, besonders der natürlichen Mineralfarbe, einen einfachen Zuschnitt der Gebäudemassen auf Grundlage der natürlichen Bedingungen, ein Wiederaufnehmen häuslicher Motive." Das war die bessere, die natürlichere Wirklichkeit, auf die er verweisen konnte, als er vor das deutsche Publikum trat. Und wenn er auch an die Architekten appellierte, indem er schrieb: „Neue Gedanken sind es, die wir erwarten, und nicht in neue Worte gekleidete Gemeinplätze. Die Architektur hat, wie jedes andere Kunstwerk, ihre Wesenheit im Inhalt zu suchen, dem sich die äußere Erscheinung anzupassen hat, und man muß auch von ihr verlangen, daß diese äußere Form nur dazu diene, das innere Wesen widerzuspiegeln, wobei die Art der Detailformen, ‚der architektonische Stil', zunächst eine verschwindend geringe Rolle spielt, wenn nicht ganz gleichgültig ist," so wandte er sich doch mit noch größerem Eifer an die Bevölkerungskreise, die als Bewohner und Auftraggeber beim Hausbau den allergrößten Einfluß üben. Die Landhäuser, die in einem bewußten Gegensatz zu den sogenannten „Villen" der vorigen Generation um fast alle unsere Städte herum gebaut worden sind, zeugen dafür, daß in diesem Jahrzehnt nicht vergeblich an die Vernunft der Deutschen appelliert worden ist.

Zur Hundertjahrfeier der Völkerschlacht: Das Friccius-Denkmal in Leipzig. Am Anfang der Dresdener Straße steht ein einfaches Denkmal, das inmitten des Großstadttrubels an die blutigen Kämpfe erinnert, die sich vor 100 Jahren während der Völkerschlacht an dieser Stätte abspielten. Ein Porträtmedaillon, von einem Eichenkranz umrahmt, trägt die bedeutungsvolle Inschrift: „Hier erstürmte die Königsberger Landwehr unter Führung des Major Friccius am 19. Oktober das äußere Grimmaische Tor."

Das Poniatowski-Denkmal in Leipzig, errichtet an der Stelle, wo Fürst Poniatowski am 19. Oktober 1813 auf der Flucht in der Elster ertrank, weil die Brücke vorzeitig gesprengt wurde. Seine Leiche wurde am 24. Oktober geborgen und in der Ratsgruft beigesetzt. 1814 wurde sie nach Polen überführt. Das Denkmal trägt die Inschrift: „Dem Fürsten Joseph Poniatowski geb. 4. Mai 1761. Er starb mit Ehren den 19. Okt. 1813. Das polnische Heer."

Muthesius hatte vor anderen den Vorzug, nicht nur in weit begehrten Büchern über Landhäuser und Gärten derlei Anregungen darbieten zu können, er kam schließlich in die Lage, seine Publikationen zu belegen und zu begründen mit Werken, die er als Baumeister selbst geschaffen hat. Menschen von Geschmack und Kultur, die in ihrer Umgebung diese aufrichtige und charaktervolle Bürgerlichkeit objektiviert sehen wollten, ließen sich von ihm Eigenhäuser bauen und ausstatten. Ja, er ist dank dieser programmatischen Natürlichkeit im Laufe von wenigen Jahren zu einem vielbeschäftigten Architekten geworden. Nicht nur in den Vorortkolonien von Berlin, auch in vielen Landhaussiedelungen und Städten des Reiches: in Rhede, Alt-Ruppin, Lübeck, Bodenwerder, Harleshausen, Frankenhausen, Kottbus, Halberstadt, Duisburg und anderwärts findet man diese Bauten, die aus einem feinen Instinkt für moderne Wohnlichkeit entwickelt sind. Wenn er sie jetzt in einem bei Bruckmann in München erschienenen Werk „Landhäuser von Hermann Muthesius" zusammengestellt hat, so wirkt diese architektonische Bilanz wie die Erfüllung der von ihm als erstrebenswert aufgestellten Grundsätze. Es ist für unsere ganze Entwicklung bezeichnend, daß Muthesius, der hier seine Bauten selbst kommentiert, in seinen Ausführungen auf alles Prinzipielle verzichten konnte. Er braucht nicht mehr, wie etwa ein Olbrich, mit seinen Ideen und Anschauungen vor sein Werk zu treten; er zeigt es, so wie es dasteht, und zeigt dem Beschauer in jedem einzelnen Falle, aus welchen Voraussetzungen heraus das Haus entstanden ist: Eigenart des Geländes, Himmelsrichtung, Lebensart und Ansprüche der Besitzer, gewünschter und erreichter Komfort, Struktur und Umfang der zu versorgenden Haushaltung, gelegentlich wird sogar die aufgewandte Bausumme mitgeteilt. Landhäuser jeden Umfangs mit großen und kleinen Gartenanlagen, Herrensitze, schließlich

auch in Hellerau und Duisburg-Kleinhaussiedelungen sieht man da aus der gleichen Gesinnung heraus entwickelt.

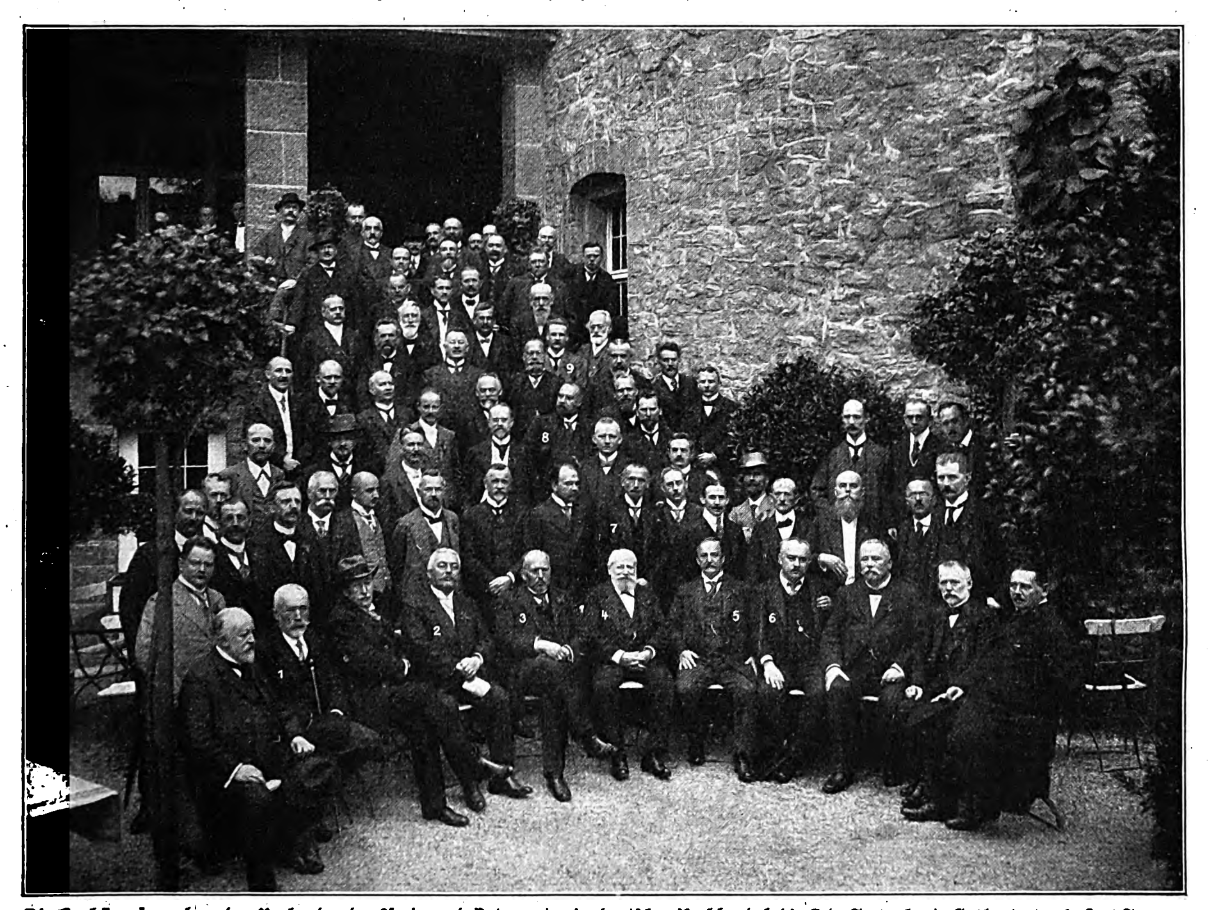
Das Landhaus wird hier nicht als Dokument künstlerischer Erregungen, sondern als brauchbarer und im höchsten Sinne ausgeglichener Organismus zum Wohnen angesehen. Es wird dem Hausherrn und der Hausfrau ein Rahmen geboten, der ihnen das Hausen zu einem Wohlbehagen macht. Ein abgeklärter Geschmack, der sich nie vom Sachlich-Eindeutigen entfernt, der alle lauten und vorlauten Wirkungen als unvornehm ablehnt, regiert den Baumeister wie seine gewerblichen Gehilfen. Alle Romantik — auch die, die den Künstler oft zu ungeheueren Auswirkungen angetrieben hat — ist überwunden, um eine klare, gefällige Ausdrucksweise zu schaffen, die eigene Laute hat, aber weit mehr noch von dem Ehrgeiz beseelt scheint, sich zu objektivieren, sachlich dem Harmonieverlangen des kultivierten Menschen zu dienen.

Daß das alles aber doch das geistige Gut der Persönlichkeit ist, geht am einleuchtendsten daraus hervor, daß trotz aller Fortschritte, die wir in unserem Landhausbau zu verzeichnen haben, diese Qualitäten noch lange nicht zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Es sind immer nur einzelne Architekten, die sie in ihren Bauten zu verwirklichen wissen, und einer von diesen einzelnen, diesen wenigen ist eben Muthesius. Paul Westheim.

Literatur.

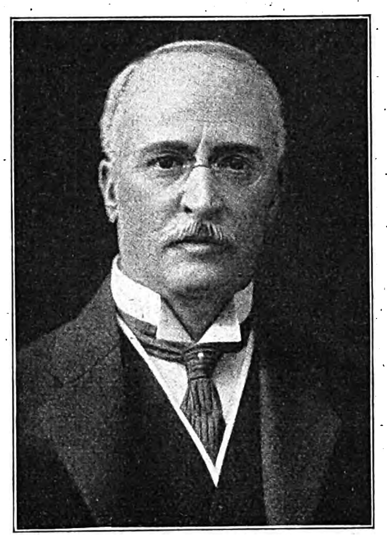
Fenn Kaß. — Die Galeere.

Batty Weber ließ im Verlage Rütten und Loening in Frankfurt a. M. einen Roman erscheinen, der im Luxemburger Ländchen spielt. Das Buch heißt Fenn Kaß. Fenn ist eine Abkürzung von Ferdinand. Der junge Küsterssohn, nach dem das Buch heißt, wird auf den innigen Wunsch seiner Mutter hin Priester. In einem geistlichen Konvikt wird er mit zahlreichen Kameraden für die Weihen vorbereitet und spürt schon vom ersten Tage an ein heftiges Widerstreben gegen den Gewissens- und Glaubenszwang, der in den Konvikten den nicht Glaubensfesten drückt. Im Konvikte stehen die fanatisch Gläubigen im höchsten Ansehen bei den Dozenten. Fenn Kaß weniger, weil er Neigung zur Kritik und zu eigenen Wegen zeigt. Aber er erreicht das Ziel und wird Vikar bei einem Pfarrer. In Fenn Kaß rumort aber eine Ingenieuranlage, die zu technischer Betätigung treibt. So baut er, nachdem ihn ein Konflikt mit seinem Pfarrer aus dem Amte getrieben, in seinem Heimatdorfe eine Talsperre und fängt die Wasserkräfte in Turbinen und Dynamos auf, um seinem Dörfchen Licht und Kraft aus elektrischer Anlage zu liefern. Die Arbeit steht kurz vor ihrer Vollendung. Da sticht nach einem schweren Gewitterregen die dem abtrünnigen Kaplan feindliche Dorfjugend den Staudamm in dunkler Nacht heimtückisch an, und dieser schlimme Streich kostet Kaß' treuestem Kumpan, dem alten Wöllem, das Leben. Die unterspülte Staumauer erschlägt den Greis im Einsturz. Und nun kommt die Hauptszene des Buches. Kaß' Feinde wollen dem alten Wöllem das Sterbegeläut versagen. Die Geistlichkeit wirft dem Toten vor, er habe seine Ostern nicht gehalten. Da holt Fenn Kaß aus der Schmiede den schwersten Hammer und stürmt zum Glockenturm. Die Burschen haben sich dort drohend geschart, den Schlüssel zum Turm geben sie nicht heraus. „Die Sterbeglocke wird geläutet," ruft Fenn, „und ist es nicht für den Alten, so ist es für den, der ihn auf dem Gewissen hat." Er



Die Herbstversammlung des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel, die Ende September in Goslar tagte: 1. Kurt Fernau, erster Schatzmeister des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 2. Max Kretschmann, zweiter Schriftführer des Börsenvereins. 3. Kommerzienrat Karl Siegismund, erster Vorsteher des Börsenvereins. 4. R. L. Prager, Vorsitzender des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel. 5. Oskar Schuchardt, Schatzmeister des Verbandes. 6. Artur Seemann, zweiter Vorsteher des Börsenvereins und Schriftführer des Deutschen Verlegervereins. 7. Paul Nitschmann, Schriftführer des Verbandes. 8. Georg Kreyenberg, erster Schriftführer des Börsenvereins. 9. Oskar Schmorl, zweiter Schatzmeister des Börsenvereins. Phot. H. Stumm.

schwingt den Hammer hoch über seinem Kopfe. Die Burschen ducken sich und weichen zur Seite. Da saust der eiserne Würfel gegen die Tür, daß sie krachend und splitternd aus dem Schlosse fährt. Und Kaß läutet die Sterbeglocke für den alten Freund. Nun geht Fenn Kaß nach München an die Technische Hochschule und wird, wozu ihn die Natur bestimmt hatte — Ingenieur. Der Untertitel „Roman eines Erlösten" könnte insofern irreführen, als er auf ein scharfes Tendenzwerk schließen läßt. Das ist dieser Roman zu seinem Glück aber durchaus nicht. Er gibt in Schlichtheit Geschehnisse, die er frisch und natürlich ohne jede Erhitzung berichtet. Das gibt dem Buch zwar einen Schatten von Nüchternheit, aber doch auch die Farbe der Gesundheit und Tüchtigkeit. Seine Schilderungen wirken wie Dokumente der Echtheit, die Jugendjahre im Dorfe, die Studienjahre im Konvikt, alles zeigt den Stempel des Erlebten. Es wird einfach und ohne Umschweif und Nebenzweck lebendig berichtet, wie Fenn Kaß aus einem Priester in einen Techniker sich wandelt. Die Sprache Batty Webers ist knapp und von mundartlichen Feinheiten erfrischt und gekräftigt.

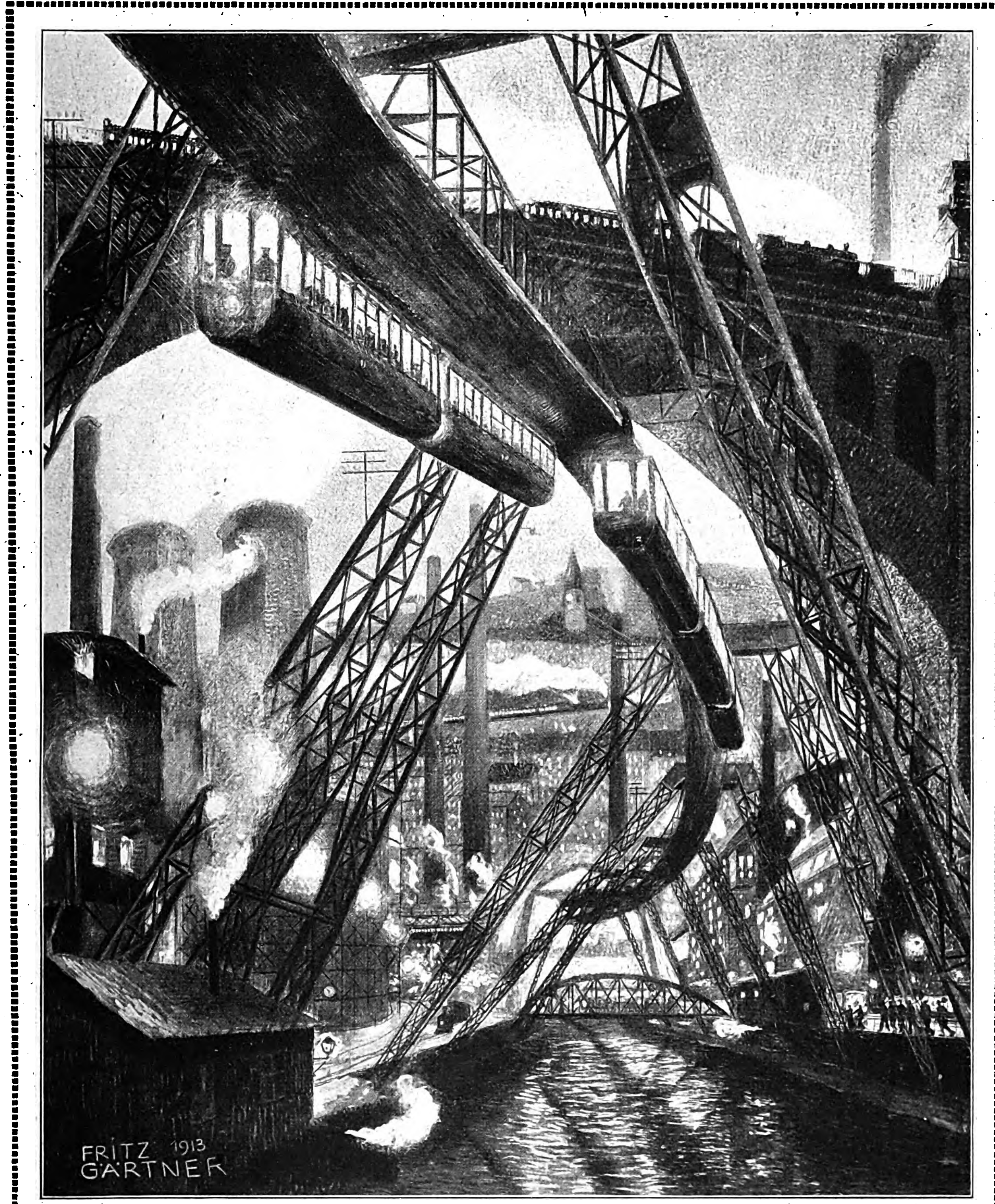


Dr.-Ing. Rudolf Diesel, der Erfinder des Diesel-Motors, verschwand während der Überfahrt von Antwerpen nach London; man nimmt an, daß er während eines Nachtspaziergangs über Bord fiel. Wir haben das Lebenswerk des hochverdienten Erfinders erst vor kurzem (Weltrundschau S. 313) in einem Porträt-Artikel gewürdigt.

Ein außerordentlich feinsinniges, von hoher Kultur durchwehtes Buch ist Ernst Weiß' Wiener Roman „Die Galeere" (S. Fischer, Berlin). Es ist die traurige Geschichte eines jungen Gelehrten, der Röntgens große Erfindung weiter ausbaut, aber in jungen Jahren, an der Schwelle seines Gelehrtenruhmes, durch die Einwirkung der X-Strahlen sich an den Händen ein Krebsleiden zuzieht, das seinen ganzen Körper in Mitleidenschaft nimmt und dem jungen 27jährigen Professor den frühen Tod bereitet. Dr. Erik Gyldendal schmachtet, angeschmiedet an die Galeere des wissenschaftlichen Ehrgeizes. Der Sohn eines Millionärs, kann Gyldendal sich's leisten, die für den Experimentator so kostspieligen Studien des Röntgen-Forschers in einem eigenen Laboratorium zu treiben. So arbeitet der junge Gelehrte rastlos, bis seine Nerven versagen, und er schlaflos wird und aller Jammer der Neurasthenie über ihn kommt. Dies ist der Zeitpunkt, da die Frauen Macht über Erik gewinnen. Er mußte erst ermattet zu Boden sinken, damit die Erotik ihn packen konnte. Dina Ossonskaja, ein reiches russisches Mädchen, kommt regelmäßig in Eriks Kolleg. Jetzt erst, da er nicht mehr so recht arbeiten kann, bemerkt sie der Dozent. Er nähert sich ihr, sie zeigt ihm, daß sie ihn liebt. Aber seine Liebesanträge weist sie zurück. In seiner Überreiztheit bekommt Erik einen so schweren Konflikt mit seiner Mutter, daß ihn der Vater aus dem Hause weist und dem verwöhnten Sohne jede fernere Geldunterstützung entzieht. Ein studierendes Mädchen, Helene Blütner, gibt ihm aus ihrem Erbteil die Mittel, sein Studium fortzusetzen, und mit Hohnlachen wohnt Erik der Szene bei, da seine beleidigte Mutter in seinem vom Gelde der Eltern eingerichteten Laboratorium die kostbaren Apparate seiner Forschung mit ihren Füßen zerstampft. Erik Gyldendal, der verwöhnte Selbstling, nimmt Helene Blütners Geld- und Liebesopfer skrupellos an. Nach einem kurzen Liebesrausch an Helenens Seite sieht und erkennt er, daß er Helenens strahlend schöne Schwester, die Geigenvirtuosin Edith, liebt, und in dieser Erkenntnis verläßt er Helenen. Jetzt kehrt auch Dina Ossons-



Von der Revolution in Mexiko: Ein Gruppenbild mexikanischer Regierungstruppen während der Belagerung der Stadt Guaymas im Staat Sonora. Seit der Vertreibung des Präsidenten Porfirio Diaz ist Mexiko, dessen zerrüttete Verhältnisse wir bereits in der Weltrundschau 1912 (S. 472 u. f.) eingehend geschildert haben, nicht mehr zur Ruhe gekommen, und vor wenigen Wochen erst drohte sogar ein Konflikt mit den Vereinigten Staaten. Das unglückliche Land scheint langsam seinem Zerfall entgegenzutreiben.



Aus der Internationalen Baufachausstellung in Leipzig, deren Besucherzahl bereits die dritte Million überschritten hat. Unsere Abbildung zeigt das fesselnde Gemälde „Die Schwebebahn" im „Monument des Eisens". Schöpfer des Gemäldes ist der Maler Fritz Gärtner auf Schloß Mallinckrodt bei Wetter a. d. Ruhr.

kaja reuig zurück und bietet Erik ihre Liebe an. Er kann sie nicht nehmen, und Dina fällt einem griechischen Abenteurer in die Hände, der sie an den Bettelstab bringt und seelisch und körperlich zugrunde richtet. Gyldendals Mutter kann es ohne ihren Sohn nicht ertragen, sie sucht ihn zurückzugewinnen, da zeigen sich schon an seinem Körper die Spuren des Verfalles, die die Einwirkung der Strahlen hervorgerufen. Edith Blütner weist den Eheantrag des Todgeweihten ab — und in höchster Not schreit Erik nach Helenen, die er verstoßen und verlassen hatte. Sie ist inzwischen die Braut eines von ihr nicht geliebten Arztes geworden, aber sie kommt und gelobt Erik, bei ihm auszuharren, wenn die Schatten der Vernichtung sich über ihn senken. Das ist in großen Zügen der Gang der Handlung dieses wunderfeinen Buches, dessen süßeste Reize in der Darstellung liegen. Diese ist mit einer gewissen Herbheit geführt, knapp, gedrungen, von einer sehr anmutenden Keuschheit, die taktvoll sich weigert, das Letzte zu sagen. Tiefe Reife und Welt- und Lebenskenntnis sprechen aus dem Werke, das eine



Prof. Dr. Otto v. Schjerning, Generalstabsarzt der deutschen Armee, Chef des Sanitätskorps und der Medizinalabteilung im Kriegsministerium, feierte am 4. Oktober seinen 60. Geburtstag. Der hervorragende Mediziner, der sich um die Entwicklung des Militärmedizinalwesens große Verdienste erworben hat, bekleidet auch den Posten eines Direktors der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen und ist Mitglied der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Senats.



General der Kavallerie z. D. Frhr. v. Bissing, Mitglied des preußischen Herrenhauses, beging in diesen Tagen sein 50jähriges Militärjubiläum. Er war zuletzt Kommandierender General des 7. Armeekorps in Hannover und lebt seit sechs Jahren im Ruhestand, obwohl er zu den schneidigsten und tüchtigsten Offizieren der Armee zählt. Geboren 1844, trat er 1863 in das Heer ein und machte eine glänzende Karriere. Einige Jahre nach seiner Pensionierung wurde er durch Stellung à la suite des Regiments der Gardedukorps ausgezeichnet. Hofphot. E. Bieber.



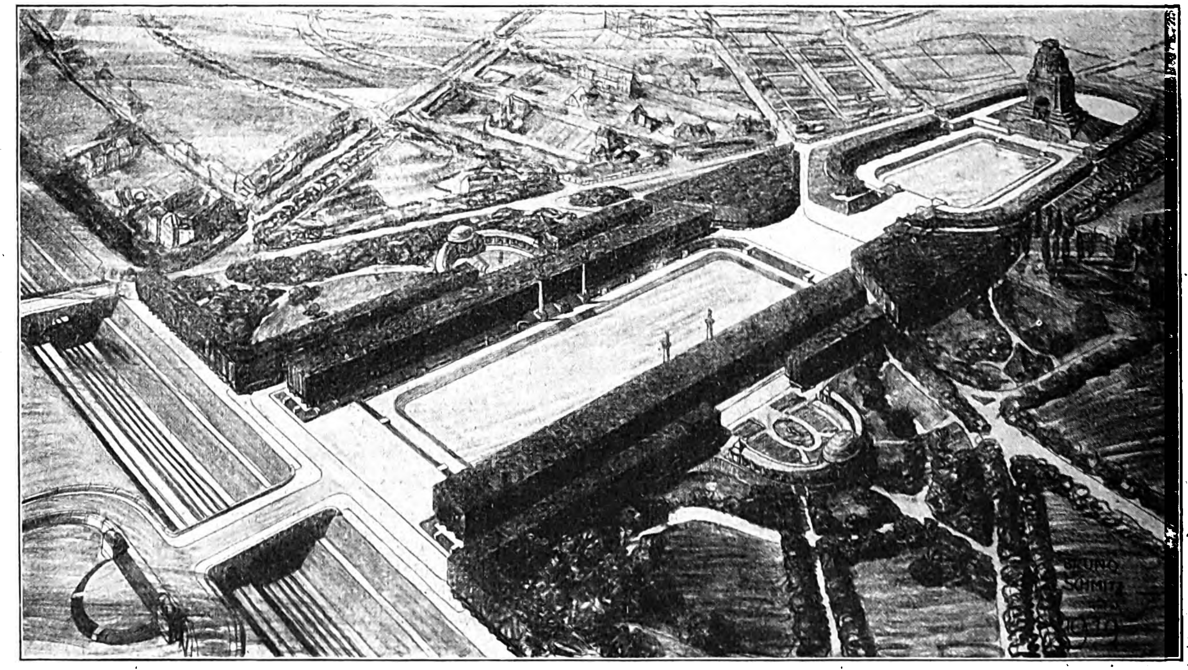
Generalmajor a. D. A. W. v. Ringler, der Senior der deutschen Generalität, beging in Stuttgart sein 80jähriges Militärjubiläum. Er ist 1817 zu Sulz am Neckar als Sohn eines Offiziers geboren und trat 1833 in die ehemalige württembergische Kriegsschule ein. Am 3. Oktober 1837 wurde er Offizier, machte als Bataillonskommandeur den Feldzug 1866 mit und focht mit Auszeichnung bei Tauberbischofsheim. Im Kriege 1870/71 erhielt er für sein tapferes Verhalten bei Wörth, Sedan, Villiers und der Belagerung von Paris das Eiserne Kreuz 2. u. 1. Kl.

Fülle interessanter Gestalten am Leser vorüberführt. Es ist erschütternd, in diesen Seiten mitzuerleben, wie der junge Gelehrte, der eben die ersten Früchte ernsten Forschens ernten will, die Hand des Todes auf seiner Schulter fühlt, und wie er nach einem ersten knappen Erschauern sich umwendet, dem großen Dunkel zu, dem er dann mit langsamen, aber entschlossenen Schritten entgegengeht. Hans Land.

Die Leipziger Kampfbahn.

Von Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Rolfs.

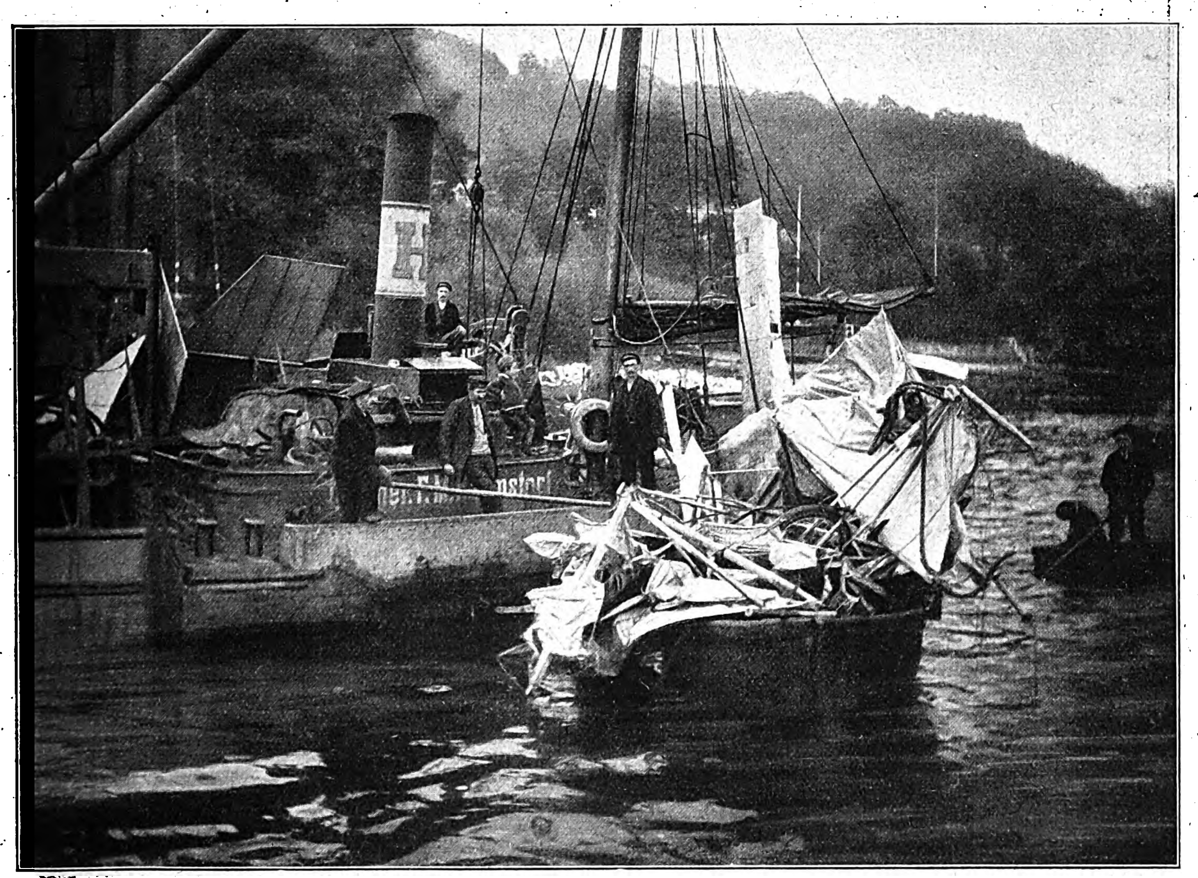
Um das Völkerschlachtdenkmal, das am 18. Oktober seine feierliche Weihe erfahren wird, in seiner ganzen gewaltigen Größe zur Geltung zu bringen, ergibt sich die Notwendigkeit, den Blick durch einfache monumentale Linien darauf hinzuführen.



Die Leipziger Kampfbahn, die zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals errichtet werden soll. (Siehe auch den obenstehenden Artikel.)

Diesem Zweck dient die Leipziger Kampfbahn, deren Entwurf die nebenstehende Abbildung zeigt. Ringsum von Parkanlagen umgeben wird sie eine ungefähre Länge von 250 m und eine Breite von 95 m erhalten, also nicht so groß sein wie das „Stadion" im Grunewald; Raum ist für fünfzehntausend Menschen vorgesehen, was für die Zwecke der Kampfbahn genügt. Da eine Verquickung mit einer Anlage für den Schwimmsport vermieden ist, indem für den gesamten Wassersport eine unvergleichliche Anlage im Westen der Stadt (mit einem Kostenaufwand von 8—9 Millionen Mark) geschaffen wird, bleibt die Einheitlichkeit der Linienführung gewahrt. Eine zweite kleinere Kampfbahn bildet das gewöhnlich mit Wasser gefüllte Becken zu Füßen des Denkmals. Das Wasser kann leicht abgelassen werden, und es entsteht nun ein Platz, der für alle solche Vorführungen geeignet ist, die aus der Nähe gesehen werden sollen. Aus dieser Doppelanlage, die durch den geräumigen, für den Verkehr großer Menschenmassen notwendigen Denkmalsvorplatz getrennt wird, ergeben sich große Vorteile für den Betrieb der Kampfspiele. Welche großartige monumentale Linienführung dadurch entsteht, zeigt ein Blick auf die Abbildung. Auch das Ausstellungsgelände der Stadt Leipzig ist damit unschwer in Einklang zu bringen, und es entsteht so eine Gesamtanlage, die kaum irgendwo ihresgleichen hat. Nun ist die Stätte selbst aber ganz besonders mit der deutschen Geschichte verknüpft, und weil dies der Fall ist, hat der Deutsche Kampfspielbund sich zu dem Zweck gebildet, an dieser einzigartigen Stelle seine Bestrebungen zu verwirklichen und gerade in Leipzig für ganz Deutschland ein Vorbild zur eifrigen Nachahmung im kleinen wie im großen zu schaffen. Keine Monopol- also, keine Zentralisationsbestrebungen, die etwa andere Gemeinwesen ausschließen, beschränken oder herabdrücken möchten, beseelen den DKB! Im Gegenteil, je reichere Frucht die von Leipzig ausgehende Anregung einst trägt, je mehr Kampfbahnen also auf deutschem Boden errichtet, je mehr Kampfspiele in deutschen Landen aufgeführt werden, um so vollkommener wird die Aufgabe der Leipziger Kampfbahn gelöst und — um so wirkungsvoller für unser Volkstum gearbeitet.

Was sind diese Aufgaben? Sie gehen von dem Gedanken aus, daß das heutige Deutschland einer umfassenderen Körperzucht als bisher bedarf, will es in der Welt seinen Platz behalten. Um den Sinn für Körperzucht bei unserm Volk zu einer solchen Höhe zu erheben, daß sie bei der Erziehung unserer Jugend (und zwar vor allen Dingen der großstädtischen, der der Volksschulen und Fortbildungsschulen nicht minder als der Mittel- und der Hochschulen) eine ebenso große Rolle spielt wie unsere straffe geistige Zucht, will der Kampfspielbund alle fünf Jahre Kampfspiele abhalten. Um diese Kampfspiele so eindrucksvoll wie möglich zu gestalten, sollen sie nicht Selbstzweck sein, sondern in dem Dienste vaterländischer Gedenkweihen stehen und, wie sie zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals stattfinden, die Erinnerung an vaterländisch bedeutsame Ereignisse zum Gegenstand haben. So werden sie im Jahre 1920 die Erinnerung an das Jahr 1870/71 feiern. Sie sind aber auch noch in einem andern Sinne nicht Selbstzweck. Vielmehr sollen sie sich auch in den Dienst der Pflege deutschen Volkstums stellen, indem nicht nur Körperzucht in Turnen, Sport und Spiel zur Darstellung kommt, sondern auch die Kunst in Dichtung und Musik, Malerei und Bildhauerei, besonders in der Form der Heimatkunst. Es ist dieser Gedanke der Verbindung von Kunst und Körperzucht zwar uralt, aber der Neuzeit so gut wie ganz aus dem Gedächtnis entschwunden: wir haben großartige Turnfeste und Sportveranstaltungen umfassender Art, aber die Pflege der Kunst steht



Vom Absturz des Fliegers Dahm in die Elbe. Der bekannte Fliegeringenieur Dahm, der durch seinen erfolgreichen Flug vom Bodensee nach Hamburg die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, wurde bei der Fortsetzung des Flugs nach Memel von einem Unglück betroffen. Er stürzte bei Schulau aus 150 m Höhe mit seinem Monteur infolge eines Propellerbruchs in die Elbe. Dahm blieb unversehrt, während sein Monteur bedeutende Verletzungen erlitt. Unsere Aufnahme zeigt die Trümmer des mit seinen Insassen aus der Elbe aufgefischten Flugzeugs. Phot. H. Hesemann.



Freiherr Konrad v. Hötzendorf, der österreichisch-ungarische Generalstabschef, dessen Rücktrittsabsichten lebhaftes Aufsehen erregten. Der hervorragende Offizier und Militärschriftsteller wurde 1852 als Sohn eines hohen Offiziers in Penzig bei Wien geboren und trat 1871 als Leutnant in die Armee ein. Bei den Kämpfen in Bosnien und Dalmatien zeichnete er sich durch besondere Tapferkeit aus. Im Dezember 1912 übernahm er zum zweitenmal den verantwortungsreichen Posten des Generalstabschefs. Phot. Atelier Adele.

abseits. Erst die Entwicklung der psychologischen Pädagogik auf biologischer Grundlage arbeitet diesen Gedanken, der einst schon im alten Griechenland die vollkommenste Verwirklichung gefunden hatte, zu neuem Leben heraus. Wie eng aber die Kunst mit der allgemeinen Entwicklung eines Volkes verbunden ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Und so ergibt sich die Aufgabe, nach rein vaterländischen Gesichtspunkten die Pflege des deutschen Volkstums durch Körperzucht und Kunst zu entwickeln und zu fördern. Es soll ein einziges großes Kulturbild sein. Schon hieraus kann man erkennen, daß es sich weder um Feste im üblichen Sinn des Wortes noch um solche handelt, die in der Gestalt von Turnfesten oder sportlichen Veranstaltungen nur dem einen Zweck dienen, einen Überblick über die jeweiligen Leistungen auf diesem oder jenem Gebiete der körperlichen Tüchtigkeit zu geben. Bei den deutschen Kampfspielen handelt es sich vielmehr um ein Gesamtbild deutscher Kultur, um die Pflege des ganzen Volkstums, also im letzten Sinne darum, die Gesamtkraft des Volkes zu fördern.

Keine andere Stätte wie Leipzig vereinigt aber in so ungewöhnlich günstiger Weise alles, was notwendig ist, um diese Aufgabe in dem oben genannten Sinne zu lösen und Leipzig selbst so vorbildlich auszugestalten, daß es überall im Deutschen Reich zur Nachahmung anregt. Hierzu kommt, daß es schon heute eine wichtige Frage für unsere Hochschulen bedeutet, in welcher Weise sie das Gebiet der Körperzucht für die Forschung wie auch für die Bildung unseres Volkstums nutzbar machen sollen. Auf den Hochschulen werden die Führer unseres Volkstums herangebildet. Bei den Hochschulen muß also auch eingesetzt werden mit der Bildung der Führer auf dem Gebiet einer Erweiterung und Vertiefung der Körperzucht. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß nicht nur unsere Ärzte und Ärztinnen in dieser Beziehung lernen, was unserem Volke not tut, sondern auch daß jeder Beamte und jeder Lehrer wissenschaftlich und praktisch die Bedeutung der Körperzucht für unser Volkstum erfaßt. Hierzu sind aber zwei Dinge notwendig: wissenschaftliche Forschungsinstitute und praktische Übungen turnerischer und sportlicher Art in enger Verbindung mit unsern Hochschulen. Für beides ist Leipzig gerade im Hinblick auf die Anlage der Kampfbahnen besonders geeignet, und daher richtet der Deutsche Kampfspielbund auf dieses Ziel seine besondere Aufmerksamkeit.

Möchte er mit seinen Bestrebungen nicht nur in Leipzig, sondern im ganzen Deutschen Reich, ja überall, wo Deutsche wohnen, tatkräftige Unterstützung finden! Jahrelange Arbeit wird erforderlich sein, um Leipzig zu dem zu machen, wozu es sich besonders eignet, und wovon das Völkerschlachtdenkmal das erste sichtbare Zeugnis bildet: nämlich zu einem bedeutenden Mittelpunkt unseres gesamten Volkstums. Ein hohes Ziel, das höchster Anspannung wert ist und von allen vaterländisch Gesinnten ohne Unterschied in gemeinsamer Arbeit angepackt und vollendet werden sollte.

Konrad v. Hötzendorf.

Von Generalleutnant z. D. Metzler.

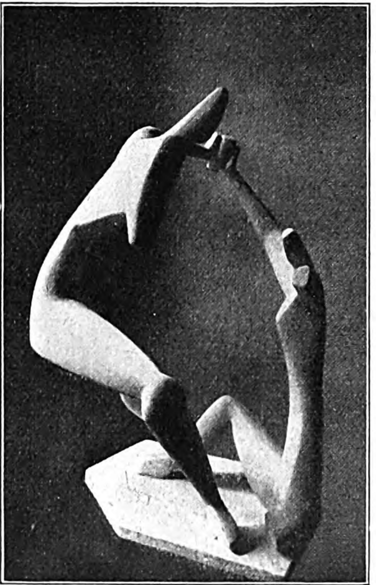
Auch in Zeiten, da die militär-politische Spannung nicht besonders hoch ist, blickt jedermann mit besonderem Interesse auf den Mann im Reiche, der im Frieden das Wort aussprechen muß, daß die militärischen Kräfte des Landes zur Unterstützung der Politik ausreichen: auf den Chef des Generalstabes der Armee, wie er in Deutschland, auf den Chef des Generalstabes für die gesamte bewaffnete Macht, wie er in Österreich-Ungarn genannt wird. Das Interesse reicht weit über die Grenzpfähle des eigenen Landes hinaus, bei Freund und Feind. Das ist sehr wohl begreiflich, denn bei der Wertbemessung der Wehrkraft eines Landes bildet der vom Chef des Generalstabes erzogene Geist der Feldherrngehilfen eine gewichtige Rolle. Und aus ihnen erwachsen die künftigen Führer. Überdies muß angenommen werden, daß der Generalstabschef der Armee im Frieden auch der Bearbeiter der operativen Entwürfe im nächsten Kriege sein wird. Daß die Presse aller Länder die seit Schluß der Manöver angekündigten Rücktrittsabsichten des Freiherrn Konrad v. Hötzendorf von seinem Posten als österreichisch-ungarischer Generalstabschef besonders lebhaft besprach, ist dadurch zu erklären, daß absonderliche, nicht rein militärische Verhältnisse in Betracht gezogen wurden. Am 2. Oktober ist denn der Würfel gefallen — zugunsten des seitherigen Generalstabschefs. Den Meinungsverschiedenheiten mit dem Thronfolger soll keine weitere Tragweite gegeben, dem General Konrad v. Hötzendorf soll als Chef des Generalstabes für die gesamte bewaffnete Macht ein uneingeschränkter Wirkungskreis

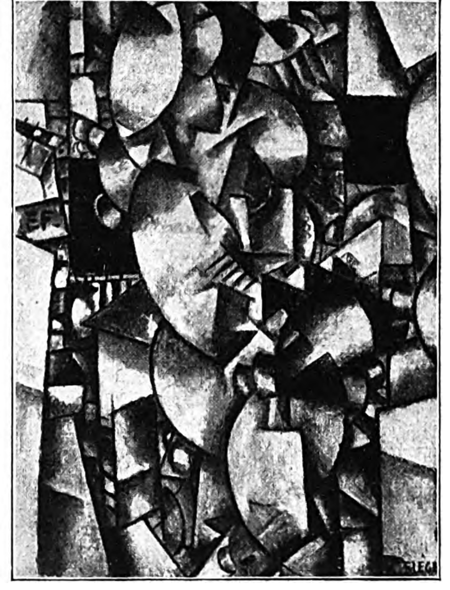
verbürgt werden! Der österreichisch-ungarischen Armee und dem ganzen Reich wird diese Entschließung, wenn von Bestand, zum Segen gereichen.

Die Persönlichkeit des Freiherrn Konrad v. Hötzendorf hat sich als so bedeutend erwiesen, daß ihre besondere Schilderung angezeigt erscheint. Sie soll sich aus begreiflichen Gründen auf das militärische Gebiet beschränken. Als Sohn eines Obersten wurde Franz Freiherr Konrad v. Hötzendorf im Jahre 1852 zu Penzig bei Wien geboren. Militärisch erzogen in der Hainburger Kadettenschule, im Wiener-Neustadter Theresianum, auf der Kriegsschule, begann er seine Offizierslaufbahn am 1. September 1871 als Leutnant im 11. Feldjäger-Bataillon. Schon 1876 war er Brigade-Generalstabsoffizier. 1877 zum Oberleutnant befördert, beteiligte er sich 1878 bei der 4. Infanterie-Truppendivision an der Okkupation Bosniens, 1879 nahm er als Generalstabsoffizier bei der Südkolonne unter General Killic teil an der Besetzung des Lim-Gebietes. Beim Gefecht bei Lipac, bei den Operationen nach Tuzla, nach Sarajevo, Konjica, Mostar und Kalinovic in der Zagorje wurde er in kriegerische Verhältnisse eingeführt. Schon 1879, also im 27. Lebensjahr, ward er zum Hauptmann befördert, 1882 kam er in den Generalstab. Im Stabe der 47. Infanterie-Truppendivision nahm er während der Insurrektion in Süddalmatien teil an den Gefechten bei Ledenice, Ubalac-Veljeselo, Bratlo, Ubi, Maciaplanino. Hier begründete er seinen Ruf größter persönlicher Schneidigkeit. Aber auch als Generalstabsoffizier bewährte er sich aufs vollkommenste, so daß der Satz auf ihn anwendbar erschien: Willst du den Wert des Generalstabs wissen, so frage die unterstellte Truppe. Auf jene Zeit kann Konrad v. Hötzendorf mit größter Genugtuung zurückblicken; auf das Urteil seiner damaligen Kameraden kann er stolz sein! Am 1. November 1883 zur 11. Infanterie-Truppendivision in Lemberg versetzt, deren Generalstabsoffizier er später wurde, kam er 1887, im 35. Lebensjahr, als Major ins Operationsbureau. 1888 wurde er Lehrer der Taktik an der Kriegsschule, 1889 Oberstleutnant, 1893 Oberst, 1894 Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 1 in Troppau, 1899 Kommandeur der 5. Infanterie-Brigade in Triest, 1903 Kommandeur der 8. Infanterie-Truppendivision in Innsbruck. Im November 1903 zum Feldmarschall-Leutnant befördert, wurde er am 18. November 1906 zum Chef des Generalstabes für die gesamte bewaffnete Macht ernannt. Am 2. Dezember 1911 dieses Amtes enthoben und zum Armee-Inspekteur ernannt (Feldmarschall-Leutnant Schemua war sein Nachfolger), kam er zum zweiten Male, am 12. Dezember 1912, zu kritischer Zeit, in die verantwortungsreiche Stelle des Generalstabschefs.

General Konrad v. Hötzendorf gilt in der österreichisch-ungarischen Armee als einer der hervorragendsten Offiziere und als einer der bedeutendsten Militärschriftsteller. In seinen Werken behandelte er meistens taktische Fragen; die beachtenswertesten wurden in den Jahren 1894 bis 1903 verfaßt. „Es ist vor allem der Geist, welcher siegt — der Geist, der Führer und Truppen beseelt," das ist die Erkenntnis, zu der er gelangte und die er predigte. Nach Danzers Armeezeitung stellte er für die Armee, abgesehen von der Generalstabs- und Führererziehung und abgesehen von Organisationsfragen, lediglich für die Ausbildung der Truppen schon zur Zeit seiner ersten Berufung zum Chef des Generalstabes u. a. nachstehende Forderungen auf, die als ein Teil seines in letzterer Zeit so oft erwähnten „Programms" betrachtet werden können. Er verlangte ein von allem Überflüssigen befreites, ausschließlich auf das Kriegsbedürfnis reduziertes und taktisches Felddienstreglement, ein alle überflüssigen Dienste und Förmlichkeiten ausscheidendes Dienstreglement; ein die Handhabung und die Zielregeln auf das einfachste reduzierendes Gewehr, eine einfache, von allen Künsteleien, Pedanterien und Kompliziertheiten freie Schießinstruktion, eine alle überflüssigen theoretischen Kenntnisse ausscheidende, rein praktische Unterweisung fordernde Schießinstruktion; für jede Garnison die Schaffung ausreichend großer Normalschießstätten; ausreichend große und dauernd verfügbare Gefechtsschießplätze für die Übungen im feldmäßigen Schießen; dann ebenfalls für jede Garnison ausreichend große Gefechtsübungsplätze, die jährliche Vornahme der größeren Übungen in tunlichst unbekanntem, wechselndem Terrain; die Schaffung eines ausreichenden und tüchtigen Berufsunteroffizierskorps; die Betreibung der Disziplinierung, Ausbildung und Übung mit aller Intensität, daher aber auch die Vermehrung der Offiziere unteren Grades; die Einschränkung der zahlreichen Schreibereien, Eingaben, Ausweise, Berichte, Vormerkungen, Rapporte usw.; die Schaffung von Kommandiertenabteilungen zwecks Befreiung der Kompagnie von all den verschiedenen Touren, Fassungs- und Arbeitskommanden, Kommandierungen; Abschaffung der nur Produktionszwecken dienenden militärischen Schaustücke und deren zeitraubende Einübung, dafür Verschär-







Futuristische Schöpfungen aus dem Berliner Herbstsalon des Sturm, den unser Kunstkritiker bereits in der letzten Weltrundschau gewürdigt hat. Links: „Meiner Braut gewidmet", Gemälde von Marc Chagall, Paris. Mitte: Futuristische Skulptur „Der Tanz" von A. Archipenko, Paris. Rechts: „Nacktes Modell im Atelier" von Leger, Paris. Phot. Boedecker.

sung der Forderungen hinsichtlich straffer Disziplin und strammer Haltung nach bedeutenden Leistungen und Entbehrungen; Verschärfung des Disziplinarstrafverfahrens, etwa durch die Bestimmung, daß die im Arrest zugebrachte Zeit nachzudienen ist.

Vorzüglich ist dieses Truppenprogramm. Wenn General Konrad v. Hötzendorf annahm, daß seine urgesunde Forderung der kriegsmäßigen Anlage und Durchführung aller militärischer Übungen nicht ausgeführt wurde, so hätte dies allein genügt, um seine — glücklicherweise abgeschlagene — Bitte um Enthebung von seinem Posten zu rechtfertigen. Über den Entscheid des Allerhöchsten Kriegsherrn werden alle, die in Österreich-Ungarn den schlichten, tüchtigen General mit seinem Idealismus kennen, hochbefriedigt sein.

Politik und Völkerleben.

Der Balkan. — Die Welfenfrage. — Amerikanische Tarifreform.

Die Türkei hat mit Bulgarien Frieden geschlossen und dabei ohne Schwertstreich einen großen Erfolg errungen. Entgegen den Bestimmungen des Londoner Abkommens hat die Türkei sich Adrianopel gerettet, Kirkkilisse und die ganze Westhälfte Thraziens. Dieses von den Türken zurückgewonnene Gebiet ist nicht so sehr mit Hinblick auf seinen Umfang oder gar seine Bevölkerungsziffer beträchtlich, als vielmehr durch seine strategische Lage und die Wichtigkeit, die es für die Verteidigung Konstantinopels besitzt. Was das Osmanenreich hier durchsetzte, verdankt es keiner Waffentat; nur einer günstigen Augenblickskonstellation gewann es diesen Vorteil ab. Denn Bulgarien war von seinen früheren Waffenbrüdern umstellt, und Rußland wenig geneigt, zugunsten Bulgariens einzugreifen. Im Gegenteil sah das Zarenreich bei dieser Wendung der Dinge seine alten Hoffnungen und Wünsche auf den dereinstigen Besitz Konstantinopels neu belebt. Von der türkischen Armee geht die Kunde, sie sei inzwischen durchaus neu organisiert worden und jetzt ungefähr auf den Stand gekommen, auf den man sie bei Ausbruch des ersten Balkankrieges eingeschätzt hatte. Man kann das glauben oder nicht glauben — jedenfalls hat dieses Heer noch keine Gelegenheit gehabt, seine jetzt angeblich erreichte bessere Organisation praktisch zu erweisen. Dem sei, wie ihm wolle, aber die Tatsache, daß mit den den Bulgaren in letzter Stunde abgerungenen Gebieten die Türkei nun doch noch in Europa Striche besitzt, die sie zu verteidigen, zu verwalten und dauernd zu bewachen hat, diese Tatsache kann unter Umständen dem Osmanenreiche zum Schaden werden. Es könnte sich herausstellen, daß die Londoner Abmachungen eine stabilere Türkei auf die Füße gestellt hätten, ein Reich, das in Asien sich konzentrieren und seinen inneren Neuausbau wirksamer und dauerhafter auf dem Boden der alten Stammlande hätte ausführen können, als jetzt, da es seine gefährdetste Stelle in Europa besitzt und dortselbst demgemäß eine große und starke Armee dauernd zu erhalten gezwungen sein wird. Die den Bulgaren gegenüber erzielten Erfolge haben es mit sich gebracht, daß die Türken sich bei den Friedensverhandlungen mit Griechenland nun auch noch besonders schwierig zeigten. Es sind die kleinasiatischen Inseln, um deren Besitz zwischen beiden Staaten so heftig gestritten wird, daß ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten vorübergehend gedroht hat. Den Serben ist nun endlich, wie es scheint, gelungen, die über die Grenzen hereinflutenden Albanierhorden zurückzudrängen. Ziemlich spät hat die albanische provisorische Regierung kundgetan, daß sie die Vorstöße der albanischen Rebellen gegen Serbien mißbillige. Es wäre nun aber sehr an der Zeit, endlich die Wahl des albanischen Fürsten zu vollziehen und damit in diesem neu geschaffenen Staate den Anfang zu einer gründlichen Ordnung zu machen.

Es hat starkes Aufsehen erregt, daß der deutsche Bundesrat bei Wiederaufnahme seiner Arbeiten noch keine Entscheidung über die braunschweigische Thronfrage getroffen hat. Denn es war die Rede davon gewesen, daß der Prinz Ernst August von Cumberland bereits im November dieses Jahres die Regierung in Braunschweig übernehmen sollte. Daß in der Frage des endgültigen Verzichtes auf Hannover auch jetzt noch das Haus Cumberland zu keiner klaren Kundgebung sich bereitfinden läßt, hat zu Verstimmungen geführt, die Kaiser Wilhelm II. hinderten, den Gegenbesuch in Gmunden beim Oberhaupte des Hauses Cumberland zu machen, wie auch erzählt wird, daß der Kaiser seit den Hochzeitsfeierlichkeiten seinen Schwiegersohn, den Prinzen Ernst August, nicht wiedergesehen haben soll. Man vermutet, daß der Reichskanzler angesichts dieser hartnäckigen Haltung des Hauses Cumberland neue Bedenken geltend machen und daß nach alledem, falls nicht eine Sinnesänderung auf cumberländischer Seite einträte, vielleicht mit einer Verzögerung der braunschweigischen Thronbesteigung gerechnet werden müßte. In weiten Kreisen des deutschen Volkes wird diese Angelegenheit mit großer Spannung verfolgt, und die Reichsregierung wird damit rechnen müssen, daß starke nationalistische Schichten in Deutschland bei der Entscheidung dieser Dinge allzu große dynastische Konzessionen schmerzhaft und unwillig empfinden würden.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Wilson, hat seine erste große Regierungstat zu verzeichnen. Es ist seinem staatsmännischen Geschick gelungen, gegen die schwerwiegenden Interessen des Kapitals mit dem neuen amerikanischen Zolltarif eine Herabsetzung der Einfuhrzölle von 40 auf 26 Prozent durchzusetzen. Damit wurde ein Hauptpunkt des Programms erfüllt, das mit dem Siege der Demokraten bei der Präsidentenwahl aufgestellt worden ist. Jahrzehntelang haben die Vereinigten Staaten im Zeichen des Protektionismus gestanden. Es war in Amerika zu einem Glaubenssatz geworden, daß allein die Schutzzölle die Quelle des amerikanischen Wohlstandes und Reichtums waren. In langen Perioden hatten die Demokraten eine Bekämpfung des Schutzzollsystems als den Hauptpunkt ihres Parteiprogramms angesehen, aber seit der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts machte der protektionistische Gedanke unter den Anhängern der demokratischen Partei erhebliche Fortschritte, da zur gleichen Periode der südliche Teil der Union sich immer vollständiger industrialisierte, jene Gegend, in der die Stammsitze der Demokratie zu suchen sind. Jetzt ließ das Interesse dieser Partei an der Bekämpfung der Schutzzölle so nach, daß dieser Programmpunkt fast nur noch auf dem Papier vorhanden war. Diese Lage änderte sich, als die Wirtschaftskrise am Ausgange des Jahres 1907 einsetzte. Eine schwere Teuerung griff bei sinkenden Löhnen um sich und brachte eine böse Krise. Als diese, entgegen den Hoffnungen der Republikaner, lange anhielt und nicht weichen wollte, da stiegen die Chancen der demokratischen Partei, der die Notlage des Volkes zu Hilfe kam. Ihr Wahlsieg entschied die Wendung, die die jetzt eingetretene Tarifermäßigung nach sich gezogen hat. Eine große Unterstützung zur Erringung dieses Erfolges genoß Präsident Wilson darin, daß sogar der Senat sich für die Zollherabsetzung erklärte; ja zur allgemeinen Überraschung nahm der Senat sogar eine Verschärfung der Zollherabsetzung vor, während diese Körperschaft früher die Leibgarde des Protektionismus gewesen ist. Dieser Umschwung in der Stellungnahme des Senates ist Roosevelt zu danken. Denn er war es, der es durchgesetzt hatte, daß schon die nächsten Senatsneuwahlen unmittelbar vom Volke vorgenommen werden. Im Hinblick auf diese drohenden Neuwahlen hat jetzt der Senat sein antischutzzöllnerisches Herz verblüffend rasch entdeckt und die Herabsetzung der Zölle bestimmt. In diesem Sachverhalt liegt es begründet, daß auch Roosevelt an diesem großen Reformwerk sein unzweifelhaftes Verdienst besitzt. Es wird nicht ausbleiben, daß auch die deutsche Industrie aus diesen amerikanischen Einfuhrerleichterungen Nutzen zieht, und dieser Umstand ist um so freudiger zu begrüßen, als er gerade zu einer Zeit eintritt, in der die Kurve des Erwerbslebens auf deutschem Boden die Neigung zum Niedergang zeigt und starke Arbeitslosigkeit um sich greift. Spectator.




Der Halligpastor.

Roman von Wilhelm Lobsien. (Fortsetzung.)

„Wollen Sie nicht wenigstens etwas essen? Die lange Fahrt übers Wasser macht hungrig."

In diesem Augenblick trat Peter Dirksen wieder in die Stube und sagte:

„Im Pastorat ist noch Licht. Binne ist noch da."

„Wer ist Binne?"

„Die Frau, die Ihnen Ihr Haus in Ordnung halten soll."

„Dann lassen Sie uns gleich gehen. Sie wird wohl etwas für den Abendbrotstisch haben. Und wenn nicht, dann ist's mir auch einerlei."

„Nun, wenn Sie denn durchaus wollen —"

„Ja, und mein Gepäck nehmen wir gleich mit."

Er verabschiedete sich kurz, und dann kreischte und jankte die Karre die Warft wieder hinunter, und das Licht tanzte wieder vor den beiden her.

Als sie vor ein Hecktor kamen, hielt Peter Dirksen einen Augenblick still und wies vor sich in das Dunkel hinein. Ein schwarzer Ballen lag dort, und daraus leuchtete ein blasses Licht.

„Das ist das Pastorat."

Und dann schob er weiter.

Ein breiter Priel trennte die Kirchwarft von der Tonnenswarft, aber kein Wasser war darin, da es Ebbe war. Und nur das seltsame Rieseln und Gurgeln im Schlamm kam zu den beiden herauf, als sie über die Prielbrücke schritten.

Am Fuße der Kirchwarft hielt Peter Dirksen an, hob das Gepäck und sagte:

„Nun sind wir da."

Sie schritten den Hügel hinauf, am hohen, schlichten Glockenturm vorbei, und da lag vor ihnen die kleine, vom Friedhof umgebene Halligkirche, daneben das Pastorat.

Der Halligbauer wollte anfangen zu erklären, aber Pastor Eichstädt unterbrach ihn:

„Bitte, nicht!"

Er wollte heute nichts hören, sondern wollte ganz die tiefe, feierliche Stille auf sich wirken lassen, und stand und blickte über die seltsam leuchtenden, weißen Grabsteine ringsumher.

Aber Binne hatte die Ankommenden gehört und öffnete die Tür. Gellend schrie die harte Glocke der Haustür durch den Abend.

Sie wußte zuerst nicht, wer vor ihr stand; aber dann erkannte sie im schwachen Licht der Laterne Peter Dirksen und schlug die Hände zusammen: „Herrgott! Kommt ihr schon? Ich bin ja noch gar nicht fertig. Ich dachte, Peter, du würdest eine Stunde später kommen."

„Nein, Binne, der neue Pastor wollte nicht erst essen, sondern gleich hierher."

„O du mein Gott, dann will ich nur gleich den Tee kochen. Wie gut, daß Melfs Frau mir alles gebracht hat."

Und dann schlurfte sie schnell ins Haus zurück.

Die beiden folgten ihr.

„Gehen Sie nur nach Hause."

„Aber der Tee . . ."

„Lassen Sie nur, liebe Frau. Ich habe seit meiner Studentenzeit selber mein Abendbrot hergerichtet und werde es auch wohl heute noch können. Zeigen Sie mir nur, wo alles steht, was Frau Melfs ausgepackt und hergebracht hat."

Die geschwätzige Alte wehrte mit Händen und Füßen ab. Aber es half ihr nichts, und ehe sie sich's versah, war sie sanft zur Tür hinausgeschoben und fand erst Zeit zu einem Nachtgruß, als sie mit Peter Dirksen am Fuße der Kirchwarft war.

Pastor Eichstädt war allein.

Er stand mitten im Zimmer und sah sich um.

Da stand rings das schlichte Hausgerät, das sein Vorgänger hinterlassen hatte. Der war in die Stadt gegangen, drüben auf dem Festland, und hatte mit der neuen Pfarre zugleich eine Frau genommen. Was sollten ihm da die Möbel, die er sich für die Zeit seiner Halligeinsamkeit gekauft hatte? Sie paßten nicht in sein neues Heim, und in der Freude darüber, daß er nun endlich seine junge Frau heimführen konnte, hatte er bestimmt, daß alles, was ihm hier draußen gehört habe, seinem Nachfolger dienen solle, sofern der auch unbeweibt sei.

Der neue Pastor stand und sah sich alles an. Schlichter und einfacher konnte es kaum sein. Ein Sofa an der einen Wand, mitten im Zimmer ein Schreibtisch aus rotgebeiztem Föhrenholz, dahinter ein Stuhl, ringsum an den Wänden, wie angeleimt, einige Stühle, ein Schrank, ein großes Bücherbord, und in der einen Ecke ein Rauchtisch. Pastor Eichstädt lächelte, als er darauf zuschritt und die Kästchen öffnete; eines war noch mit Tabak, ein anderes mit Zigarren halb gefüllt, und an den Haken rings an der Tischkante hingen noch mehrere Pfeifen. Ein Zettel war an der einen befestigt. „Auf daß dir's wohlgehe" stand darauf. Sein Vorgänger schien ein

Mann gewesen zu sein, der seine Bibel nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in den Freuden und Leiden des Alltags anzuwenden wußte.

Eichstädt hob die Lampe, ging langsam auf der mit einem großen, festen Teppich belegten Diele durchs ganze Zimmer und beleuchtete den Schmuck, der ringsum hing. Einige Landschaften, fremd, regellos, ohne inneren Zusammenhang. Das sollte anders werden, gleich morgen.

Er ging durch sein Schlafzimmer, besah flüchtig das weiße, aufgeschlagene Bett und ging über den Flur in ein anderes, größeres Zimmer, das mit seinen Kisten und Kasten angefüllt war, und schritt dann in die Küche. Der Kessel dampfte auf dem Herde, und auf dem Tische stand Brot und Belag. Er mochte nicht essen, hob den Kessel ab und ging wieder nach vorn ins Zimmer, stellte die Lampe auf den Tisch und setzte sich ins Sofa, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Das Licht fiel voll auf ihn und beleuchtete sein blasses, hageres, bartloses Gesicht.

Die Stille machte ihn müde. Da erhob er sich und trat vor die Haustür.

Der Himmel war klarer geworden, tausend Sterne brannten. Weit drüben hing das rote Leuchtturmlicht wie ein Blutstropfen am dunklen Horizont, und im Süden, weit, weit fern zerriß in kurzen Pausen das Feuer von Helgoland die Finsternis. Er schritt über den Kirchhof, zwischen den Grabsteinen hindurch und um die kleine Kirche herum und stand dann an der Nordwestseite seiner Warft, die hier direkt an dem großen Priel lag, den die Sturmfluten der letzten Jahre gewühlt hatten.

Da grüßten ihn die hellen Feuer von Amrum und Sylt wie große stille Friedenssterne.

Ja, wie Friedenssterne! Und ein Arbeiten und Streben in Friede und Licht sollte auch sein Leben hier draußen sein! Eine Welt der Ruhe und Seligkeit inmitten der brandenden See wollte er aufrichten, eine Insel der Seligen sollte das kleine Fleckchen Erde werden, das von nun an seine Heimat war. Denn wenn irgendwo auf der Welt das Reich Gottes aufgerichtet werden konnte, so war es hier.

Ganz feierlich wurde ihm ums Herz. Er faltete seine Hände, lehnte sich an die graue Kirchenmauer und stand lange und blickte über die dunkle See.

Kein Menschenlaut war weit und breit zu hören und kein Haus ringsum zu sehen.

Nur die immer wachen Austernfischer schrien in den Prielen und draußen an der Halligkante, und leise rauschte und harfte die See.

Es war spät, als Pastor Eichstädt ins Haus ging und sich schlafen legte; und doch lag er noch lange wach und lauschte den Stimmen der Nacht.

In aller Frühe war er wieder wach. Einen Augenblick mußte er sich besinnen, wo er eigentlich sei. Dann aber sprang er schnell auf, kleidete sich hastig an und blickte zum Fenster hinaus.

Da lag die ganze Hallig im Morgensonnenglanze vor ihm, bunt und blühend, ein einziger großer Teppich, überjubelt vom Lerchensang, umsäumt von rauschenden, schäumenden Wogen. Weiße Möwenschwingen blitzten im Licht, und das Rufen all der unzählig vielen Seevögel durchschrie die Luft.

Er stürmte hinaus. So schön hatte er sich's nicht vorgestellt.

Nun stand er auf der hohen Kirchwarft, hart am morschen Holzgitter, das den kleinen Gottesgarten umgab, und seine Augen weiteten sich, um alles, alles aufzunehmen.

Also hier, hier sollte er wirken und schaffen!

Wie klein seine Kirche war! Ein simpler Bau, roh und kunstlos, auf dem ein leuchtendrotes Dach ruhte.

Die Tür war unverschlossen. Er trat ein. Kühles Dunkel umfing ihn, und es dauerte eine kurze Weile, bis sich seine Augen daran gewöhnten. Er war die hohe, luftige Helle der Großstadtkirchen gewöhnt, und nun bedrückten die schweren Deckenbalken ihn, als könnte er kaum atmen. Einen Augenblick dauerte dieses Gefühl. Dann gab er sich ganz dem Zauber des kleinen Raumes hin. Die wenigen Bänke waren schieferblau, und zwischen ihnen waren Muscheln und Sand gestreut. An der einen weißgetünchten Wand hing ein kunstloses Christusbild. Das war vorzeiten in einer wilden Sturmnacht angeschwemmt und froh und dankbar in der Kirche aufgehängt worden. An der anderen Wand klebte die reichgeschnitzte, schreiend bunte Kanzel, aus deren Inschrift hervorging, daß sie einst da gestanden hatte, wo Rungholdts reiche Kaufleute und Schiffer fröhlich gewesen waren. An der Ostwand, durch ein steifes Holzgitter ganz von dem übrigen Raum getrennt, stand der Altar, fast völlig im Dunkel; denn das Licht, das aus den beiden Fenstern an der kanzelgeschmückten Südwand kam, reichte nicht bis an den Altar. Die Westwand war mit Brettern abgekleidet; ein Harmonium stand davor. Von der Decke herab hing ein stattliches dänisches Orlogschiff, „Christian VI.“ stand mit Goldbuchstaben daran. Derselbe Name prangte auch auf einer roten Votivtafel über der niederen Tür, und ein Spruch darunter erzählte, daß König Christian VI. im Jahre 1825, gleich nach der entsetzlichen Sturmflut, hier gewesen sei und durch freundliche Worte und reiche Goldspenden den Halligleuten sein Mitleid und Wohlwollen bewiesen habe.

Pastor Eichstädt stand im Gange zwischen der Norder- und Südertür und blickte durch die Kirche. Wie einfach! Und doch, wie schön! Wieviel Liebe in allem, in den geschnitzten Bankwangen, den bemalten Blechtafeln an den großen Wachskerzen, den trockenen Kränzen an den Wänden. So und nicht



anders durfte es sein. Einfach und schlicht, aber voll Liebe und Freude.

Er setzte sich auf die Altarstufen und blickte lange mit stiller Freude über die Bänke.

Dann stand er auf und setzte sich ans Harmonium.

Leise, zaghaft glitten seine Finger über die Tasten, und die Töne, die weich und zart durch die Stille sangen, erzählten die Gedanken seiner Seele, seine Träume und Wünsche, sein Hoffen und Wollen. Zuletzt war ihm, als sei er in seinem ganzen Leben nicht so froh und still und glücklich gewesen wie heute, und da brauste es mit vollen Chören durch die Kirche:

„Lobe den Herren, o meine Seele,
Ich will dich loben bis zum Tod.
Weil ich noch Stunden auf Erden zähle,
Will ich lobsingen meinem Gott.
Der Leib und Seel' gegeben hat,
Werde gepriesen früh und spat.
Halleluja! Halleluja!"

Seine Stimme war stärker und stärker geworden. Zuletzt übertönte sie den vollen Klang des Instruments, und ihr Jubel brach sich an den Kirchenwänden, quoll durch die offene Tür und brauste über die Gräber hinaus und in die Morgenstille hinein ...

Das Lied war verhallt, die Töne waren verklungen.

Pastor Eichstädt saß noch auf der Orgelbank, und seine Finger ruhten noch auf den Tasten, während seine Augen mit einem fröhlichen Glanz zur Decke gerichtet waren.

Da klang ein harter Schritt auf der Diele.

Jäh wandte der Pastor sich um und ging dem Eintretenden entgegen. Der war groß und breit und trug sich städtisch gekleidet. Nur die blaue Schiffermütze, die er abgenommen hatte und in der Hand trug, erinnerte an die Schiffertracht der Küstenleute. Unbefangen trat er näher.

„Ich hörte schon von weitem den frohen Orgelklang. Hier hört man alles so weit und klar. Und ich dachte mir schon, daß Sie es seien, Herr Pastor; denn nicht wahr, Sie sind unser neuer Prediger?"

„Ja, allerdings, der bin ich."

„So lassen Sie mich Sie willkommen heißen. Ich bin der Gemeindevorsteher Melfs. Willkommen auf der Hallig."

„Ich danke Ihnen sehr. Ich wollte heute zu Ihnen."

„Das trifft sich gut. Ich wollte Sie zu uns bitten. Seien Sie heute unser Gast. Bei Ihnen ist's noch so ungemütlich. Und fremd ist hier draußen für Sie ja alles."

Pastor Eichstädt mochte die freundliche Einladung nicht ausschlagen, trotzdem er lieber heute allein geblieben wäre, um seine Wohnung herzurichten. Aber Melfs hatte recht, ihm war hier noch alles fremd, und bei keinem konnte er besser über alle Dinge Aufklärung finden, als bei dem Gemeindevorsteher. Auch tat ihm dessen gewandte, selbstverständliche Art wohl. So reichte er ihm lächelnd die Hand.

„Gern. Nur muß ich erst ins Haus. Sie sehen, ich bin in Pantoffeln und ohne Hut hinausgelaufen. Die Sehnsucht trieb mich."

Sie gingen ins Haus.

„Hier sieht's noch bunt aus, Herr Pastor. Aber das bringen wir schon alles in Ordnung. Ich helfe Ihnen gern."

Eine Weile später gingen sie die Kirchwarft hinab. Vor dem Tor des Gitters, das die Warft umgab, stand der Pastor still und blickte erstaunt ein aus vier mächtigen Balken errichtetes Gerüst an.

„Das ist unser Glockenturm. Wir haben ihn aus angetriebenen Schiffsmasten errichtet. Zu großen Bauten fehlt es uns an Geld, und dieser tut genau dieselben Dienste wie die stolzen Türme hinter dem festen Wall drüben auf dem Festland. Unsere Glocke ist eine alte große Schiffsglocke, und sie klingt so laut, daß man sie bisweilen drüben auf Pellworm hören kann."

Und dabei zeigte er nach Südosten, wo im hellen Sonnenlicht eine große grüne Insel lag, aus der ein mächtiger Turm emporragte.

„Das ist die alte Kirche auf Pellworm. Der Turm allerdings gehört nicht dazu. Das ist eine alte Ruine und jetzt Brutplatz für Eulen und Dohlen."

Sie waren nun auf den ebenen Halligfennen. Hart und fest wie eine Tenne war der Boden und das Gras darauf kurz und weich wie ein Teppich. Keine sichtbare Grenze weit und breit, nur hier und da, wo ein Priel das Land durchschnitt, eine Brücke, ein Steg oder ein einfaches Geländer. Von der Kirchwarft aus erstreckte sich eine große Reihe von Telegraphenstangen bis nach der Ostspitze der Hallig.

„Ist denn bei mir eine Telegraphenstation?" fragte Pastor Eichstädt lächelnd.

„Es ist das Kabel, das uns mit dem Festland verbindet. Wir haben es nicht sehr lange. Aber nun ist es Gott sei Dank da. Und das ist so gekommen: Als am 9. März 1888 der alte Kaiser gestorben war, wußten wir hier draußen nichts davon; denn das ganze Wattenmeer war voll Eis. Und so kam es, daß wir am 22. März fröhlich seinen Geburtstag feierten. Erst später erfuhren wir den Tod. Und da haben sie drüben auf dem Festland doch eingesehen, daß wir telegraphische Verbindung haben müßten."

„So allein! Das muß herrlich sein! Wie nahe muß man sich da kommen."

„Sie sind kein Insulaner, Herr Pastor. Der Winter wird Sie gewiß noch grauen machen. Denn so ist es: der Winter jagt uns unsere Pastoren und Lehrer weg; nur Halligleute halten es hier draußen aus."

Der Pastor wollte energisch widersprechen, aber Melfs lächelte nur und wies mit ausgestrecktem Arm in die Runde.

„Sehen Sie, dies kleine Fleckchen Erde ist unsere Heimat. Dies kleine, kleine Stückchen!"

Sie standen beide und blickten umher.

Acht Warften, davon einige mit nur einem einzigen Hause, das war alles, was aus der grünen Ebene emporragte. Hell und freundlich lagen die Häuser in der Sonne, und wolkenlos stand der blaue Himmel darüber.

„Wie wundervoll!"

„Und wie klein! Sehen Sie draußen all die kleinen Halligen liegen? Norderoog, Gröde, Habel, Oland, Langeneß, Nordmarsch — das alles bildete vor Jahrhunderten ein einziges Land, und unsere Kirche hat einst auf halbem Wege zwischen hier und den weißen Dünen drüben auf Amrum gelegen. Und jetzt haben wir diesen kleinen Fetzen. Wenn's nicht die Heimat wäre! Ich bin jahrelang in fremden Meeren gefahren. Aber ich hielt's nicht aus, bis ich wieder herkam. Es ist die Heimat. Aber Sie sind ein Fremder. Für Sie bedeutet dieses Stückchen nichts."

„Es soll auch meine Heimat werden. Ich suche ja eine Heimat, eine Welt des Friedens und der Arbeit."

„Bis Sie sich wieder zurücksehnen nach dem Festland. Warten Sie, bis der Winter kommt und unsere Warften oft tagelang durch Eis und Wasser voneinander getrennt sind. Vor Jahren hatten sie drüben auf Gröde einen jungen Lehrer, einen lieben, prächtigen Menschen. Der hielt's nicht aus. Als die See unter Eis stand, lief er auf Leben und Tod ans Festland. Er hielt's nicht mehr aus. Der arme Kerl. Als im Frühjahr die Schollen auftauten, warf ihn die See ans Land."

„Aber ich halte aus," unterbrach Pastor Eichstädt ihn mit heiligem Ernst. „Ich halte aus, bis ich mein Ziel erreiche oder untergehe."

„Und welches ist Ihr Ziel?"

„Das Reich Gottes auf Erden!" sagte er hart.

Melfs antwortete nicht, sondern schritt plötzlich schneller aus. Also so war der neue Pastor. Eine Kampfnatur. Ein Eiferer. Fast tat er ihm leid. Denn er wußte, daß er dann einem harten Kampf und doch einem endlichen Unterliegen entgegenginge. Der Gott, den Not, Gefahr und Einsamkeit hier draußen in den Herzen der Halligleute gestaltet hatten, sah anders aus als der Gott, den sie drüben hinter dem festen Wall predigten.

Nach einiger Zeit, während Pastor Eichstädt ihm gefolgt war, wandte er sich um.

„Hier ist meine Warft."

Die Peterswarft war die schönste und größte auf Hoogeroog. Und die Häuser, die sich um den Fething, die tiefe Wassergrube in der Mitte der Warft, schmiegten, waren stattlicher als alle anderen Halligháuser. Schneeweiß leuchteten die Holzgitter, die, grün überbuscht, die kleinen Gärten einhegten, und manch stattlicher Baum, den zwar die Stürme schief gedrückt hatten, umrauschte die Strohdächer. Ein zarter Resedaduft quoll den beiden Männern entgegen, als sie den schmalen, gepflasterten Steg zwischen zwei Häusern hinaufschritten, und dann standen sie vor dem Hause des Gemeindevorstehers.

„Treten Sie ein, Herr Pastor, und wie Sie uns heute willkommen sind, so sollen Sie es immer sein." —

„Nein, nein!" sagte Frau Melfs nachher, als sie bei Tisch saßen, „so ganz allein geht es nicht. Und darauf läßt sich die alte Binne auch nicht ein. Die hat ihr Haus an Peter Dirksen verkauft, der in diesem Jahre auf Sommergäste hofft. Und nun will sie wieder nach Oland hinüber. Ich habe sie lange beredet. Und Sie haben sie entweder gar nicht oder ganz, indem Sie sie nämlich ins Pastorat nehmen. Platz genug haben Sie ja, und ihre Möbel hat die Alte selbst. Nein, nein, da hilft kein Sträuben."

Und Pastor Eichstädt sträubte sich nicht mehr und war herzlich froh, als Frau Melfs es übernahm, noch heute zu Binne hinüberzugehen.

Als er im Laufe des Nachmittags nach der Kirchwarft ging, war Binne da. Ihr Hausgerät stand schon in den Bodenkammern, und sie schaltete und waltete im Pastorat wie in ihrem Eigenen.

Gemeinsam räumten sie Kisten und Kasten aus, und als abends die Lampe schien, beleuchtete sie die einfach, aber behaglich eingerichteten Stuben, die vielen Bücher, das Harmonium an der Wand und das große Christusbild über dem Schreibtisch, den der Pastor an die Wand zwischen den beiden Fenstern gerückt hatte.

„Sehen Sie, Binne, nun haben wir beide es sehr gemütlich. Sie oben und ich unten, beide unter einem Dach, und über uns beiden der liebe Gott. Ich habe einst gehofft, meine Mutter würde so mit mir unter einem Dache wohnen. Aber die schläft schon längst den ewigen Schlaf. Nun müssen Sie mir ein klein wenig Mutter sein."

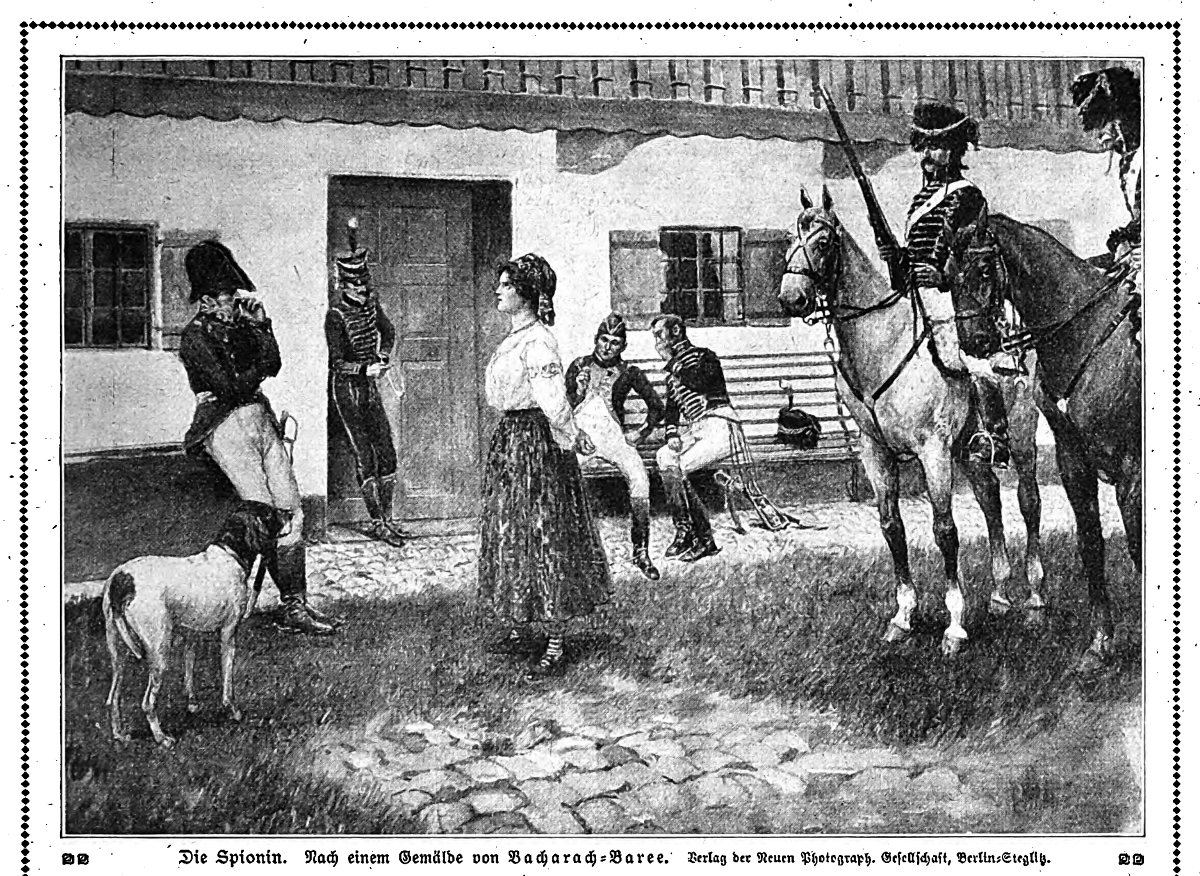
Da wischte sie sich mit der Schürze über die Augen, gab dem Pastor mit leisem Druck die Hand und ging.

2.

Der Sonntag kam, an dem Pastor Eichstädt seine erste Predigt halten sollte.

Am Tage vorher, in den Nachmittagstunden, stand er draußen an der Westmauer der Kirche und blickte in den nahe daran vorbeirauschenden Priel, der sich hier zu einer großen Bucht verbreiterte. Vor ungefähr fünfzig Jahren, so war ihm erzählt worden, war hier noch festes Land gewesen. Eine wilde Sturm-





Die Spionin. Nach einem Gemälde von Bacharach-Baree. Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

flut hatte in einer einzigen Nacht alles Land weggerissen und aus dem schmalen Graben einen wohl hundert Meter breiten Priel gemacht. Heute zog der Flutstrom gemächlich von draußen herein in ruhigem, trägem, leise rauschendem Lauf, als wüßte er nichts von Kampf und Zerstörungskraft. Drüben an der Ostseite der Hallig hatte die Flut nichts geraubt. Da schwemmte sie von Jahr zu Jahr mehr Land an. Ganz unmerklich fast verrichtete sie diese Arbeit; aber höher und immer höher wurde das angeschwemmte Land. An den großen Buschlahnungen, die weit ins Wattenmeer hinausgebaut waren, schob sich die angeschwemmte fette Kleierde schon meterhoch empor. Zerstören und aufbauen — beides war das Werk einer und derselben Kraft; das eine mit harter, unbarmherziger Faust, das andere still und geduldig. So dachte Pastor Eichstädt sich auch sein Leben: zerstören, was ihm in der Erreichung seines Zieles im Wege stand — aufbauen, mit linder Hand aufbauen, was er für richtig hielt; Neuland gründen.

Er überhörte ganz, daß die alte Binne über den Kirchhof schlurfte, und sah erst auf, als sie vor ihm stand.

„Es ist nur, Herr Pastor, weil die Kinder hier sind. Die wollen für morgen die Kirche schmücken. Dürfen sie den Schlüssel haben?"

„Aber gern, gern!"

Daran hatte er selbst nicht gedacht, und nun freute er sich doppelt. Er glaubte in dem Wunsch der Kinder ein Interesse der ganzen Gemeinde an der Feier des morgenden Tages zu sehen und sah dies als eine gute Vorbedeutung für sein ferneres Wirken an.

„Aber woher wollen sie die Blumen nehmen?"

Er war der Alten gefolgt, und die wies nun lächelnd auf eine Schar rotwangiger Mädchen, die am Gittertor standen und scheu hinüberblickten. Jede trug einen Korb, bis oben mit den roten Grasnelken, die zu Tausenden auf den Halligfennen wuchsen, und mit den Silberblättern des Strandwermut gefüllt. Am Tor hatten sie schon ihre Kunst versucht; ein schöner, bunter Kranz wand sich in leuchtendem Bogen darüber.

„Sehen Sie, Herr Pastor? Oh, wir sind nicht arm an Blumen. Wenn erst der Sommer kommt, werden Sie über die Pracht staunen. Dann blüht überall der Bondestabe, und von allen Inseln kommen die Leute, um sich einen Strauß zu pflücken."

Der junge Pastor war mit schnellen Schritten auf die Kinder zugegangen, um sie zu begrüßen.

„Kommt nur herein, Kinder! Wie lieb von euch, unser Gotteshaus zu schmücken."

Ängstlich folgten sie ihm bis an die Kirchentür, die Binne schon aufgeschlossen hatte. Als er ihre

Scheu sah, meinte er, er wolle sie doch lieber allein lassen, dann ginge das Schmücken wohl besser. Er selber ging wieder auf den Kirchhof hinaus und blickte wieder über die Hallig. Wie still und schön die Warften lagen, ein Bild des Friedens. Er war noch auf keiner gewesen und hatte außer dem Gemeindevorsteher und dem Lehrer noch keinen Menschen besucht. Die kommenden Wochen sollten ihn mit allen bekannt machen. Hier war es ja so leicht, mit allen bekannt zu werden, da nur reichlich hundert Menschen auf der Hallig wohnten. Wie anders als in der Großstadt! Und wieder erfüllte es ihn mit großer, heiliger Freude, als Halligpastor hinausgegangen zu sein. Hier konnte er doch wirken! Hier konnte er doch jedem etwas sein!

Über Watt und Wellen wanderten seine Augen weit hinaus. Er sah das schneeweiß leuchtende Amrum herüberleuchten, das große Kurhaus, den hohen, schlanken Leuchtturm und die dunklen Dünen dahinter, und weiter nach Norden das schmale Band der Hallig Langeneß, den Feuerturm auf Nordmarsch und hoch und stolz die alten wuchtigen Kirchen auf Föhr und die roten Dächer des freundlichen Badeortes Wyk.

Er sah nach der Uhr. Es war schon drei. Da wollte der Kirchendiener Jan Behrend zu ihm kommen, um für den Lehrer die Nummern der Gesänge für den morgenden Festtag zu holen. Die lagen drinnen auf dem Schreibtisch, und Pastor Eichstädt ging daher hinein, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und überdachte noch einmal seine Predigt. Und so merkte er es gar nicht, daß die Zeit verrann und daß Jan Behrend auf sich warten ließ.

Der war mittags an der Halligkante entlang nach Osterende, der Ostseite des Eilandes, geschlendert, um nach seinen Schafen zu sehen. Als er just breitbeinig, beide Hände in die Hosentaschen geschoben, am Watt stand, kam ein Kutter von Pellworm herüber. Er sah ihn schon, als er drüben am Deich losmachte. Den mußte er doch kennen. Solches Segel führte nur Knud Levsen — und Knud Levsen war ein guter Freund von ihm. Sie waren beide jahrelang zusammen auf einem Schiff gefahren: Knud als Schiffszimmermann und Jan als Koch; denn die Kunst hatte er gelernt, als er in seinen Knabenjahren mit einem Finkenwärder Fischer die Nordsee durchfuhr. Was in aller Welt hatte Knud Levsen heute auf der Hallig zu suchen? Er kam alle vierzehn Tage von Husum herüber und brachte Mehl, Korn und mitunter auch frisches Fleisch. Aber heute war doch sein Tag nicht.

Jan vergaß Pastor und Kirchenamt, stopfte sich von neuem seine kurze Pfeife, schob sich einen Priem hinter die Backen und wartete. Und Jan konnte warten. Keine andere Kunst verstand er so gut, als untätig und gedankenlos zu warten.

„Sall mi doch würklich verlangen, wat he will."

Ein Buschdamm führte hier weit ins Wattenmeer hinaus. Die Flut stieg heute nicht hoch, und darum mußte nach Jans Berechnung der Kutter draußen an der Spitze des Dammes, der Lahnung, anlegen. Er wollte ihm entgegengehen. Aber als er einige Schritte auf dem schwanken Damm getan hatte, fuhr er sich entsetzt mit der Hand an das eine Bein.

„Dat verdammte Rieten! Dat ganze Fröhjahr heff ik Ruh hatt un keen Glas Grog un keen Teepunsch drunken. Un nu geiht all wedder los."

Er humpelte aufs feste Land zurück, gab das Entgegengehen auf und ließ die Lösung des Rätsels an sich herankommen. Lange ließ die auch nicht auf sich warten. Nach einer halben Stunde legte der Kutter an, und Knud Levsen brüllte herüber:

„Wat steihst du dor to kieken? Kumm doch rut un fat an!"

„Geiht nich, Knud."

„Geiht nich?"

„Ne!"

„Wat denn?"

„Ik heff dat Rieten."

„Ole Supjökel."

Da kam Leben in Jan, und ein fröhliches Schimpfen scholl hinüber und herüber, bis Knud an Land gekommen war und seinem alten Mitfahrensmann kräftig auf die Schulter schlug und lachend meinte: „Na, schimp man nich un kumm mit na Bandix. Wülln en lütte Grog drinken."

Ein heller Schein fuhr über Jans Gesicht. Aber dann wurde er ernst, kraute sich verlegen im gelben Stoppelbart und sagte:

„Ik weet nich, Knud. Un Tied heff ik ok nich, mut na de Kirchwarf; de nie Paster is kamen, un ik sall de Nummern na 'n Scholmeister bringen."

„Du harst dat doch fröher nich so dull op Godds Wort. Lat di nich utlachen."

Und Jan ließ sich bereden, bis er sich endlich gegen fünf Uhr gewaltsam aufraffte, sich auf seine kirchlichen Pflichten besann und davonhumpelte. Sein Gesicht glühte wie Abendrot, und seine kleinen, wasserhellen Augen waren bis auf einen schmalen Schlitz zusammengekniffen.

„Wat geiht mi de Prester an? Ik heff nich to 'n Preester studiert, ik bin en ole Fahrensmann. Wat sall ik mi för de Lüd ehr Singen de Been aflopen."

Aber er steuerte doch auf die Kirchwarft zu.

Am Gitter rannte er hart gegen den einen Pfosten, daß dieser laut krachte.

„Hallo! Havarie in 'n Heimathoben! Dörf keen olen Schipper passieren. Backbord, Jan!"

In diesem Augenblick trat Pastor Eichstädt aus dem Pfarrhaus und sah mit entsetzten Augen den torkelnden Kirchendiener an. (Fortsetzung folgt.)

Im Zigeunerlager.

Himbeergebüsche, bröckelnd Gestein,
Schmutzige Zelte und Karren,
Funkengeknister, Feuerschein,
Kreischen und Hufescharren.

Wirft sich ein Mädel neben mich hin,
In der Linken die Fiedel,
Schmiegt sie kichernd ans braune Kinn,
Geigt ein wildes Liedel.

Braust das alte Vagantenblut
Wieder durch meinen Schädel:
Macht's das Lied — oder bin ich dir gut,
Braunes Zigeunermädel?

Bruno Wunderlich.

Fliegen.

Eine Skizze von Fritz Bäcker.

Dem Bezirksamtmann brachte die erste Post einen länglichen schmalen Brief aus Amerika.

„Aha", sagte er und runzelte die Stirne. Dann überlegte er: sollte er ihn vor dem Frühstück öffnen oder nach dem Frühstück? Schon wollte er ihn in die Tasche schieben.

Hm, dann aber hätte ihm das Frühstück sicher nicht geschmeckt. Und es ist besser, man hat die Dinge hinter sich, statt vor sich. Ein schneller Riß am Rande des Umschlags — da lag der Bogen: „Lieber alter Freund. Ich schrieb Dir vor acht Wochen, Dein Heinrich packe das Leben hier ganz tüchtig an. Aber ich hätte warten sollen mit dem Schreiben. Es tut mir leid, daß ich das sagen muß. Aber laß mich sachlich sein. Das bin ich Dir als meinem Freunde schuldig. Jammern hat noch nie geholfen. Und Philosophieren hat hier herüben keinen Kurs. Kurz und gut — nein, kurz und schlecht, nach vier Wochen hatte Heinrich seine Stelle wieder futsch. Rausgeschmissen. Dummes Zeug gemacht. Ich kriege einen Brandbrief: Wie ich ihn hätte empfehlen können! Blödsinnige Geschichte mit einem Frauenzimmer. Nummer zwei diesmal. Nummer eins hat er schon drüben absolviert, wie Du schriebst. Dann trieb er sich noch so herum. Hatte ein paar Kröten. Die wurden verputzt. Jetzt liegt er auf der Straße und zappelt. Wie eine Fliege, die in den Topf fiel. Nun fragt es sich, willst Du der armen Fliege wieder auf die Beine helfen lassen durch mich? Eigentlich recht dumm, die Frage, weiß ich schon. Aber immerhin, du bist der Vater, und du mußt entscheiden. Am besten telegraphisch, denn ..."

Der Bezirksamtmann schmiß den Brief auf den Tisch. All der Verdruß und Ärger schoß ihm blitzgleich durch den Kopf, den ihm der Heinrich schon bereitet hatte — das viele Geld — die getäuschten Hoffnungen — die Blamage vor den Leuten ...

Da hatte er schon das Depeschenformular herausgezogen. Da hatte er schon mit entschlossener Hand unter die Kabeladresse gesetzt: „Zappeln lassen. Nicht mehr kümmern."

Dann klingelte der Bezirksamtmann. Seine Hand hatte vorher beim Schreiben nicht gezittert. Aber als er jetzt auf den Knopf drückte, gab es doch ein abgerissenes schrilles Läuten.

Die Haushälterin kam.

„Lassen Sie sofort diese Depesche durch das Mädchen auf die Hauptpost tragen und bringen Sie mir mein Frühstück."

Die Haushälterin verschwand. Das Mädchen brachte das Frühstück. Der Bezirksamtmann war ein energischer Mann, der sich ungewöhnlich in der Gewalt hatte. So — das Bittere war abgetan — die Forderungen des Tages hoben wieder ihren Kopf. Er überdachte, während er den Kaffee trank, wichtige Amtsentschlüsse.

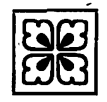
Auf einmal sah er eine kleine Fliege in der Sahne zappeln. Mechanisch kehrte er den Kaffeelöffel um, schob den Griff bedachtsam unter das Körperlein der zappelnden Fliege und streifte sie mit äußerster Vorsicht am Tischrand ab. „Armer Teufel", murmelte er.

Die Fliege zog einen langen weißen Sahnestreifen über den Tisch. Der Bezirksamtmann lächelte. Dann versank er wieder in eine wichtige Amtssache ...

Plötzlich sah er dieselbe Fliege nochmals in der Sahne zappeln. Wieder schob er den Stiel des Löffels gütig lächelnd drunter. Wieder setzte er das Tier aufs Trockne.

Und dann erhob er sich, um ins Amt zu gehen. An der Zimmertüre angekommen, fiel ihm noch was ein. Er kehrte um und deckte das Sahnekännchen zu.

Unterdessen zuckte die Depesche längs des Kabels über den Grund des Atlantischen Ozeans nach Amerika ...



Der Dandy als Philosoph.



Eine Betrachtung von Jos. Aug. Lux.

Jeder wahre Dandy ist seiner Meinung nach zugleich der wahre Philosoph. Das Überzeugende seiner Weltanschauung besteht darin, daß er keine Theorie daraus fabriziert und sie niemand aufdrängt, obschon er sie wie alle seine Empfindungen sehr sichtbar nach außen trägt.

Er hat eine neue Lebensauffassung begründet, die sich die Welt erobern wird: die Philosophie der Oberflächlichkeit. Aber die Menschen sind heute vielleicht noch seicht genug, die Tiefe dieser Weltanschauung mißzuverstehen.

Man hält ihm entgegen, daß ein Mann, der so auf Äußerlichkeiten bedacht ist wie er, kein Recht hätte, von Empfindungen zu reden. Der Dandy beweist ihnen, daß die Auserlesenen, die zur Herrschaft berufen sind, nicht genug an ihr Äußeres denken können. Empfindungen wirken am schönsten im Knopfloch. Man sagt, die Japaner können eine Stunde damit verbringen, einen Blütenzweig in eine Vase so anzuordnen, bis er ihre Empfindung ausdrückt. Der Dandy braucht mindestens eine Stunde, die rechte Knopflochblume zu finden, die seine Empfindung ausdrückt. Die Kunst, eine Krawatte zu binden, erfordert noch mehr Überlegung. Sie ist der Ausgangspunkt seiner Karriere.

Er ist mit den Anlagen eines Prinzen geboren und hat Neigungen eines Großfürsten. Wenn er nicht in der Wahl seiner Eltern vorsichtig genug war, so erachtet er es als seine Pflicht, den Mißgriff der Vorsehung durch eine passende Heirat zu korrigieren. Er ist absolut unsentimental und hat früh genug erkannt, daß Liebe Betrug ist. Zuerst betrügt man sich, und dann betrügt man andere. Die Welt nennt das einen Roman. Er endet in Wirklichkeit immer mit einer Geldheirat.

Der Dandy hat längst aufgehört, sich mit altmodischen Ansichten über das Leben abspeisen zu lassen. Man kann ihm hundert Beweise bringen, daß die reinen Geldheiraten immer unglücklich ausgehen — er wird mehr als hundert Gegenbeweise liefern. Er wird alle Spruchweisheit Lügen strafen mit Hilfe seines einzigen Grundsatzes: Reichtum schändet nicht, und Armut allein macht nicht glücklich! Es ist schwer, gegen diese anscheinende Wahrheit aufzukommen. Wir wappnen uns vergebens mit Carlyles Worten: Arbeiten und nicht verzweifeln! Mit kühler Verachtung setzt uns der Dandy seine Devise entgegen: Weniger arbeiten und nicht verzweifeln! und wir sind geschlagen. Man kann kein elegantes Leben führen, wenn man unter der Arbeit keucht. Sie hindert ihn nur, seinen eigentlichen Beruf auszuüben. Sein Beruf besteht darin, die Menschen zu lehren, wie man leben muß. Es ist anscheinend sehr wenig, aber für ihn ist es das Allerhöchste. Er ist sozusagen mit dem Klubsessel verwachsen, der das Symbol seiner Weltanschauung darstellt. Wenn man den Dingen eine Seele zuschreibt, so muß der Klubsessel eine ganz hervorragende Seele haben, die nur der seelenverwandte Mann von Welt verstehen kann.

Es ist logisch, daß die sogenannte gute Gesellschaft den Dandy furchtbar ernst nimmt. Es gibt nämlich Leute, die imstande sind, alles ernst zu nehmen. Der Dandy nimmt gar nichts ernst außer das Vergnügen. Etwas muß der Mensch doch ernst nehmen.

Er macht sich in der Gesellschaft besonders dadurch beliebt, daß er sich unaufhörlich über sie mokiert. Es gibt drei ausgezeichnete Mittel, sich einen Namen in der Welt zu machen, indem man entweder eine Menge Diners gibt und die Leute abfüttert, oder indem man sie unterhält, oder indem man sie entrüstet. Er wählt alle drei Möglichkeiten, aber er macht von der letzten den stärksten Gebrauch. Das finden die Damen so reizend an ihm. Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß er bei einer jeden so tut, als ob er sterblich in sie verliebt wäre. Seine einzige Form, mit Frauen umzugehen, besteht darin, daß er ihnen beständig den Hof macht. Es ist das einzige Mittel zur Karriere. Es ist klar, daß unter solchen Umständen die Gesellschaft ihrem Liebling alles verzeiht. Wenn er es auch noch so langweilig findet, der Gesellschaft anzugehören, so weiß er doch zu genau, daß es tragisch ist, ihr nicht anzugehören. Lästern tun über sie eigentlich nur jene, die nicht hineinkommen können.

Nichts ist dem Dandy so heilig, als sein Freund Chic aus Paris. Er ist sein Busenfreund, wenigstens nennt er ihn oft genug. Leider ist dieser Freund schon lange tot, er starb in der zartesten Jugend. Der Dandy hat ihn im Leben nie gesehen. Dieser Freund hat keine Werke hinterlassen, deshalb ist er so berühmt geworden. Er ist tonangebend, man kann sagen, die maßgebendste Persönlichkeit von der Welt. Wenn der Dandy sagt, es erinnere ihn etwas an Chic, so ist es das höchste Lob, das er zu spenden vermag. Andererseits ist eine Sache von vornherein geliefert, wenn er erklärt, sie sei nicht chic.

Alles in allem: der Dandy beherrscht die Form. Wer die Form beherrscht, wird die Welt beherrschen. Sollen wir sagen, daß der Dandy herrschen wird? Ob es uns paßt oder nicht, er herrscht schon.



Die neue Madeira-Mamoré-Eisenbahn im Urwald des Amazonas.

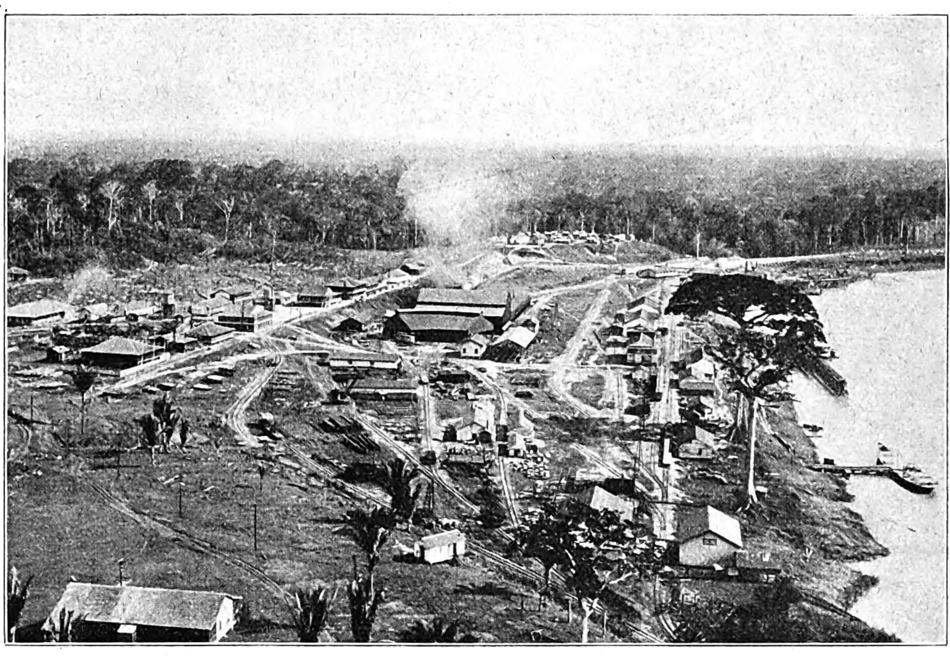
Eine Urwaldbahn im Amazonenstromgebiet.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit sechs Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

In der jüngsten Zeit ist im Herzen von Südamerika, inmitten der unermeßlichen Urwaldswildnis des Amazonas, eine Eisenbahn dem Verkehr übergeben worden, die an Schwierigkeiten der Herstellung, wie an Opfern von Geld und Menschenleben alles übersteigt, was die Geschichte der Eisenbahnen in allen Weltteilen bisher aufzuweisen hat. — Bei der Erbauung der ersten Panama-Eisenbahn, ebenso wie bei jener nach Batavia von der javanischen Nordküste, wurden wohl auch so viele Menschen von Fiebern dahingerafft, daß man sagen konnte, jede einzelne Schwelle sei zum Grabmal eines Arbeiters geworden. Doch diese Bahnen sind bei weitem nicht von der Bedeutung der neueröffneten Madeira-Mamoré-Eisenbahn, die eine Länge von 360 km besitzt. Bei der Erbauung der Alpenbahnen gab es so große Höhen zu überwinden; so viele Tunnels, Brücken, Viadukte, Dämme und Schutzwehren herzustellen, daß sie einen Kostenaufwand von mehreren Hunderttausend Frank für den Kilometer erforderten. Die Mamoré-Eisenbahn kostete indessen nicht weniger als eine halbe Million für jeden Kilometer, und das ursprüngliche Kapital der Gesellschaft, elf Millionen Dollar, mußte nahezu vervierfacht werden, ehe der erste Zug über die Schienen rollte. Die Madeira-Mamoré-Eisenbahn ist das kühnste Unternehmen dieser Art, das je geschaffen worden ist, und mit Staunen muß man sich fragen, was denn die Veranlassung war, um Hunderte von Millionen für einen Schienenstrang durch die unbewohnte, unerforschte, todbringende Tropenwildnis des oberen Amazonas auszugeben?

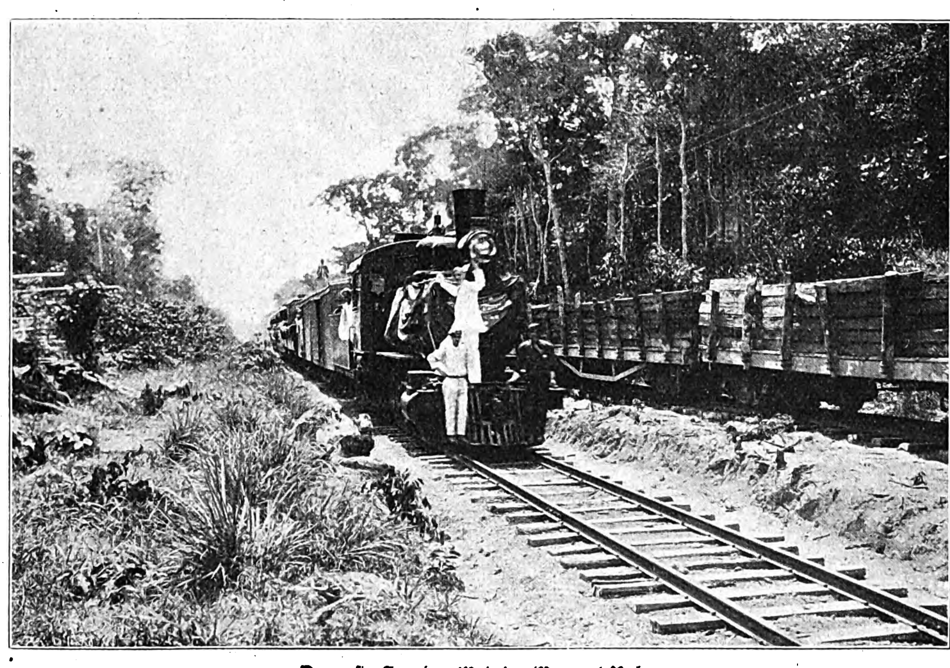
Es ist begreiflich, daß die Brasilianer bestrebt sind, ihr tropisches Riesenland, das an Ausdehnung beinahe den europäischen Kontinent erreicht, zu erschließen und seine Produkte auf den Weltmarkt zu werfen. Unter diesen ist neben Kaffee der Kautschuk das wichtigste, denn von den hunderttausend Tonnen dieses so wertvollen Artikels, die in jedem Jahre auf dem Erdball produziert werden, stammt beinahe die Hälfte aus dem Stromgebiet des Amazonas, dieses mächtigsten Wasserlaufes der Erde. Kautschuk war es auch hauptsächlich, der an der Mündung die Großstadt Pará, weiter aufwärts die blühenden Hafenstädte Manaos und Iquitos entstehen ließ, Hunderte von Dampfern zu regelmäßigem Verkehr nach dem Amazonas lockte und so weit wie möglich in die Riesenströme aufwärts dringen ließ, die in den Amazonas münden. Nicht weniger als 50 000 km dieser Wasserläufe werden nicht nur von Amazonasdampfern befahren, auch große Ozeandampfer bis zehntausend Tonnen dringen streckenweise die Flüsse aufwärts.



Porto velho, der Ausgangspunkt der Madeira-Mamoré-Bahn.

Einer der wichtigsten ist der mächtige Madeira, denn er ist für diese Ozeandampfer von seiner Vereinigung mit dem Amazonas auf 1150 km weit aufwärts, bis zu dem Örtchen S. Antonio, schiffbar, und wäre es noch um ein halbes Tausend mehr, würde nicht sein Stromlauf dort von Katarakten unterbrochen werden. Auf einer Strecke von über 300 km, bis nahe an die Vereinigung des Mamoré mit dem aus Kolumbien kommenden Benì, wird das Bett des Madeira von einer Reihe von Felsenstufen und Felslabyrinthen durchsetzt, die jede Schiffahrt ebenso unmöglich machen, wie die Felsen am ersten Katarakt des ägyptischen Nils. Der Strom setzt darüber in einer Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen, die auch bei hohem Wasserstand nicht bezwungen werden können. Und doch liegt jenseits dieser Katarakte ein Urwaldsgebiet von der Ausdehnung des Deutschen Reichs, das an Kautschuk besonders reich ist, ohne daß die Möglichkeit vorhanden wäre, den Ertrag nach den Häfen des Amazonas zu schaffen.

So sandte Brasilien schon seit einem halben Jahrhundert eine Reihe von Expeditionen dorthin, um die Möglichkeiten einer Umgehung der Katarakte zu erforschen, aber diese Expeditionen endeten durchwegs in der schrecklichsten Weise. Kaum daß von den vielen, die ausgesandt wurden, einige zurückkehrten, um, von Fieber zerrüttet, die Leidensgeschichte ihrer unglücklichen Gefährten zu erzählen. Da führte die Politik eine neue Wendung herbei. Westlich vom Madeira, durchströmt vom Purus und Jurua, zwei anderen mächtigen Nebenflüssen des Amazonas, schlief vergessen ein Urwaldsgebiet von der Größe des außerpreußischen Deutschland: das Territorium Acre. Der Streit der Grenzstaaten um seinen Besitz endete 1903 durch einen Vergleich, demzufolge Bolivien auf Acre verzichtete, wenn Brasilien dafür eine Eisenbahn um die Madeira-



Der erste Zug der Madeira-Mamoré-Bahn.

katarakte baute, um den Produkten Boliviens einen Ausweg zum Amazonas und damit nach dem Meere zu verschaffen.

Brasilien wendete sich nun an amerikanische Bauunternehmer, und diese begannen 1907 die Herstellung der Bahn unter den denkbar größten Schwierigkeiten. In diesem tropischen Urwald machten Sumpffieber, Malaria, Darmkrankheiten, Beri-Beri und Gelbes Fieber den Menschen jeden bleibenden Aufenthalt unmöglich. Auf Hunderte von Kilometern in der Runde nichts als sumpfiger Wald mit Riesenbäumen, die das Sonnenlicht ausschließen, nirgends eine menschliche Ansiedlung, die irgendwie Unterkunft, Nahrungsmittel und Wasser gewährt hätte. Die Brasilianer fürchteten das Land, denn sie wußten, daß ihnen dort nur der Tod beschieden war. So mußten denn Agenten in andere Weltteile gesandt werden, um die erforderlichen Arbeiter anzuwerben. Seit Beginn des Bahnbaus wurden gegen 22000 Menschen, Angehörige aller Völker der Erde, angeworben, die, gelockt durch die Reise, Sucht nach Abenteuern, hohen Lohn — durchschnittlich elf Mark im Tag — hierherkamen. Reise und Werbegeld erforderten an dreihundert Dollar für jeden, zusammen also 24 Millionen Mark, nur um die Arbeiter überhaupt zubeschaffen! Ebensoviel wurden für Wohnungen, Hütten, Baracken, Hospitäler, Werkstätten, Warenlager ausgegeben, ehe der erste Spatenstich im Urwald unternommen werden konnte! Beim zweiten brachen schon viele zusammen, in kurzer Zeit wurden mehr als die Hälfte von Krankheiten befallen und starben elend oder suchten aus dem Gebiet des Todes wieder fortzukommen. Selbst die Stärksten mußten nach einigen Monaten besseres Klima aufsuchen und wurden durch andere ersetzt. Viele Millionen verschlang das Fällen der Bäume und das Ausroden des Dschungels auf der Riesenstrecke von 360 km, das Ausfüllen des



Eine Arbeiteransiedlung nahe dem oberen Bahnende bei Guajara Mirim.

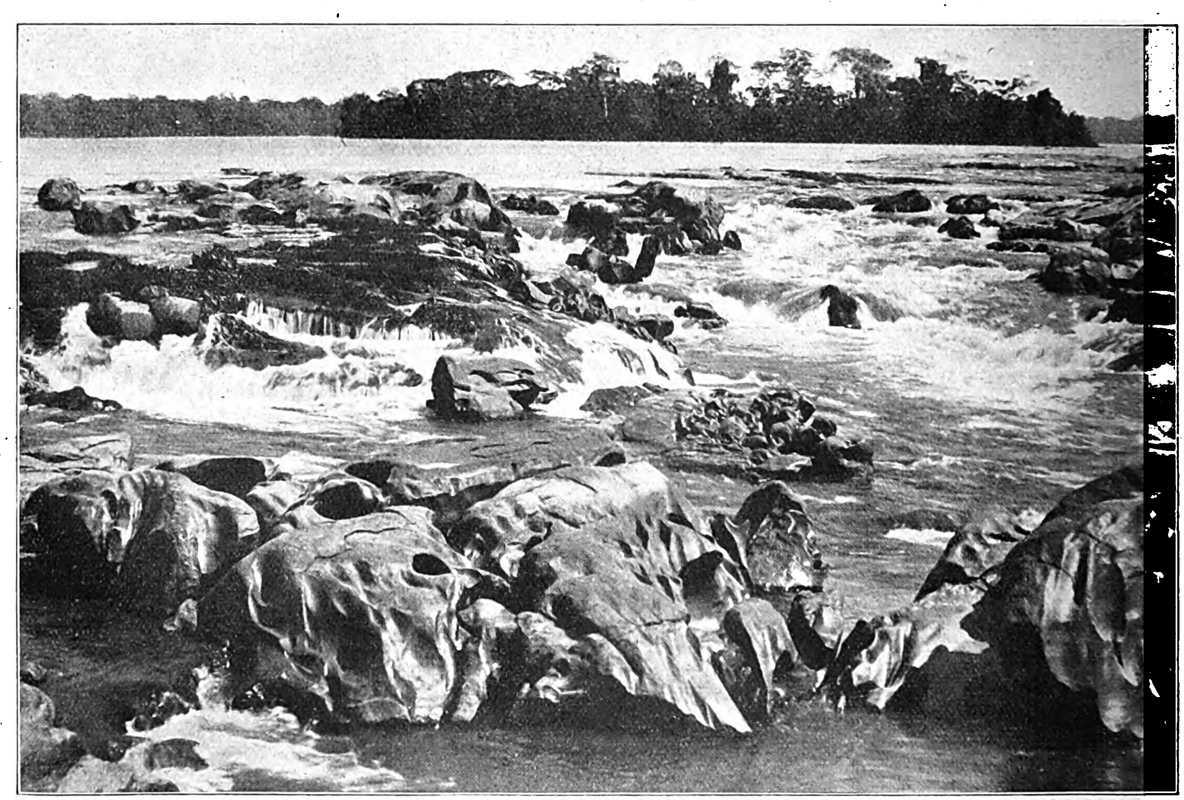


Im tropischen Urwald. Ein gefallener Baumriese hat die Brückengeländer zerstört.

Sumpfes und Herstellen eines festen Bahnkörpers, der bei den nächsten Tropengüssen wieder in nichts zerfloß. Auch dafür mußten an hundert Millionen ausgegeben werden, und dann erst konnte man die Schwellen und Schienen legen. Das schönste Bauholz wuchs zu beiden Seiten der Bahn, doch es war für die Unternehmer wohlfeiler, fertige Schwellen, dreiviertel Millionen an der Zahl, nicht etwa am Amazonas, sondern aus Australien zu beziehen! Die Frachten auf den Amazonasdampfern sind geradezu unerschwinglich. So kostet eine Tonne von Para zu den Madeirakatarakten hundert Mark, während sie bei Hochwasser von Antwerpen aus nur ein Drittel dieser Summe kostet. Ohne die hohen Einfuhrzölle wäre es also wohlfeiler, die Waren von Para nach Antwerpen und von dort wieder über Para nach den Stromschnellen zu senden! Alles, von den Lebensmitteln und einfachsten Gebrauchsartikeln bis zu den Lokomotiven, mußte aus Europa bezogen werden, und das erklärt die ungeheuren Kosten der Bahn.

Seit der Befreier Rio Janeiros vom Gelben Fieber, Dr. Oswaldo Cruz, von den Bauunternehmern veranlaßt worden war, seine Methoden — Trockenlegung der Sümpfe, Vertilgung der Mücken, Zufuhr von Sonnenlicht und Luft — auch im Mamorégebiet anzuwenden, sind die Gesundheitszustände erheblich besser geworden. 6 km von dem verseuchten S. Antonio wurde eine neue Arbeiterstadt mit allen sanitären Hilfsmitteln gebaut, Porto Velho genannt, eine zweite entstand am südlichen Endpunkt der Bahn, Guajara Mirim. Sie liegt bereits jenseits der Vereinigung des Mamoré mit dem aus dem bolivianischen Hochland kommenden Rio Benì. An dieser Stelle befindet sich ein dritter Ort, der den hier sonderbar anmutenden Namen Villa Bella führt. Er besteht aus einer Straße, die quer über die, von Mamoré und von Rio Benì eingeschlossene Landzunge führt. Von Guajara Mirim wird die Bahn in der nächsten Zeit auf brasilianische Kosten durch bolivianisches Gebiet nach dem Rio Benì geführt werden, wo bei der Einmündung des Madre de Dios-Flusses der Ort Riberalta liegt. Hier wird die Verfrachtung der aus Bolivien stammenden Kautschukmengen und sonstigen Waren auf die Bahn erfolgen, um in Porto Velho wieder auf die europäischen Ozeandampfer verladen zu werden.

Würden die Kautschukwälder in diesen Flußgebieten wirklich nach ihrem vollen Wert ausgebeutet werden, dann könnte der Ertrag auf das Dreifache steigen, und die hohen Frachten würden möglicherweise die Zinsen des Bahnkapitals decken. Dazu sind aber Arbeiter erforderlich, und diese fehlen. In dem ganzen Stromgebiet des Amazonas, das an Fläche zehn Deutschen Reichen gleichkommt, sind an hundertfünfzigtausend Kautschuksucher tätig, doch das obere Madeiragebiet wurde bisher von ihnen seines tödlichen Fieberklimas wegen möglichst gemieden.



Der Ribeirão-Fall des Madeirastroms. Einer der 14 Fälle, die die Schiffahrt auf einer Strecke von 300 km unmöglich machen.

Herbstlied.

Verglommen die Tage der Freude,
Verklungen der Vöglein Lied;
Der Herbstwind streicht über die Heide,
Ächzt klagend im braunen Ried.

Den Waldsee, den träumenden, stillen,
Einst lächelnd in Sommerspracht,
Weißgraue Nebel umhüllen;
Kein Sternlein durchfunkelt die Nacht.

Kein Sternlein glüht mir im Herzen,
Verklärt mein einsames Haus —
Der Liebe flammende Kerzen
Löschte der Herbststurm aus.

Löschte die feurigen Gluten,
Mein wildes, jauchzendes Glück —
Des Waldsees murmelnde Fluten
Gebens mir nicht zurück...

Verglommen die Tage der Freude,
Verklungen der Vöglein Lied —
Über die trauernde Heide
Klagend der Herbstwind zieht...

J. M. Burda.

Pilzlottchen.

Novelle von Carl Busse.

Stimmt!" sagte der Amtsrichter Gustav Hedemann beim Dämmerschoppen am Juristentisch, „ich bin acht Tage zu früh zurückgekehrt. Ich gehöre noch gar nicht hierher. Ich bin erst eine geschlagene Woche später fällig. Und wenn man kein Aktentiger ist, so ist das unnormal. Gottchen, was hab' ich mich gefreut, aus dem Lausenest mal 'rauszukommen! Aber solchen Urlaub hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen! Es war ja nicht nur der Regen ... wenn die ganze Tragödie ohne den Regen auch nicht möglich gewesen wäre! Mindestens zehn Pfund hab' ich abgenommen. Unendliches habe ich gelitten. Ich mußte fliehen, um nicht verrückt zu werden. Ich bin ein gebrochener Mann ...

Nee, wenn Sie lachen, Rechtsanwalt, dann streik' ich. Natürlich, von der feiner organisierten Psyche eines preußischen Amtsrichters haben Sie keine Ahnung. Ihnen hätte das nicht passieren können. Sie verstehen so etwas nicht, und es ist eigentlich Unsinn, wenn ich's erzähle. In der Ehe stumpft der Mensch ab. In dem täglichen Kleinkram der Familiensorgen stirbt das feinere Gefühl. Nur ein edler Junggeselle vermag mir das nachzuempfinden.

Nämlich ... ich bin doch diesmal an der Ostsee gewesen. Da oben, wo die pommersche und mecklenburgische Küste zusammenstoßen ... in einem ganz kleinen Örtchen. In den großen, da ist die Gesellschaft doch recht gemischt. Und wenn man Bekanntschaften macht, so weiß man nie, ob es was Reelles ist. Na, und diesmal hatt' ich doch eigentlich die Absicht, mich zu verloben. Mein alter Herr ist nun an die Siebzig und sähe es gern. Außerdem hat man selber mal schwache Stunden — vielleicht, dachte ich mir, findest du was! Die Hauptsaison war vorbei, und dann kommt gerade in die kleinen Bäder das solide bürgerliche Publikum, das sparen will.

Gleich am dritten Tage gewinn' ich auch Anschluß. Ich lieg' so im schönen weißen Dünensand und hab' mir um meinen Strandkorb eine hübsche Burg gebaut, da hör' ich nebenan sprechen. Das summt mir nett in die Ohren, und nach fünf oder zehn Minuten blinzle ich 'rüber. Zwei Damen, Mutter und Tochter. Oder, um es gleich zu sagen, was ich erst später erfuhr: Tante und Nichte. Die Tante — na, wie solche Geschöpfe Gottes eben zu sein pflegen. Die Nichte nicht übel. Wenn man als Mädel zwischen Zwanzig und Fünfundzwanzig steht, ein weißes Kostüm trägt und einen Schal sich als romantischen Turban um die Haare schlingt, so braucht es gar nicht mehr besondere Schönheit. Übrigens war auch die Nichte nicht ganz mein Genre. Sie war eher klein als groß, war fest und kernig und hatte frische

Landmädelbacken. Während ein edler Junggeselle sozusagen mehr für das Blasse und Schmachtende ist.

Die beiden Damen also stehen ganz verdattert vor einer Fahne, gucken immer am Mast hoch und wissen durchaus nicht, wie sie das schwarz-weiß-rote Tuch in die Höhe bringen sollen. Ich seh' mir das noch ein paar Augenblicke mit an, aber dann siegt, der Teufel soll mich holen, mein angeborener Edelmut, und ich sage mir: Gustav, den Witwen und Waisen soll man beistehen. Außerdem bist du Vormundschaftsrichter ...

Und schon stehe ich mit einer tadellosen Verbeugung, wie sie nur der Sohn eines guten Hauses fertig bringt, vor den Hilfsbedürftigen und biete in geziemender Weise meine Unterstützung an. Prüfendes Mustern und scheues Erröten ... schließlich: ‚Wenn der Herr so liebenswürdig sein will —!‘ Nun, der Herr war es! Als hätt' ich mein Leben lang Fahnen gehißt, flog das dreifarbene Tuch nach wenigen Minuten in die Höhe. Dank links, Dank rechts — und von sympathischer Bewunderung gefolgt zog sich Amtsrichter Gustav Hedemann wieder in seine Burg zurück.

Sehen Sie, meine Herren, ein minder Erfahrener hätte das nicht getan. Der hätte die Gelegenheit ausgenützt und sofort angebandelt. Sich womöglich gleich vorgestellt: Gestatten die Damen! Das aber wäre eine Dummheit, das wäre ein Fehler gewesen. Man begnüge sich mit dem ersten starken Eindruck und lasse ihn wirken! Ich durfte sicher sein, daß die beiden Damen sofort die Kurliste nachschlagen und herumrätseln würden: Wer ist der sympathische Fremde, der kommt, hilft und geht?

Zwei Tage ließ ich ihnen zu dieser Beschäftigung Zeit. Zwei Tage, während welcher ich durch die herrlichen Wälder spazierte. Denn ich bin ein riesiger Waldfreund ... sozusagen poetische Seele, stark empfänglich für Wipfelrauschen, Einsamkeit und so etwas. Ohne Wald kann ich in der Sommerfrische nicht leben. Und gerade der Wald dort oben war großartig. Wie sagt man? Direkt Jungbrunnen.

Also, um nicht abzuschweifen, nach zwei Tagen komme ich an den Strand, betrete meine Burg und blicke diskret hinüber. Die Tante sitzt im Strandkorb, die Nichte liegt malerisch hingegossen. Die Stiefel bohren sich allerliebst in den Sand, ein Streifchen Strumpf guckt auch noch vor, mit einem Worte: ein für alles Schöne empfänglicher Junggeselle hebt da das Haupt, als wittere er Morgenluft. Und da die Nichte das Haupt gleichfalls hebt, ist Gelegenheit zum Grüßen da. Sehr ehrerbietig mit kleiner Abstimmung ins Heiter-Vertrauliche, wie es das freiere Badeleben so mit sich bringt. An dem überaus liebenswürdigen Gegengruß merke ich, daß sie mich in der Kurliste gefunden haben. Nämlich ... man muß wirklich mal heraus, um die richtige Hochachtung vor sich zu gewinnen. Hier gibt es nicht die rechte Distance — aber draußen ... ein preußischer Amtsrichter, der nebenbei noch ein feiner organisierter Junggeselle ist, der schmeißt einfach alles um. Rechtsanwalt ... schön ... kann gut sein, kann faul sein. Richter ist immer gut.

Wo war ich? Ach so ... ja ... die Damen lächeln äußerst ermunternd, man kommt ins Plaudern, man spricht über den Ort, über das Wetter, das sich verschlechtert, man muß zur selben Zeit zum Essen gehen, man begleitet die Damen, man trägt der Nichte Spaten, Buch und Regencape, man konstatiert, daß man nicht weit voneinander wohnt, man stellt sich zum Überfluß vor ... Gottchen, wie das so geht: in ein paar Tagen biedert man sich mehr an, als sonst in Jahren.

Ich weiß bald, wie die Damen heißen. Ich weiß, daß Lottchen, die Nichte, für Natur schwärmt, weil sie auf einem Gute groß geworden ist. ‚Nachher starb Papa, und wir mußten verkaufen. Denn die Inspektoren, Herr Amtsrichter —.‘ Sie sieht vorwurfsvoll zu mir auf, als hätte ich diese Menschenklasse erschaffen. ‚Fürchterlich!‘ sag' ich. Wir verstehen uns vorzüglich. Na, und so weiter.

Übrigens wohnen die Damen nicht im Hotel. ‚Es ist zu geräuschvoll, Tante will Ruhe!‘ Sie haben zwei Zimmer mit Küche in einem Bauernhäuschen. Da wirtschaften sie selber. Bald kocht die Tante, bald die Nichte. ‚Es soll für Lottchen gleich eine Übung sein,‘ sagt die Tante. Und wir sind wieder völlig d'accord: ein junges Mädchen muß kochen können. Darauf beruht die sittliche Weltordnung.

Schenken wir uns das Weitere. Genug, ich frage mich sehr bald, ob Lottchen nicht am Ende die richtige Frau für mich wäre. Zwar war sie, wie gesagt, nicht ganz mein Genre, doch der Mensch soll auch nicht einseitig sein. Bei den heutigen Landpreisen mußte das väterliche Gut trotz der Inspektoren noch einen hübschen Batzen abgeworfen haben — warum sollte man das nicht mitnehmen? Wahrhafte Bildung zeigt sich darin, daß man nichts übertreibt — auch den Edelmut nicht.

So standen die Dinge ungefähr, als das Wetter geradezu unerträglich ward. Jeden Tag Regen. Bald goß es wie aus Mollen, bald rieselte es sachtebehaglich, bald folgten sich einzelne Schauer in Abständen. Die Hälfte der Badegäste reiste ab, die andere Hälfte verzweifelte. Bloß Lottchen und die Tante blieben munter. Ja, sie schienen jetzt erst recht vergnügt zu werden. Stundenlang liefen sie täglich in die Wälder. Die Nässe störte sie gar nicht. „Im Gegenteil,‘ sagte Lottchen und lächelte. Sie lächelte ordentlich geheimnisvoll. Bis die Tante endlich das Rätsel löste.



Dorfidyll. Nach einer Aufnahme von Konrad Heller, Wien.

Sie hatten nämlich beide eine großartige Entdeckung gemacht. Die herrlichen Wälder ringsum waren ungeheuer pilzreich. Nach dem Regen schossen die Schwämme in allen Formen und Farben in die Höhe. Und Lottchen aß so gern Pilze . . . besonders Pfifferlinge, wissen Sie . . . die gelben, gezackten. Sie waren auch wirklich äußerst nahrhaft; sie ersetzten völlig das Fleisch — das Fleisch, das hier geradezu lächerlich teuer war. Der Wald selber deckte einem den Tisch. War das nicht köstlich? ‚Und wenn Sie mal mitkommen wollen, Herr Amtsrichter —‘

Bon! Warum soll ich nicht mitgehen? Wir drei also los . . . in aller Morgenfrühe. Die Damen mit großen Taschen, geschürzten Röcken und Regencapes — weniger schön als praktisch. Mit Triumphgeschrei wird der erste Pilz begrüßt. Man zeigt ihn mir. Man lehrt mich ihn kennen. Als kleiner dickköpfiger Stöpsel kommt er aus der Erde. Dann entfaltet er seine zackige, unten fein gefältete Schwammkrone. Nur diese eine Sorte wird genommen. Bei den anderen ist sich die Tante nicht ganz sicher. Sie möchte nicht in der Blüte ihrer Jahre sterben: es gibt da sehr traurige Fälle. Ergo bleibt es bei den gelben, harmlosen Pfifferlingen, die Lottchen auch Hähnchen oder Rehpfötchen oder Eierschwämme nennt.

Meine Herren, haben Sie schon mal Pilze gesucht? Nee? Ich früher auch nicht! Also, es war fabelhaft. Es war überwältigend. Nach der ersten Viertelstunde quietschten meine Schuhe vor Nässe. Nach der zweiten waren sie still . . . vollgesogen wie das Moos, über das wir schritten, gottergeben und deformiert. Wir sind durch Heidelbeerkraut gestromt und durch Schonungen gekrochen, wir haben Blindschleichen belästigt und alte Waldhasen aus dem Schlaf gestört, wir bekamen den Mund voll Spinnwebe und wurden dreckig wie die Moorkatner beim Torfstechen. Aber immer ’rin ins Vergnügen . . . bevor uns ein anderer die schönen Pilze, die das Fleisch ersetzen, wegpflückt. Wenn Lottchen ihre Tasche voll hatte, strahlte sie in dem berauschenden Gefühl, an diesem Tage nicht umsonst gelebt zu haben.

Und immer von neuem rieselte der Regen, das Barometer, von verzweifelten Sommerfrischlern belagert, verharrte in unabänderlichem Tiefstand, aber die Pilze wuchsen, daß es eine Pracht war. Meine Schuhe und Stiefel wurden überhaupt nicht mehr trocken, mein Strümpfeverbrauch stieg ins Unermessene, meine Hosen mußten sämtlich nacheinander aufgebügelt werden — Gottchen, jeden Abend, beim Grog, hab’ ich geschworen: Gustav Hedemann, Amtsrichter, laß die verdammten Pilze sein! Doch wie soll ich das erklären: jeden Morgen holt’ ich die Damen dennoch ab!

Zuerst — da war es wohl Lottchens wegen. Man will doch seine zukünftige Frau kennen lernen. Und dann überhaupt: als Kulturmensch ist man gegen Damen galant. Und drittens: es gab in den dichten Schonungen so verdammt viele Möglichkeiten. In den Schonungen standen die größten und schönsten Hähnchen ... immer halb unterm Moose an den kleinen Kiefernstämmen. Aber in die Schonungen kroch uns die Tante nicht nach. Sie war mehr für den Hochwald. Na, da war ich denn mit der Nichte ganz hübsch allein. Und ich riskiere schon allerlei, nenne sie wie aus Versehen ‚Fräulein Lottchen‘, interessiere mich sehr für Landwirtschaft, für das Gut, auf dem sie ihre Jugend verlebt hat, und frage sie, ob sie lieber einen Landwirt oder einen Beamten heiraten möchte. Das war gerade, wo das dolle Spinngewebe war. Am liebsten hätt' ich wie 'n Känguruh gespuckt, wenn das mit der sozialen Stellung eines preußischen Amtsrichters vereinbar gewesen wäre. Außerdem wartete ich auf eine Antwort. ‚O,‘ sagt Lottchen und bückt sich, um einen Pilz auszubuddeln, ‚dauernd möcht' ich nicht mehr auf dem Lande leben. Man hat dort so wenig für den Geist.‘ Genau ihre Worte, meine Herren — und stolz fühl' ich: Gustav, das gilt dir! Mut schwellt meine Brust, ich denk' an meinen alten Herrn, an das verflossene Landgut, an die Annehmlichkeiten einer jungen Frau. Mit dem Stock hau' ich links und rechts die trockenen Kiefernzweige samt dem Spinngewebe 'runter, gleichsam als wollt' ich mir einen Weg zum Ziel bahnen, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn es in diesem Augenblick nicht von drüben Ho—a—hoh! gerufen hätte.

Das war die Tante. Sie blieb, wie gesagt, immer im Hochwald und gab alle zehn Minuten Signale. Lottchen mußte sie zum Zeichen ihrer unbeschädigten Existenz aus der Schonung heraus beantworten. Das tat sie denn auch jetzt, aber als ich gleichfalls mit Manneskraft ein melodisches Ho—a—hoh anstimmte, versuchte sie erschrocken abzuwehren. ‚Bitte nicht, Herr Amtsrichter ... Tante ist so komisch ... vielleicht rufen Sie das nächstemal mehr aus der Entfernung.‘

‚Natürlich, natürlich,‘ sag' ich. Aber heimlich zieh' ich die Luft durch die Zähne. Spiritus, mein Geist, merkst du was? Jedenfalls springe ich nach zehn Minuten ein Endchen seitwärts und rufe so dumpf nach der entgegengesetzten Richtung, daß die Tante glauben muß, wir seien kilometerweit getrennt. Wir lachen uns wie die Spitzbuben an und erröten — das heißt, Lottchen errötet —, wir haben zusammen ein Geheimnis, wir sind ein paarmal drauf und dran, uns in die Arme zu stürzen, doch immer wird diese Entwicklung noch verhütet. Denn, verstehen Sie, das Auskunftsbureau, bei dem ich natürlich angefragt habe, hat mir noch immer nicht geantwortet. Diese Institute arbeiten manchmal bedauerlich langsam. Einmal war ich schon dicht daran, die Sache auch so zum Abschluß zu bringen. Lottchen war gerührt, weil ich ihr eine ganze Mütze voll Pfifferlinge in die Tasche geschüttet hatte, das Signal war gerade nicht zu befürchten, tiefste Einsamkeit umgab uns, unsere Herzen klopften, schon hatte ich mit tremolierender Stimme ‚Lottchen‘ geflüstert, schon sank sie mir entgegen — da wurde ihr Auge plötzlich starr und scharf spähend: über meine Schulter fort hatte sie einen gelb leuchtenden Punkt in acht Meter Entfernung entdeckt. ‚Einen Augenblick,‘ hauchte sie und eilte an mir vorüber. ‚Es ist eine ganze Familie,‘ sagte sie zitternd und deckte das Moos auf. Nachher wäre sie wohl zur Fortsetzung der unterbrochenen Szene bereit gewesen, aber es fehlte denn doch an der Stimmung. Ja, man könnte behaupten, daß ich sozusagen eine Familie verlor, weil sie im letzten Moment eine fand.

Aber das Merkwürdigste war doch was ganz anderes. Ich weiß gar nicht, wie ich davon reden soll. Ich bin darauf gefaßt, daß man mich auslacht, wie die Nüchternen sich ja leicht über feiner organisierte Naturen lustig machen. Nämlich — es war zuletzt gar nicht mehr Lottchen, wegen der ich in den Wald zog. Man konnte doch nie wissen, ob die Charaktere zusammen paßten, die Auskunft war übrigens auch nicht glänzend — also, laß die Hände weg, Gustav! Aber die Pilze, meine Herren ... die Pilze ließen mich nicht mehr los. Unwillkürlich setzt man seinen Ehrgeiz darein, die meisten zu haben. Man hat seine Geheimstellen, die man nicht verrät. Man sucht unruhig den Boden ab, ob da nicht das gelbe Schwämmchen irgendwo leuchtet. Man lernt auf zehn, zwanzig Meter Entfernung die Farbe von der eines gelben Blattes, der eines Astbruches unterscheiden. Man fiebert ordentlich. Man beargwöhnt jeden Spaziergänger. Man hat für nichts anderes mehr Sinn. Man wird habgierig, als wären es gelbe Dukaten, die da aus dem Moos kröchen.

Sehen Sie, das hab' ich mir ja gedacht: nu lachen Sie! Aber bitte: sammeln Sie mal selber! Sammeln Sie wie Lottchen, die Tante und ich! Pfundweise schleppen wir die Schwämme täglich heim. Die Damen laden mich zu sich: das sind keine Pilzmahlzeiten mehr, die wir einnehmen, das sind Pilzorgien. Aber wir schaffen es trotzdem nicht. Da zieht Lottchen die Pfifferlinge auf Schnüre und läßt sie an der Luft trocknen. ‚Sie haben den gleichen Nährwert wie Kalbskoteletts,‘ sagt sie innig. ‚Niemals war ich in einer ähnlich herrlichen Sommerfrische! Es ist schade, daß die schönen Tage zu Ende gehen!‘

Nämlich die Stunde kam, wo Tante und Nichte nach Hause mußten. Ich brachte sie an den Auto-

Reisefertig.

Nach einem Gemälde von C. F. Messerschmitt.



omnibus. Ich überreichte ihnen Blumen. Ich spürte anspornend aus ihren Koffern den muffigen Geruch eines halben Zentners getrockneter Hähnchen dringen. Ich versprach ihnen feierlich, nicht zu erlahmen.

Und was wollen Sie? Einen ganzen Tag zwar hielt ich mich zu Hause. Der furchtbare Zwang und Zauber schien von mir abzufallen. Die Seelen meiner mißbrauchten Stiefel und sonstigen Kleidungsstücke flehten um Schonung. Mein Oberkellner behandelte mich mit zurückhaltender Milde. Ein gewisser Haß gegen das Pilzlottchen erwuchs mit pilzhafter Geschwindigkeit in mir, als ob ich durch diese Dame irgendwie beraubt worden sei. Wie eine Fata Morgana leuchtete mir das Bild behaglicher Ruhe am Strande, das Bild zielloser, behaglicher Spaziergänge auf. Eine Neugeburt schien sich anzukündigen.

Zu spät, meine Herren! Das Gift war schon zu tief gedrungen!

Promenierend, zum erstenmal wieder hingegeben dem Zauber des Wipfelrauschens und der stimmungsvollen Einsamkeit, geh' ich nächsten Tages durch den Wald. ‚Und nichts zu suchen, das war mein Sinn‘ — Goethe? Wie? Aber sehen Sie ... plötzlich fühl' ich's wie eine Hand im Genick, und sie dreht mir den Kopf nach unten. Die Augen fangen wider meinen Willen zu suchen an — sie entdecken einen gelben Punkt — ich reiße sie in Qualen empor — ich gehe weiter — ich sehe einen zweiten Pfifferling, einen dritten — die Beine versagen mir den Dienst. Mit letzter Kraft versuche ich dem Walde zu entfliehen. Da höre ich eine Stimme sagen: Sie haben den gleichen Nährwert wie Kalbskotelettes — und nun erwacht mein soziales Gewissen. Mit diesen Pilzen, die ein vollwertiger Ersatz der Fleischnahrung sind, kann ich eine hungernde Familie gegebenenfalls vom Tode retten! Ich habe kein Recht, ein solches Volksnahrungsmittel verkommen zu lassen — und schon such' ich, stürz' ich vorwärts, buddle ich, fülle ich Taschentuch und Tasche, Mütze und alle sonstigen Behältnisse. Begreifen Sie das? Ich muß die Dinger auf Wollfäden ziehen, da ich sie mir im Hotel nicht kochen lassen kann. Ich werde sie dem Verein für Volksküchen stiften. Ich drücke mich in meinem Hotel scheu an Oberkellner und Stubenmädchen vorbei. Man fragt mich zart und teilnahmsvoll, wie lange ich noch zu bleiben gedenke.

Man hat recht. Denn ich bin ein Monomane. Wie andere etwa weiße Mäuse sehen, sehe ich Pilze. Tags suche ich sie und nachts träum' ich davon. Wenn ich die Speisekarte aufschlage, zittere ich und murmele mit erlöschender Stimme: Pfifferlinge. Wenn ich eine alte Dame über dem Stopfpilz Strümpfe stopfen seh', stöhne ich auf.

Ich fühle selbst, daß ich zugrunde gehe. Ich frage einen Arzt. Er rät mir schleunige Abreise. Abreise in Gegenden, wo die Pilze seltener sind. Abreise nach Hause, wo ich meine feste Beschäftigung habe.

Und alles, weil mich Pilzlottchen angesteckt hat! Ich könnte sie erwürgen. Ich hadere mit dem Himmel, der immer neuen Regen 'runtergießt und immer neue Schwämme hervorlockt.

Äh, was ist da noch zu reden! Ich folgte dem Arzt. Ich, ein preußischer Amtsrichter, verkürzte mir selbst den Urlaub. Die Justizverwaltung kennt bisher keinen derartigen Fall. Acht Tage früher meldete ich mich zurück. Acht Tage früher sitz' ich über Vormundschaftsakten.

Aber das Furchtbare: die Pilze kommen mir nach. Sie sind in mir. Sie durchwuchern mich. Wo ich geh' und steh', leide ich darunter.

Nur hier, meine Herren ... bei Ihnen ... fühle ich mich besser. Hier an diesem Tische spüre ich förmlich, wie sie welken und absterben. Hier werde ich, Ihren Gesprächen lauschend, wieder gesunden. Hier erleiden die Biester einen schmählichen Tod. Denn sie brauchen nämlich Nässe ... Nässe und Feuchtigkeit. Und nirgends geht es so trocken zu wie hier am Juristentisch!"

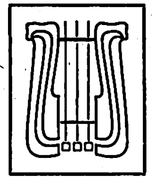
Schlafliedchen.

Schlaf, mein liebes Herzenskind,
In den Ähren singt der Wind,
Kornblümlein und roter Mohn
Nicken mit dem Köpfchen schon,
Leise ruft der Abendwind:
Schlaf, mein liebes Herzenskind!

Schlaf, mein blondes Töchterlein,
Droben glänzt schon Sternenschein,
Bald kommt auch der gute Mond,
Der bei all den Sternen wohnt,
Schaut zu dir ins Fensterlein:
Schlaf, mein blondes Töchterlein!

Schlaf, mein Herzchen, gute Nacht!
Englein halten dir die Wacht,
Bringen einen schönen Gruß —
Und vom Herrgott einen Kuß,
Der so hold dich hat gemacht:
Schlaf, mein Herzchen, gute Nacht!

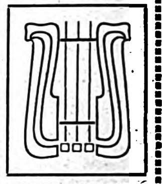
Hildburg Trümpelmann.



Giuseppe Verdi.

Zu seinem 100. Geburtstage. Von Hans Sonderburg.

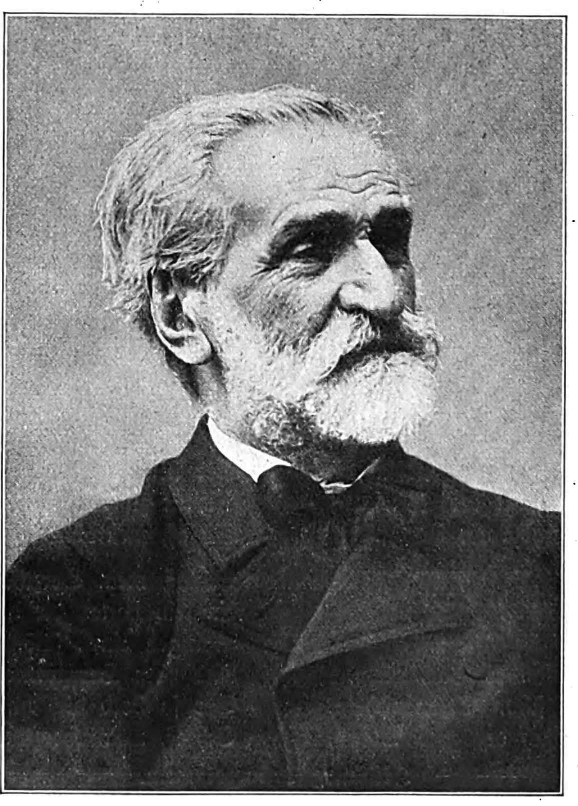
Mit sechs Illustrationen.



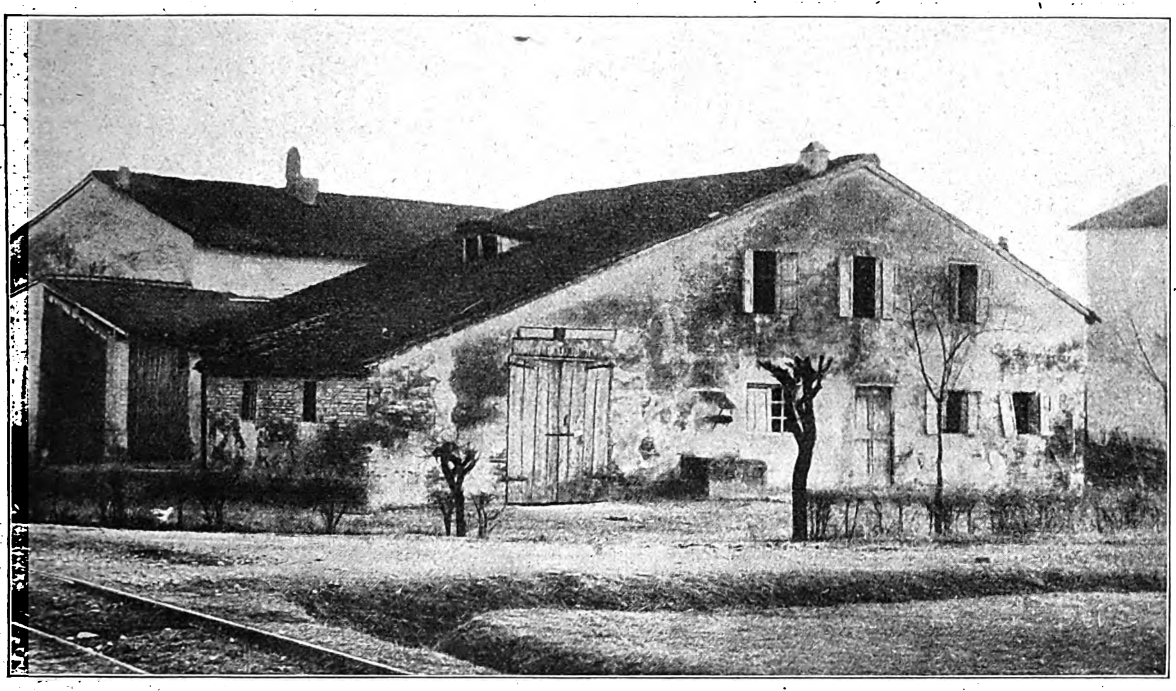
Mußte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts sogar ein Beethoven, der als Meister der Musik die Zunge gelöst hat, zurücktreten gegenüber der schillernden, glitzernden Freude italienischer Musik, so ist später eine vollkommene Machtverschiebung zugunsten der deutschen Musik vor sich gegangen. Richard Wagner ging seinen Weg zur Höhe seines Kunstschaffens, des Musikdramas. In Deutschland vollzog sich eine reiche Entwickelung im Ausbau ernst-lebensvoller Dramatik, während sich die italienische Oper vollends verkapselte in der alten Form der Opera seria und Opera buffa. Rossini und seine Nachahmer fanden ihr Korrektiv in Bellini, dem italienischen Wagner im kleinen, und in Donizetti, der dem Orchester charakterisierende Aufgaben zuwies. Giuseppe Verdi war es, der die Bestrebungen beider zusammenfaßte und durch die Kraft seiner Erfindungsgabe und sein Gestaltungsvermögen der italienischen Musik noch einmal einen spezifisch nationalen Charakter verlieh. Damit steht Verdis Bühnenkunst neben dem deutschen Musikdrama Wagners als das Lebenskräftigste da, was die letzten 60 Jahre hervorgebracht haben.

„Die Musik muß durchaus national sein. Ich schätze und bewundere die deutsche Musik sehr und habe ihr viel zu verdanken. Ihr großer Giovanni Sebastian Bach ist noch heute mein Lehrmeister. Aber deswegen werde ich doch ebensowenig deutsche Musik komponieren, wie ein deutscher Komponist italienische. Wenn der Genius der Nation in der Musik nicht deutlich hervortritt, so ist sie ohne höheren Reiz und Wert." In diesen Worten Verdis liegt das große Geheimnis seiner Musik begründet. In der klar und scharf ausgedrückten Nationalität seiner Kunst ruht ihr beispielloser Erfolg in Italien. In ihrer Nationalität ruht auch ihre Charakterstärke und ihre innere Wahrheit. Verdi ist oft der ungerechten Auffassung ausgesetzt gewesen, er sei ein skrupelloser Eklektiker: in seiner ersten Zeit Geist von Rossinis Geist, dann ein gelehriger Nachbildner Meyerbeers und Wagners, doch nirgends ein Charakter. Das ist sicher falsch. Wie hörten wir Verdi sagen? „Die Musik muß durchaus national sein." Diesem künstlerischen Glaubensbekenntnis hat der Meister wahrhaft nachgelebt und Werke geschaffen voll ursprünglicher Gestaltungskraft, die ganz dem Boden gehört, dem er entsprossen ist. Nirgends ein Kompromiß, sondern überall abgeschlossene Eigenart in einem Aufsteigen von der musikalisch-naiven Auffassung zur musikalischen Reflexion. Die tiefgreifenden Wandlungen, die die Musik in jener Spanne Zeit erlebte, da Verdi für die Bühne schuf, hat er kritischen Sinnes beobachtet und geprüft und daraus für sein Schaffen das aufgenommen, was ihm zur Vertiefung seiner Eigenart dienlich erscheinen mochte.

Giuseppe Verdi wurde am 10. Oktober 1813 in Roncole, einem kleinen Orte bei Parma, geboren. Der Vater war Besitzer einer Herberge. Ärmlich war die Umgebung des Kindes, dem schon früh die Musik aus Herz und Kehle drang. Ein reicher Kunstfreund, Barezzi, gab die Mittel zur Ausbildung des Talentes. Der Organist Provesi in Bussato, dann in Mailand der treffliche Dirigent des Scalatheaters, Lavigna, wurden seine Lehrer. Das Mailänder Konservatorium unter dem Direktor Basily hatte dem jungen Verdi wegen Mangel an Talent die Aufnahme verweigert. Ein Schauspiel, dem man auch sonst in der Musikgeschichte begegnet. Als Sechsundzwanzigjähriger trat Verdi zum erstenmal vor das Publikum mit der Oper „Oberto". Der junge Komponist stand mit diesem Werke noch ganz im Banne Bellinis, des



Giuseppe Verdi.

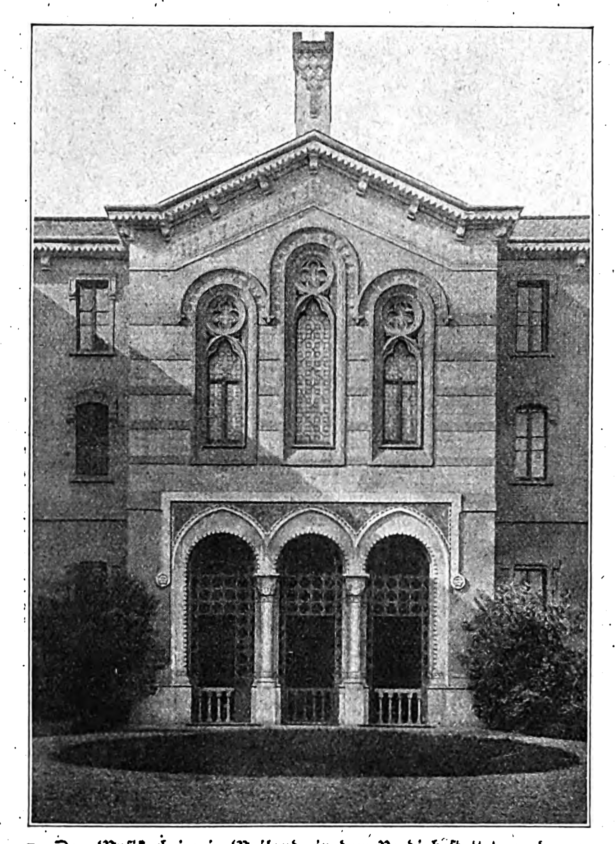


Verdis Geburtshaus in Roncole bei Busselo Parma.

Raffael der italienischen Musik. Der Erfolg war groß, blieb ihm aber bei den folgenden Werken nicht treu. In dieser Zeit des Mißerfolges raubte der Tod ihm die Gattin und zwei Söhne. Diese herben Schicksalsschläge erschütterten sein Gemüt, vertieften aber auch seinen Charakter. Nachdem die Lähmung seiner Schaffenslust überwunden war, widmete er sich während der folgenden 30 Jahre, von 1842 ab, ununterbrochen dem schöpferischen Arbeiten für die Bühne.

Mit der Oper „Nebukadnezar" legte Verdi den Grund zu seinem Ruhme. Er war nicht mehr der Komponist, der in seinen Melodien ein vergnügliches Spiel trieb. Seele und Gemüt hatten seine Kunst umfaßt, herb und ernst war seine musikalische Sprache geworden. Zehn Werke entstanden in den nächsten Jahren. Etliche erlitten ein vollständiges Fiasko, andere erfreuten sich eines nur mäßigen Erfolges. Stürmischen Beifall errangen die Opern „Die Lombarden", „Ernani", „Attila" und „Die Schlacht bei Legnano". Wie in deutschen Landen, so lebte auch in den denkenden Kreisen Italiens die Sehnsucht nach nationaler Einheit und Größe des Volkes, das zerstückelt und uneins war. Zu den um das Heil des Vaterlandes Sorgenden und Gutgesinnten gehörte auch Verdi. Seine Werke waren Zeugnisse vaterländischen Werbens im Volke, voll glühender Beredsamkeit, voll hinreißenden Schwunges, vom Volke verstanden und begrüßt und von ihm auch erfaßt als eine nationale Kraftquelle. Verdi, der durch harte Schicksalsfügung einsam gewordene Mann, umfaßte mit Inbrunst die tief erkannte Aufgabe, seinem Volke in der Not seiner politischen Zerstückelung ein Sänger romantischer Sehnsucht und heiliger Hoffnung zu sein. Das Jahr 1849 brachte die Revolution und dem patriotischen Künstler die Gewißheit, daß sein Volk sein Schicksal herrlich bestimmen werde. Eine neue Zeit brach auch für Verdi heran. Der Patriot in ihm hatte sein Ziel erreicht. Nun konnte der Künstler und Musiker frei schalten. Dazu erblühte ihm eine neue Liebe. Die geniale Sängerin Giuseppina Stapponi wurde ihrem Manne ein verständnisvolles Weib und eine Kameradin, die in Treuen mit ihm gewandert ist bis gegen das Ende seiner Tage.

Mit dem Jahre 1851 begann Verdis Glanzzeit und sein Weltruhm. Es erschien die Oper „Rigoletto", die die Tragödie eines Narren behandelt. Ihre Melodien sind aus dem nationalen italienischen Musikempfinden heraus geboren. Alles strebt nach einem leicht zu erfassenden, sinnlich aufreizenden Ausdruck. Das ist auch der künstlerische Grundzug der folgenden Oper, des „Troubadour". Größte Gassendramatik und ausschweifende Romantik beherrschen das Werk. Es wird Jagd gemacht auf Knalleffekte, die dem Autor wie Wild bei einer Treibjagd dahergelaufen kommen: Zigeuner und klagende Frauen, Brüder, die dasselbe Weib lieben, die einander nicht kennen und mit Beil und Scheiterhaufen morden, belagerte Burgen, finstere Kerkermauern, eine gestörte Feier in entlegener Kapelle — und alles ergriffen von einer Art Arienwahnsinn. Jeder singt Arien, ehe er etwas unternimmt. „Der Troubadour" enthält in Vergrößerung die Grundfehler einer Oper, gerade diejenigen Fehler in hervortretendem Maße,



Das Musikerheim in Mailand, in dem Verdi bestattet wurde.

wegen derer schon mancher der ganzen Kunstgattung gram geworden ist. Aber „Der Troubadour“ ist dennoch ein Charakterwerk, weil er den Typus der italienischen Arienoper darstellt. Wir Deutschen philosophieren gern über Wesen und Ziel der Kunst und meinen, wo wir nur Töne hören, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen. Wir müssen solches Beginnen aufgeben, um alsbald zu erkennen, welch eine faszinierende Wirkung von diesem rassigen Musizieren ausgeht, wie diese leidenschaftlich erregten Melodien, die durch keine schweren Harmonien belastet werden, ein Opiat für die Ohren sind. Das Orchester wird zu einem großen Begleitinstrument, wird wie eine Art Riesengitarre behandelt, zu der von der Bühne herab gesungen wird.

Das folgende Werk gehört demselben Jahre 1853 an. Es ist „Traviata“. Die Oper bedeutet insofern eine kühne Neuerung, als das übliche bunte Kostüm dem Gesellschaftsanzuge gewichen ist. Die Handlung arbeitet nicht mit Dorfidyllen und einer Romantik im Brigantenrock. Der Schauplatz der Geschehnisse ist vielmehr der Salon einer Dame, die in ihrer „Halbwelt“ adeliger Empfindungen fähig ist. Wir sehen in dieser Oper einen Ausschnitt aus dem tatsächlichen Leben lange vor der Zeit des Opernrealismus, der nach seinem veristischen Programm „kühn aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit“ schöpft. Ein trübes Gemisch von Patschuli und Karbol, von Halbwelt und Krankenstube erfüllt diese Oper. Aber Verdis Musik erweist sich hier als vornehmster Stimmungsträger. Empfindsam schließt sie sich den sensibel wechselnden Seelenzuständen an, selber voll Seele und von höchster Sensibilität. Die Musik erzeugt in der Verfeinerung ihrer Mittel eine Intimität der Bühnenwirkung, wie sie bis dahin durch Verdi noch nicht erreicht worden war. — Mit diesen Werken wurde Verdi populär. Sein Schaffen rastete nicht bei wechselnden Erfolgen. Aus früherer Zeit hielt sich die Oper „Luisa Miller“, unter den neueren Werken gelang ihm das Beste in der Oper „Der Maskenball“. Die Prunkoper „Aïda“ stellte dann alles in den Schatten. Sie wurde zur Einweihungsfeier des Suezkanals 1871 komponiert. Das äthiopische Milieu mit den mystisch-phantastischen Vorgängen eines Kultus, den die heiße Sonne des Himmels von Theben und Memphis überstrahlt, gaben dem Tondichter reiche charakteristische Klangmittel in die Hand. Die geschlossene Form der Oper ist der

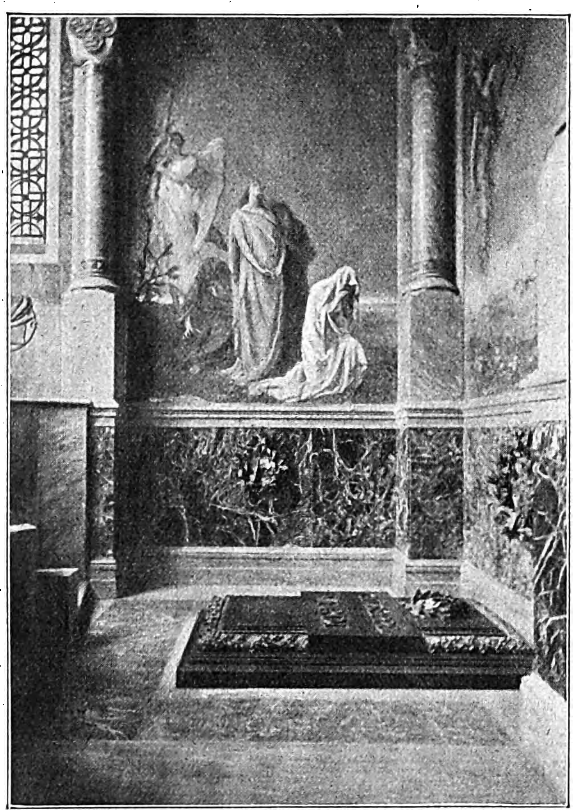


Der letzte Flügel Verdis, auf dem er den „Othello“ komponierte.

freien musikalischen Rede im Sinne Wagners gewichen, und im Orchester waltet das Motiv und seine vielgestaltige Verarbeitung als Charaktermale für die Bühnenvorgänge.

In einem Alter, wo sonst müde und welk die Hand in den Schoß fällt, schuf Giuseppe Verdi noch zwei Werke, in denen er sich von aller Theatralik lossagte. Die shakespearesche Welt nahm ihn auf. „Othello" und „Falstaff" sind Werke seines Alters, aber keine Alterswerke. Von diesem großen Finale seiner Schöpferkraft aus überblicken wir das gesamte Schaffen des Meisters: anfangs ist alles an den Stoff gebunden, und weil der Stoff kraß ist, daher die Kraßheit des musikalischen Ausdrucks. Mit der Verfeinerung des dramatischen Vorwurfs wächst bei stets gleichbleibender Kraft der Sprache die Verfeinerung seiner Musik. Aus sich selber heraus! Nicht durch von außen herzugetragenes Material! Immer mehr entkleidet der Meister die Oper ihres posenhaften Gewandes, immer mehr zeigt er das Wirkliche im Menschen. Feiner verästelt sich das Gezweig im Orchester, das nicht mehr Begleitinstrument, sondern Szenendeuter und Stimmungsträger, aus einem Objekt ein Subjekt wird. Die starre Selbstherrschaft der Melodie weicht einem bewegungsreichen, flüssigen Gesange, eng verbunden einem biegsamen Parlando. An die Stelle eines rassigen Musizierens ist ein gedankenvolles Tonschaffen getreten. So zeigt sich Verdi als eine Musiker-Vollblutnatur, als ein Mann starker musikalischer Instinkte, auf deren Führung er sich verläßt, offenbart dann auf dem Grunde einer urwüchsigen Gestaltungskraft das An- und Ausreifen einer Persönlichkeitskunst, die in allen Teilen sein eigenster Besitz ist.

Neben seinem Bühnenschaffen schrieb Verdi noch Werke für Kirchenmusik, deren schönstes das Requiem zu Manzonis Gedächtnis ist. Im Erzittern der Seele vor dem Unerschlossenen, das der Menschheit wartet, im langenden Bangen nach der überirdischen Hoffnung, die ihn, den von tiefer Frömmigkeit Erfüllten, beseelt, singt er nach Poetenart sein Lied von Tod und Todesschlaf. Noch der Fünfundachtzigjährige schrieb in den „4 pezzi sacri" eine Musik so abgeklärt und verklärt, daß es wie aus einer anderen Welt herübertönt. Am 27. Januar 1901 schlossen sich Verdis Augen, endete das reiche, überreiche Leben eines Künstlers, der „unsterblich ist, heiter und sieghaft, wie die Begriffe Vaterland und Kunst."



Verdis Grab in Mailand.



Verdis Zimmer im Hotel Milan zu Mailand, wo er den Folgen eines Gehirnschlags erlag.

Aphorismen.

Wie stark muß der Wille zum Leben desjenigen sein, der um Gnade bittet; und wie niedrig muß der die Menschen einschätzen, der Gnade üben kann.

Gemüt ist der Mut des Herzens, Diener zu sein.

Der unfreie Mensch schleppt die Lasten, der freie erträgt sie.

Von einem Standpunkte aus kann man nicht mehr urteilen, sondern nur noch richten.

Immer wird das Prinzip des einen den Weg des anderen versperren.

Die Gesellschaft ist so brutal, daß sie einem in gewissen Fällen die Pflicht auferlegt, unglücklich zu sein.

Jede Erkenntnis ist eigentlich eine Kenntnis der Gegensätzlichkeiten.

Die unangenehme Folge erhebt immer eine Anklage gegen die Voraussetzung.

Etwas verstehen heißt: sein Eignes wieder erkennen.

Im gewissen Sinne leben diejenigen auf Kosten anderer, welche für diese leben wollen.

Oskar Glaser, Wien.

Automaten statt Soldaten.

Von Dr. Alfred Gradenwitz.

Mit acht Illustrationen.

In der modernen Kriegführung spielen persönliche Kraft und Tapferkeit eine durchaus nebensächliche Rolle, und höchstens kommt noch der Mut, die Psyche der Gesamtheit eines Heereskörpers in Betracht. Im wesentlichen aber hängt der Ausgang einer Schlacht nur von Stellungen und Zahlen ab. Es lag nahe, das individuelle Element gänzlich auszuschalten und die Heere durch automatische Kriegsmaschinen zu ersetzen oder wenigstens zu ergänzen. Ein norwegischer Ingenieur, N. W. Aasen, dessen Handgranaten schon bei mehreren Heeresverwaltungen eingeführt sind, hat diesen Gedanken durch die von ihm erfundenen Minengranaten verwirklichen wollen, die fast ohne menschliche Mitwirkung überall im Umkreise Tod und Verderben verbreiten.

In Abb. 4 ist die Minengranate im Felde vergraben, und in Abb. 1 und 2 im Augenblick der Explosion dargestellt. Abb. 1 zeigt die horizontale und Abb. 2 die vertikale Ausbreitung der von der Granate ausgesandten Geschosse. In Abb. 3 ist schließlich eine doppelte Granatenbarrikade von 1000 m Länge und 90 m Breite dargestellt, die aus 50 in zwei Serien angeordneten Granaten besteht und ein Feld von 90000 qm bestreicht. Die um die einzelnen Granaten gezogenen Kreise stellen die maximale Reichweite dar.

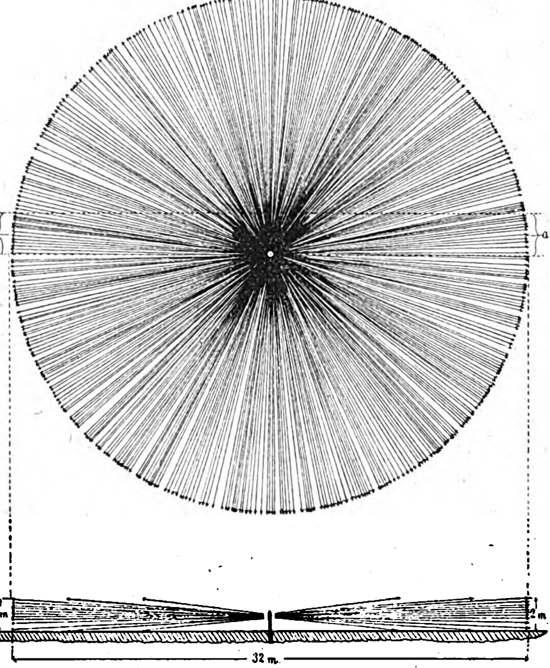


Abb. 1 und 2. Eine Minengranate im Augenblick der Explosion. Oben die horizontale, unten die vertikale Ausbreitung der von der Granate ausgesandten Geschosse.

Jede Granate wiegt mit Zubehör ungefähr 4 kg; sie enthält 400 Geschosse, 700 g von einem außerordentlich brisanten Sprengstoff und eine Vorrichtung zum Aufwärtsschleudern und zur Zündung der Granate. Diese Vorrichtung wird nur durch einen elektrischen Strom in Tätigkeit gesetzt, den ein biegsames Kabel zuführt.

Am Boden des Zylinders befindet sich eine kleine Pulverladung, die durch den elektrischen Strom entzündet wird und dann die eigentliche Granate durch die darüber befindlichen Erdschichten hindurch senkrecht in die Höhe schleudert. Die Zündvorrichtung der eigentlichen Granate ist mit einer Kette verbunden, deren anderes Ende an dem im Erdboden verbleibenden Zylinder festgemacht ist. Die Explosion tritt daher in dem Augenblick ein, wenn die Kette gespannt ist. Granate und Leitungskabel

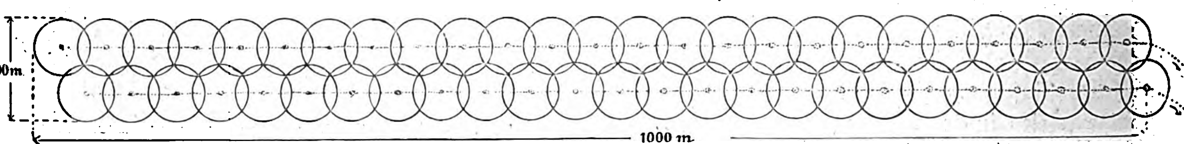


Abb. 3. Eine doppelte Granatenbarrikade, die aus 50 in zwei Serien angeordneten Granaten besteht.

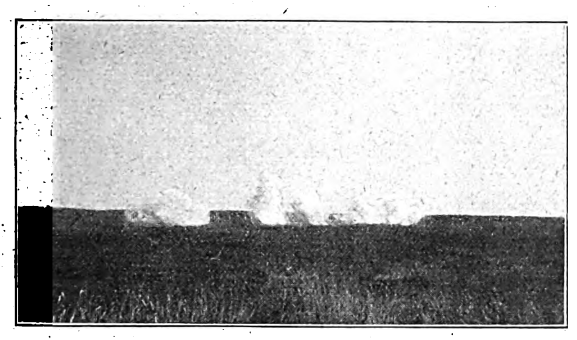


Abb. 5. Explosion von unterirdischen Granaten.

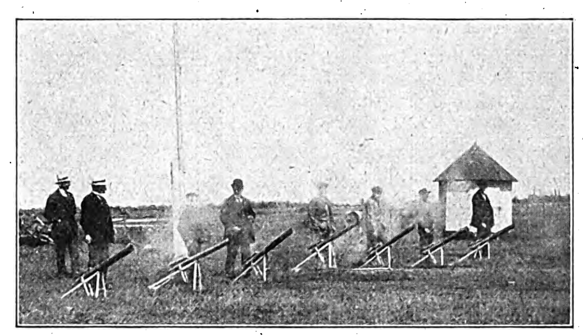


Abb. 6. Abfeuern der Granaten.

werden in die Erde vergraben und sind daher für den Feind vollkommen unsichtbar. Um die Granate abzufeuern, schickt man einen elektrischen Strom durch das Kabel: dann steigt die Granate aus dem Erdboden hervor, explodiert auf genau vorauszubestimmender Höhe (gewöhnlich 75 cm) und feuert sämtliche 400 Geschosse gleichzeitig nach allen Richtungen und zwar horizontal, das heißt parallel zu dem Gelände, ab; sie bestreicht auf diese Weise einen Umkreis von mindestens 800 qm.

Die Geschosse durchbohren in 10 m Abstand eine mindestens 100 mm dicke Holzwand und üben bis auf 80 m tödliche Wirkungen aus.

Abb. 4. Eine im Felde vergrabene Minengranate.

Der im obigen beschriebene Zündmechanismus gestattet jederzeit die Einstellung auf die vorteilhafteste Zündhöhe. Da sämtliche Geschosse parallel zum Gelände abgefeuert werden, üben sie so starke Schußwirkungen aus, als dies nur möglich ist. Schließlich wird die Granate durch eine dreifache Sicherung gegen vorzeitige Explosion beim Transport sowie beim Hantieren und Installieren geschützt. Sie kann sogar aus größter Nähe mit Flintenkugeln beschossen werden, ohne zur Explosion zu gelangen. Der Zünder läßt sich jederzeit herausnehmen und wieder einsetzen.

Die Minengranaten werden in Löcher eingesetzt, die man entweder mit Hacke und Schaufel oder mit einem Spezialbohrer herstellt.

Beim Unterminieren eines Weges können diese Granaten neben dem Wege in je 25—30 m Abstand angebracht werden. Anstatt sämtliche Granaten eines Minenfeldes miteinander zu verbinden und gleichzeitig zu entzünden, kann man sie auch in mehreren Serien anordnen und das Minenfeld in verschiedenen Abteilungen zur Explosion bringen. Schließlich kann man auch zwei- und dreifache Granatensätze anbringen, zunächst den ersten Satz abschießen und dann die Zündvorrichtung an den zweiten Satz Leitungskabel anschließen, womit das Minenfeld wieder hergerichtet ist.

Wichtig ist es auch, daß die Granaten nach ihrem Einsetzen in die Erde jahrelang sich selbst überlassen werden können, ohne Schaden zu erleiden und Schaden anzurichten; etwa darüber befindliches Ackerland kann ohne die geringste Gefährdung gepflügt und auch sonst bearbeitet werden.

Die Aasenschen Minengranaten dürften sich in folgenden Fällen besonders nützlich erweisen:

1. Zum Schutze von Festungen, Verschanzungen, Wachtposten, Signalstationen, kleineren Heeresabteilungen usw.



Abb. 7. Soldat beim Werfen einer Handgranate.

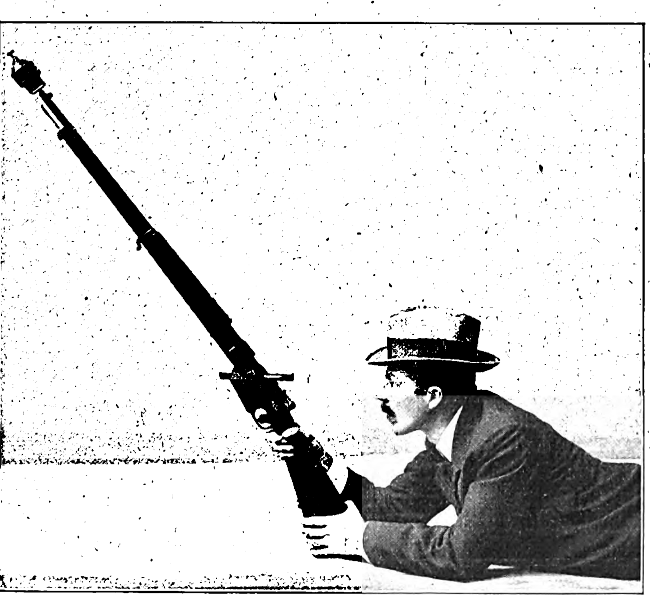


Abb. 8. Abschießen der Gewehrgranate.

2. Zur Absperrung von Waldstrecken, Bergpässen, Schluchten usw.

3. Überall dort, wo das Vorrücken des Feindes erwartet wird (auch auf offenem Gelände).

4. An Bergübergängen, Engpässen und Landstraßen, wo der Feind zu erwarten ist.

5. Am Meeresstrand, wo mit der Landung feindlicher Truppen zu rechnen ist.

Abgesehen von diesen Spezialfällen können die Granaten jedoch auch auf dem eigentlichen Kampfplatz mit Vorteil verwandt werden. Mit ihrer Hilfe kann eine ganz kleine Abteilung (etwa 150 Mann) eine Minenbarrikade von mehreren tausend Quadratmetern herstellen und den Feind dann auf das unterminierte Terrain locken und ohne eigentlichen Kampf ganz oder teilweise vernichten. Da das Leitungsnetz schon im voraus hergerichtet werden kann, ist es z. B. einer Abteilung von etwa 200 Mann möglich, im Laufe etwa einer Stunde mit 100 Minengranaten ein Gelände von ungefähr 180000 qm zu unterminieren oder im Laufe von etwa $1^1/_2$ Stunden eine 4 km lange Minenreihe mit denselben Granaten herzustellen.

Die schon erwähnten Handgranaten sind gleichfalls zylinderförmig. Ihre Sprengladung ist, von einem Mantel umgeben, im Innern angebracht; um diesen Mantel herum liegen die Geschosse, in Harz gebettet, und das Ganze wird von einem Außenmantel geschützt.

Die Handgranaten sind ferner mit einem Holzgriff versehen, der mittels eines Hakens an dem Leibgurt festgemacht wird. Im Innern dieses Griffes sind Sicherheits- und Zündvorrichtung angebracht und zwar so geschützt, daß sie durch unsachgemäße Behandlung nicht in Unordnung geraten können.

Der Zünder ist so eingerichtet, daß der Soldat ihn mittels einer Schraube am Vorderende der Granate leicht und schnell selbst in die Granate einsetzen und ebenso wieder entfernen kann. Die Sicherheitsvorrichtung besteht aus einer gewöhnlich 10 m langen Schnur, die im Innern des Griffes aufgewickelt ist; das eine Ende dieser Schnur ist an einer Auslösevorrichtung befestigt, die sich beim Schleudern der Granate von selbst abrollt, während das andere Schnurende in der Hand des Soldaten bleibt. Erst nachdem die Granate einen Weg von 10 m (eventuell auch einen beliebig längeren Weg) zurückgelegt hat, wird die Zündung durch die Spannung der Schnur betätigt.

Wenn man die Granate beim Hantieren mit ihr fallen läßt oder wenn sie bei unvorsichtigem Werfen auf die Brustwehr oder irgendeinen anderen in der Nähe befindlichen Gegenstand auftrifft, kann nicht, wie bei gewöhnlichen Granaten, Explosion eintreten, solange die Entfernung weniger als 10 m beträgt. Die außerordentliche Wirksamkeit der neuen Granaten ist aber vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß alle Geschosse in horizontaler Richtung fortfliegen.

Ferner hat Aasen Gewehrgranaten erfunden, die explodieren, sobald ihre Spitze das Feld oder einen anderen Gegenstand berührt, aber erst nachdem sich die Sicherheitsschnur auf etwa 18 m abgerollt hat; vorher sind sie vollkommen gesichert und unschädlich. Da sich der Granatkörper im Explosionsaugenblick über der Erdoberfläche befindet, fliegen die Sprengstücke nach allen Seiten horizontal fort und bestreichen eine Fläche von 25 qm und mehr.

Zum Schießen mit Aasenschen Granaten benutzt man ein besonderes Visier, das sich leicht an jedem Gewehr anbringen läßt und auch als Libellenquadrant dienen kann; diese Vorrichtung gestattet, direkt sowohl wie indirekt mit etwa gleicher Treffsicherheit zu schießen. Die Schußweite richtet sich zum Teil nach Konstruktion und Kaliber des Gewehres.

Gewehrgranaten sind im Prinzip von gleicher Konstruktion wie Handgranaten, nur daß ihnen der Handgriff fehlt, sie wiegen je 550—650 g und enthalten 56 Geschosse von je etwa 3 g; die Sprengladung wiegt etwa 75 g und besteht aus einem überaus kräftigen und gegen Wärme und Kälte sowie gegen mechanische Einwirkung unempfindlichen Sprengstoff. Die Soldaten tragen die Granaten meistens zu je zehn in Etuis aus Segeltuch; die Zündpatronen können eventuell in der Rocktasche oder einem besonderen Etui getragen und erst kurz vor dem Kampfe in die Granaten eingesetzt werden.

Handgranaten sind natürlich für den Nahkampf bestimmt; Gewehrgranaten kommen bei Kämpfen auf 100 bis 400 m Entfernung zur Verwendung. Ein einziger mit Gewehrgranaten bewaffneter Infanteriesoldat besitzt innerhalb 400 m Entfernung mindestens gleichen Kampfwert wie eine Feldkanone auf größere Abstände; der Preis für jeden Schuß beträgt hingegen nur einen unbedeutenden Bruchteil des für einen Kanonenschuß erforderlichen Kostenaufwandes.

Die Granate läßt sich für alle möglichen Gewehre und Karabiner einrichten; das Gewehr wird dabei keineswegs geschädigt und kann gleichzeitig zum Scharfschießen benutzt werden.

Kürzlich wurden auf dem Schießplatz der Gesellschaft „Défenseur" in der Nähe von Kopenhagen interessante Schießversuche mit Handgranaten angestellt, die aus 12 kg schweren Haubitzen herausgeschleudert wurden, und zwar wurde aus gedeckter Stellung gegen eine Scheibenkolonne von 80 Doppelscheiben ein Salvenfeuer aus sieben Haubitzen eröffnet. Die erste Salve ergab nicht weniger als 49 Treffer auf 27 Scheiben, und nach der vierten Salve waren im ganzen 68 Figuren von 143 Geschossen getroffen, wobei die Entfernungen 280—310 m betrugen.

Die bei diesen Versuchen benutzten Handgranaten wiegen je 1 kg und enthalten 215 Geschosse und 200 g Sprengstoff; sie bestreichen bei der Explosion ein Gelände von mindestens 80 qm.

Bei der Verteidigung einer Schanze oder einer festen Stellung ist der Feind, sobald er bei seinem Vorrücken innerhalb des Aktionsradius der Hand- oder Gewehrgranate gekommen ist, ohne jede Deckung und kann auf offenem Felde und Anhöhen ebenso wie in Schluchten, Talsenkungen und hinter Brustwehren beschossen werden. Umgekehrt kann eine mit Gewehrgranaten bewaffnete feindliche Abteilung, sobald sie bis auf etwa 400 m Entfernung an eine Schanze oder befestigte Stellung herangekommen ist, die Besatzung vernichten und die Schanze erobern. Bei künftigen Kämpfen dürfte daher von den beiden Gegnern der, dem die neue Waffe fehlt, auch wenn er an Zahl überlegen ist, stets den Kürzeren ziehen. Da die Kriegsführung zu Lande aber in immer steigendem Maße ein Kampf zwischen zwei füreinander unsichtbaren Gegnern sein wird, dürfte es immer häufiger vorkommen, daß man dem Feinde nur mittels Gewehrgranaten mit krummen Bahnen und rasierender Wirkung beikommen kann.

Durch die Einführung so mörderischer Kriegsmaschinen dürften schließlich aber selbst Zahl und Position ihre Bedeutung für die Kriegsführung verlieren, und Kriege gänzlich unmöglich werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Zu unseren Kunstbeilagen.

Wie Heinrich Zügel und Oskar Frenzel das Leben der Kühe, wie Anton Braith das der Schafe und der soeben verstorbene Julius Adam das Leben der Katzen in immer neuen Variationen in Farben geschildert haben, so ist der großen Familie der Enten in Alexander Koester, dem Schöpfer unseres farbigen Kunstblattes, ein unübertroffener Verherrlicher erstanden. Auf allen größeren Ausstellungen ist er seit Jahren mit Entengemälden vertreten, und jedes der Bilder weiß unwiderstehlich den Blick der Besucher zu fesseln, selbst derjenigen, die für das Tierbild sonst recht wenig übrig haben. Das macht, weil noch niemand die Enten gleich unbedingt wahr und natürlich, gleich lebensfrisch und beweglich zu schildern vermochte, weil er mit Meisterhand seine Lieblinge derartig plastisch zu malen versteht, daß man vermeint, sie mit Händen fassen zu können. Die originalgetreue Wiedergabe eines seiner letzten Gemälde in diesem Hefte ist ein Beispiel dafür. — Unser zweites Kunstblatt „Die Zauberin" zeigt eins der bedeutendsten Werke des Schweizer Malers Charles Gleyre (1806—1874), der seit früher Jugend in Paris seßhaft war, dort lange Zeit mit bedeutendem Lehrerfolg ein Schüleratelier leitete, aber mit seinen eigenen Schöpfungen trotz ernstesten Ringens nicht durchdringen konnte. Man hielt ihn für einen geschickten und fähigen Nachahmer älterer Meister, erkannte jedoch nicht die eigene Note in seinem Schaffen. Erst Böcklin war es vorbehalten, auf Gleyre als den Neuerer hinzuweisen, indem er selbst von den vielfachen Anregungen sprach, die der Schweizer ihm für seine Laufbahn gegeben. — P. F. Messerschmitt führt den Beschauer mit seinem Gemälde „Reisefertig" zurück in die Tage der rumpelnden Postkutschen und „Diligencen", die Lenau und Heine besangen, in die Zeit des gemächlichen Reisens, bei dem man in Muße die landschaftlichen Reize zur Rechten und Linken der Straße genießen konnte.

„Wie lag im goldnen Märchenduft die Ferne,
Da uns noch eng der Heimat Bann umgab;
Vom ersten Berg schon sahn wir andre Sterne,
Und Zaubergerte schien der Wanderstab.
Sehnsüchtig wuchs das Herz, wenn seine Weisen
Das Posthorn sang im nächt'gen Waldrevier —
Jetzt pfeift der Dampf und läßt im Sturm uns reisen;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr."

Es ist aber nicht schade um die verklungene Poesie jener Postkutschentage, die aus der Nähe betrachtet nichts als die nüchternste Prosa war. Wenn man in alten Romanen aus Großmutters Tagen herumblättert oder bei Goethe und Gutzkow, bei Lessing, Heine und Börne von all den Widerwärtigkeiten und Plackereien liest, die der Reisenden harrten, so segnet man freudig die neue Zeit. Schon allein der Paßzwang und die Zölle müssen genügt haben, empfindsame Menschen vorm Reisen zurückschrecken zu lassen. Gutzkow schildert in seinen Lebenserinnerungen eine solche Zollschikane, die er im Jahre 1830 auf seiner Reise nach Frankfurt erlebte, wo mehrere Zollschranken in der Umgebung der Stadt erst vor kurzem vom Volke zerstört worden waren. „In strömendem Regen bei nächtlichem Dunkel angelangt vor einer dieser zerstörten Zollstrecken der Mainkur, wurde der Wagenzug, Hauptpost und mehrere Beichaisen, von Zollvisitatoren und Polizeimännern angehalten. Jeder mußte seinen Paß zeigen. ‚Sie kommen nicht nach Frankfurt!' rief man mich auch hier bei der Zurückstellung des meinigen an, während der Pinsel eines Honthorst Stoff

zu einem Nachtgemälde gehabt hätte. Rings nächtliches Dunkel, die Laternen, das Gewirr der Wagen, der Regen, die Polizeimänner, die Polen in ihren Pelzen und viereckigen Mützen, die zerstörten Zollstätten — alles das gab einen originellen Effekt. — ‚Sie müssen zwanzig Täg hawwe von Berlin. Sie hawwe nor erscht zehn!‘ — ‚Über Darmstadt? Kann ich denn nicht über Offenbach?‘ — ‚Wie Sie wolle! Überall eins! Die Darmstädter verlangen zwanzig Täg!‘ — Was war zu tun? Ich mußte aussteigen, mein Gepäck einfordern und fernere zehn Tage aus dem Buche meines Lebens streichen.“ Vor solchen Reminiszenzen lernt man mit dankbarem Herzen die tröstliche Gewißheit erkennen, daß der Fortschritt kein Traum ist und daß das Gute nicht hinter uns, sondern *vor* uns liegt.

Eine neue Vererbungstheorie.

Daß die durch 7 teilbaren Lebensjahre des Menschen von besonderer Wichtigkeit sind, war schon den Pythagoräern bekannt. Man beobachtete, daß in ihnen die Entwicklung des Organismus ruckweise vor- oder zurückschreitet, und deshalb wurden sie in der älteren Medizin, welche an ihnen festhielt, Stufenjahre genannt. Diese Jahre haben nun aber eine weit größere Bedeutung, als sich die kühnsten Zahlenspekulanten früherer Jahrhunderte träumen ließen, so vor allem für die Vererbung, wie der Wiener Dozent Dr. Hermann Swoboda auf Grund eingehender Untersuchungen auf dem 85. Naturforschertag berichtete. Das Gesetz, auf das er kam, lautet in seiner allgemeinsten Formulierung: Jeder Mensch setzt die Ahnen fort, von denen er um ein Vielfaches von sieben Jahren im Alter absteht. Wie jedermann in seinem individuellen Dasein alle sieben Jahre eine Renaissance erlebt, so feiert er auch im selben Rhythmus eine Auferstehung in Nachkommen. Nach diesem Gesetze erklären sich vor allem die Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Kindern und Eltern. Ein Kind, das der ganze Vater ist, stammt mit großer Wahrscheinlichkeit aus dessen 28., 35., 42. usw. Lebensjahre, ein Kind, das die ganze Mutter ist, aus „Siebenjahren“ der Mutter. Bestätigungen sind leicht zu erbringen. Auch historische Beispiele gibt es in Menge; so sind, um einige anzuführen, die Philosophen Fichte und Herbart, Ebenbilder ihrer Mütter in jeder Beziehung, in deren 21. Jahre geboren; der Dichter Björnson, seinem Vater zum Verwechseln ähnlich, in dessen 35. Jahre geboren, Manzoni im 49. Jahre des Vaters, Siegfried Wagner im 56. Richards. Ein schönes Beispiel für diese Vererbungstheorie ist Bismarck, dessen Ahnengeschichte Dr. Swobodas Theorie zu bestätigen scheint. Die durch 7 teilbaren Lebensjahre sind also diejenigen, in denen jemand wirklich sich fortpflanzt. Wenn daher jemand mit einer vererblichen Krankheit oder einem Defekt behaftet ist, so wird er diese pathologischen Eigenschaften in seinen Siebenjahren weitervererben, eben als Bestandteil seiner Gesamtpersönlichkeit. Die Kinder eines Tuberkulösen aus seinem 28., 35. usw. Lebensjahre werden mit großer Wahrscheinlichkeit auch tuberkulös werden, während umgekehrt, wenn etwa die Frau tuberkulös und der Mann gesund ist, nur die Kinder aus seinem 28., 35. Lebensjahre Aussicht haben, gesund zu bleiben, vorausgesetzt, daß nicht der kranke Elternteil durchwegs dominiert.

Eine Klimaänderung für Europa.

Die Frage, ob der Mensch Wetter und Klima beeinflussen könne, ist schon öfters erörtert worden, und unser meteorologischer Mitarbeiter hat bereits in der Weltrundschau 1912

S. 77 die in der Luft schwebenden Projekte kritisch behandelt. Über eine neue eigenartige Idee, das Klima Nordamerikas zu ändern, wird nun der „Welt der Technik" aus Honolulu folgendes berichtet: Aus dem Golf von Mexiko kommt der Golfstrom, streicht an der Ostküste Amerikas entlang und biegt südlich von Neufundland nach Osten aus. Sein einer Zweig zieht die Westküste Grönlands hinauf, der östliche Arm bespült England und Irland. Aus der Davisstraße, zwischen Baffinsland und Grönland, kommt eine kalte Meeresströmung nach Süden und ergießt sich in den Golfstrom. Gerade an der Stelle, wo der kalte Labradorstrom sich von der Bank von Neufundland hinabstürzen will in das Tiefseebecken des Atlantischen Ozeans, trifft er auf den warmen Golfstrom, der ungefähr am Rande der Bank entlang zieht. Bei diesem Zusammentreffen gibt der Golfstrom ein Bedeutendes an Wärme an den Labradorstrom ab. So ist die Wärmewirkung des Golfstromes ziemlich eingeschränkt, wenn er die Gestade Europas und Grönlands bespült. Aber auch der Nordosten der Vereinigten Staaten hat an dem Wärmeverlust Anteil. Der Labradorstrom drängt sich nämlich zwischen den Golfstrom und der amerikanischen Festlandsküste nach Süden. Nun will ein Mr. Caroll L. Riker der Naturgewalt ein Schnippchen schlagen. Sehr einfach, sagt er, wir sparen die verlorene Wärme des Golfstromes ein — indem wir den Labradorstrom hindern, seinen Wärmeraub zu begehen! Wir zwingen ihn, bevor er den Golfstrom trifft, in die Meerestiefe hinabzusteigen und unter dem Golfstrom hinweg seinen Weg zu suchen. Mr. Riker ging zu Colonel Goethals, dem Erbauer des Panamakanals, und der empfahl die Sache dem Kongreß. Man will eine Mole vom südlichen Kap Neufundlands aus ins Meer hinab bauen und zwar bis an den Rand der Untiefe, so daß der von Norden kommende Labradorstrom hier in die Tiefe gezwungen wird. Die Untersuchungen der Neufundlandbank haben ergeben, daß es sich um eine fast durchweg ebene Fläche von durchschnittlich 60—70 m Tiefe handelt. Der amtliche Bericht sagt darüber: „Nur an ganz wenig Stellen dieser ungeheuren Fläche würde, wenn die ‚Titanic' senkrecht gestellt wäre, ein Drittel ihrer Länge unter Wasser sein und ihre Schrauben ragten höher über den Meeresspiegel empor als die Spitzen der höchsten Gebäude Newyorks. Eine Fläche von über 10000 Quadratmeilen ist noch seichter, trotzdem sie sich 200 Meilen bis mitten in den Ozean erstreckt. Der Labradorstrom kommt etwa 250 Meilen breit und 60—70 m tief hier südlich. Das Zusammentreffen mit dem Golfstrom zwingt ihn südwestlich. Doch haben sich die Wasser vorher gemischt, Teile des kalten Stroms sinken unter, erzeugen Wirbel und Gegenströmungen, weil sie zu spät an die Tiefe kommen. Der Damm soll 200 Meilen Länge und vom Beginn vierzig bis zum Ende drei Meilen Breite haben. Eigentlich sollen die Naturkräfte selber ihn schaffen. Der Labradorstrom nimmt beständig Sand mit sich nach Süden. Dieses Sandfließen will man aufhalten, so daß die Barre immer höher steigt. Daß es ein gewaltiges Unternehmen wäre, braucht kaum ausdrücklich betont zu werden. Aber auch die Wirkungen wären unabsehbar: die Wintertemperatur der östlichen Union würde wärmer, weil der Einfluß des kühlen Labradorstromes gemindert würde. Die häufigen, der Schiffahrt gefährlichen Nebel von Neufundland bis Florida würden größtenteils schwinden. Die Wirkungen des größeren Wärmegehaltes des Golfstromes auf das Klima von Grönland, Britisch-Nordamerika und selbst Sibirien ergäben eine über alle Vorstellung hinausgehende Kulturmöglichkeit. Nicht minder wäre eine nachhaltige Umgestaltung des europäischen Klimas zu erwarten. Man wird der Verwirk-

lichung dieses großartigen Projekts etwas skeptisch gegenüberstehen müssen. Gelingt aber dem amerikanischen Unternehmungsgeist die Durchführung, so hätten wir Erdenmenschen ein Werk geschaffen, das sich den Marskanälen an die Seite stellen ließe.

Ein neuer Schutz für Kriegsschiffe.

Über eine Erfindung, um Schiffskörper nach dem Eindringen von Geschossen gegen das nachdringende Wasser zu verschließen, hielt Dr. Rudolf Ditmar, Graz, auf dem in Wien abgehaltenen 85. Naturforschertag einen Vortrag, in dem er folgendes ausführte: Für harzreiche Kautschuksorten, wie Guayule und an den Guatemala-Sheets, Columbian-Scraps, Goldküsten-Lumps, sowie für Pseudogummiprodukte wie Besk, Pontianak, Dead-Borneo, Gutta-Jelutong usw., gab es bisher in der Gummi-Industrie nur wenig Verwendung. Für diese harzreichen Kautschuksorten ergibt sich jetzt ein ganz neues Absatzgebiet durch die von Dr. Rudolf Ditmar gemachte Entdeckung, daß sich Kautschukmischungen nach dem Durchgange von Geschossen an der durchschossenen Stelle wieder schließen, so daß kein oder nur ganz minimale Mengen Wasser durch das Schußloch durchdringen können. Das eindringende Geschoß dehnt zuerst die Kautschukschichte in die Tiefe und erzeugt infolgedessen beim Durchschlagen nur ein ganz kleines Loch, das sich durch die Elastizität des Kautschuks sofort wieder schließt. Durch das Harz kleben die Wandfranzen wieder fest zusammen und lassen kein Wasser nachdringen. Ein Zusatz von Teer macht derartige Mischungen noch wasserbeständiger. Die Stärke des Mantels richtet sich nach der Größe des Geschosses, dem der Mantel ausgesetzt ist. Je größer das Geschoß, desto dicker muß der Mantel sein. Der Kautschukmantel kann auf den Schiffskörper einfach aufgelegt oder aufgekittet werden. Auch kann man ihn zwischen zwei Schiffswänden einlegen oder in das Innere des Schiffes einbauen. Am besten bewährt sich die Auflage nach außen. Um den Gummimantel vor Angriffen durch Seetiere zu schützen, bestreicht man ihn in derselben Weise wie den Schiffskörper. Durch den Kautschukmantel ist das Schiff auch gegen Strandungen wesentlich geschützt. Gibt man dem Mantel eine wellenförmige oder zellenförmige Konstruktion, so kann man noch größere Sicherheit gegen das Eindringen von Wasser nach dem Durchgang des Geschosses erreichen, wenn man die Wellenkörper und Zellenkörper übereinander anordnet. Nicht ungünstig wirkt auch eine Guttaperchamischung in dünner Schichte über dem Mantel. Der unvulkanisierte Kautschuk leidet beim Gebrauche nicht, da er unter Wasser nicht oxydieren kann. Die Gummimasse läßt sich immer wieder vom Schiffskörper abziehen und neuerdings verwenden.

ätsel und Aufgaben

Triorätsel.

Erstes Wort.

t entzückt, wenn in der Morgenfrühe
sonne Glutball meinem Schoß entsteigt.
nache dich gefaßt auf manche Mühe,
mir der Wetterhahn den Schnabel zeigt.

Zweites Wort.

t — es paßt — es war — es wird sich
machen —
sen Wortgefügen bleib' ich aus.
ut jedoch die Maid Gesang und Lachen,
im Spiel und oft im Nachbarhaus.

Drittes Wort.

eise Wein und Liebe; mancher König,
durch mich, gab Kette, Stern und Reif.
egenwart schätzt meine Kunstform wenig,
det mich pedantisch, hohl und steif.

Das Ganze.

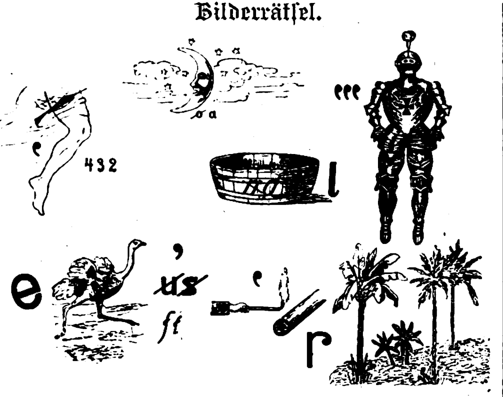
nau wie ich zwei Städtchen heißen
t Schlachthaus, Amtsgericht u. a.
e Post erreicht mich in Ostpreußen,
s andre Mal bin ich a. H. H. W.

Logogriph.

t K wird dir's von neuem Leben
e ersten sichern Zeichen geben.
t L, erwärmt von Feuersflammen,
lt es die Dinge fest zusammen.
t R, im Ernste wie im Scherz,
reut's des Menschen Ohr und Herz.
o gar mit H! Da wird's uns warm
o wohl; es schwindet Sorg' und Harm,
bald das liebe Wort erklingt
o uns sein Zauber hold umschlingt.

Renata Greverus.

Bilderrätsel.



Geographisches Umstellrätsel.

a	a	b	b	c	e	g	i	l	o	p	r	z
a	d	d	e	e	e	i	l	l	p	r	u	u
a	a	a	b	e	e	e	i	l	n	r	u	v
a	b	e	e	g	l	m	r	r	r	s	u	z

Die Buchstaben in den wagerechten Reihen sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen folgende 13 geographische Eigennamen ergeben: 1. Marianeninsel, 2. Seebad auf Rügen, 3. Stadt am Rhein, 4. desgleichen, 5. preußische Hafenstadt, 6. Hafen der Samoainseln, 7. Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 8. Stadt a. d. Mosel, 9. Nebenfluß der Rhone, 10. deutschen Fluß, 11. Hafen auf Fehmarn, 12. deutschen Fluß, 13. Stadt in Birkenfeld. Die fett umrandeten Felder ergeben den Namen eines Komponisten, der vor 100 Jahren geboren wurde. C.

Scherz-Logogriph.

Wer sich das Ganze eignet an,
Erhofft ein Glück sich aufzubauen,
Wird draus ein Laut hinweggetan,
So ist es traurig anzuschauen. Th. K.

Zahlenrätsel.

1 10 10 8	Nebenfluß der Donau
2 13 14 15 2	Samoainsel
3 10 12 15 14 16 9	Stadt in England (Derby)
4 17 6 5 10	griechische Insel
5 7 16 9 10 1	Nebenfluß des Rheins
6 12 18 7 19 14 7	Stadt in Schleswig-Holstein
7 11 7 5 11	Stadt in Provinz Hannover
5 7 2 11 12 10 20 12	häufigster Städtenamen in Deutschland.

Die Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten gelesen, ergeben den Namen eines europäischen Staates, und die Endbuchstaben seine Hauptstadt. C.

Rätsel.

Geteilt: Es hört, schmeckt dem, der's liebt;
Vereint: Zürnt jeder, dem man's gibt. Dr. S.

Geographisches Rätsel.

Im Mecklenburger Lande
Ein Städtchen friedlich liegt,
An eines Sees Rande
Es sich ans Wasser schmiegt.

Auch an der Zeiten Wandel
Erinnert uns das Wort,
Auch bringt es uns der Handel
Und führt es weiter fort. H. J.

Umkehrrätsel.

Wer kann das leichte Rätsel lösen:
Ein Körperteil bei Weib und Mann,
Den man beliebig umdrehn kann,
Und der doch bleibt, was er gewesen? K. H.

Ergänzungsrätsel.

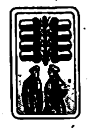
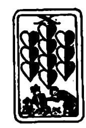
Zwei Lose kauft' ich vor Jahren,
Hoffend auf reichen Gewinn;
Daß leider zwei Nieten es waren,
— — — — — — — —. Dr. S.

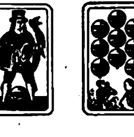
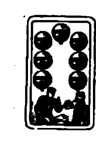
(Die letzte Zeile ist einem bekannten Gedicht zu entnehmen.)

Rätsel und Aufgaben

Skataufgabe.

Vorhand erhält folgende Karten:

Mittelhand reizt bis Grünhandspiel (Grünsolo) und paßt, als Vorhand dies hält; nun reizt Hinterhand Eichelhandspiel (Eichelsolo) weiter und schließlich offenes Null (Null ouvert). Vorhand hält offenes Null und verliert es auf die blanke Acht, die sie ausspielt. Hätte sie eine der beiden Sieben ausgespielt, so hätte sie es gewonnen. Hinterhand hätte offenes Null ebenfalls auf eine blanke Acht verloren, wenn Vorhand dieselbe blanke Acht ausgespielt hätte. Würden Vorhand und Hinterhand die Plätze tauschen, so würde Hinterhand mit derselben Karte, die sie jetzt hat, in Vorhand offenes Null auf alle Fälle gewinnen. Hinterhand hat 30 Augen in ihren Handkarten. Mittelhand hätte ihr siebentrümpfiges Grünhandspiel mit Schneider gewonnen. Im Skat liegen 22 Augen. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt? C.

Scharade.

Das Rätselwort, das mancher haßt,
Sobald er sein gedenkt,
Faßt oftmals kaum der Gaben Last,
Die man darin versenkt.

Doch ist das Wort nicht schuld daran,
Wenn man's besieht bei Licht;
Gäb's nicht allzuviel eins-zwei, dann
Gäb's auch das Ganze nicht.

Fast schlimmer als das Ganze doch,
Das ist die drei allein,
Wer die erwischt, zum Kummer noch,
Dem folgt Spott hinterdrein. Dr. S.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 1.

Bilderrätsel: Ein Andenken von der Reise. In der Runde von unten links nach rechts lese man alle Buchstabenpaare, die gegenüber den kurzen Blättern des Edelweiß stehen, und dann erst in gleicher Runde die Buchstabenpaare bei den langen Blättern. Es ergeben sich die Worte: „Ein Feriengruß aus den Bergen!"

Anagramm: Briefe, Fieber.

Verwandlungsrätsel:

Tag — Tang — Naht — **Nacht;**
Holz — Zahl — Hals — **Stahl;**
Blei — Leib — Geld — **Gold.**

Damespielaufgabe:

1. Dc1–a3; e3–c1×D
2. g5–f6; Dc1–e7××
3. Da3–h6××; Db8–f4×
4. Dh6–a7×× gewinnt,

wenn: oder:

4. . . .; d8–c7 4. . . .;
5. Da7–g1; g3–f2 5. Da7–g1;
6. e1–g3×; gewinnt, 6. c3–d4 ge

Wortscherzrätsel: Un—ent—behr

Scharade: Augen, Blick — Augenb

Silbenrätsel: Neuburg, Iburg, Homberg, Triberg — Amberg; Löbau, Eibau; — Laubach, Elzach, Urach; Engen — Bingen; Eschenheim, Türkheim heim; Nürnberg — Dürrenberg; Ibe weiler — Jugweiler, Neuweiler; — Idstein, Erstein; — Kalau, Iglau, Roß feld, Hersfeld, Eisfeld; — Greding Hering; Essen, Nossen. — Nicht alle Le die in die Kirche gehen.

Zauberquadrat:

G	o	t	h	a
O	d	e	u	m
T	e	m	e	s
H	u	e	n	e
A	m	s	e	l

Logogriph: Buche, Buch, Busch.

Visitenkarten-Rätsel: Geheimer Ober medizinalrat.

in illustrierter Malvorlagen-Katalog mit maltechnischen Mitteilungen

260 Seiten mit ca. 500 Abbildungen


Rembrandt, Saskia.

wird jedem Liebhaber der Oelmalerei willkommen sein. Unter den zu Gebote stehenden Vorlagen herrscht ein großer Mangel an solchen, welche technisch gut durchgeführt sind, so daß es um so angenehmer empfunden wird, daß die Firma

W. Sobbe in Cassel N.

eine Auswahl von wirklich guten Vorlagen bietet, wie sie bisher nicht angetroffen wurde. Die Firma hat die Einrichtung getroffen, daß jede Vorlage — **leihweise** — gegen eine entsprechende Leihgebühr abgegeben wird, wenn die Entleiher auch Abnehmer von Utensilien sind. Von der Veröffentlichung kleiner und **hinsichtlich der Technik minderwertiger Vorlagen** ist in dem Katalog abgesehen worden, und werden neben **Original-Oelgemälden** nur die **gediegensten Farbendrucke** geboten, welche wir überhaupt besitzen.

Der Vorlagen-Katalog

wird innerhalb Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegen Einsendung v. Mk. 1.25 = Kr. 1.45 portofrei v. der Fa. **W. Sobbe in Cassel N.** versandt. Nach dem Auslande 1 Mk. 50 Pfg.


Breuer, Ein Sommertag.

Salon- oder Notenschrank in efbrand und Flachschnitt.

Liebhaber-Künste

Ratgeber und Wegweiser durch die Liebhaber-Künste

betitelt sich der in neuer Auflage erschienene Katalog 1913/14 der in Dilettantenkreisen bekannten Firma

W. Sobbe in Cassel N.

Infolge seiner reichen und gediegenen Auswahl


Schmucktruhe in Sarazena.

etwa 400 Seiten mit etwa 4000 Abbildungen bildet er ein



Kalender in Carso-Arbeit.

Prachtwerk für jeden Liebhaberkünstler

Die Anleitungen für **Kerbschnitt - Flachschnitt - Tiefbrand Holzbrand - Carso Münchner Carso Metallplastik Sarazena - Batik**


Vase in Metallplastik.

Die Anleitungen für **Samt-Glanzbrand Fustanello - Likimono - Nagelarbeit Gobelinarbeit Laubsägen Silhouettenmalerei**

und andere Beschäftigungen, ermöglichen an Hand von 100 darauf bezüglichen Abbildungen, selbst dem Ungeübtesten, es durch „Selbstunterricht" zu einer gewissen Vollendung zu bringen.

Die Firma W. Sobbe in Cassel N.

versendet den Katalog über Liebhaberkünste innerhalb Deutschland und Oesterreich gegen Einsendung von 90 Pfg. (1 Kr. 10 H.) portofrei. — Nach dem Ausland 1 Mk. 50 Pfg.

lenständer in Flachschnitt.


Vase in Metallplastik.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

Zukunftssorgen, Mannheim. Die zeichnerischen Versuche Ihrer kleinen Tochter machten uns Spaß. Wir empfehlen Ihnen aber dringend, der hoffnungsvollen Künstlerin einen weicheren Bleistift in die Hand zu geben, wenn Ihnen auch dann die Zeichnung nicht „sauber“ genug vorkommt. Nur ein weicher Strich kann der ungeübten Hand Schwung (vgl. die harten Ecken bei Rundungen) und die Fähigkeit verleihen, geschmeidige Linien zu führen.

H. R., Baireuth. Sie irren sich, gerade das Gegenteil ist der Fall. Eine gute Brasilzigarre darf nicht so trocken sein, daß sie beim Zusammendrücken knistert. „Abgelagert“ darf die Brasilzigarre nicht sein, sie entwickelt das köstlichste Aroma, wenn sie frisch und feucht ist — im Gegensatz zu Sorten aus anderen Tabaken.

Idyll, Blumenthal. Sie können sich trösten: in vielen kleinen Städten bestehen Verordnungen, die es verbieten, das Gras auf den gepflasterten Straßen ungestört wachsen zu lassen. Daß Ihnen die gemütliche stille Straße besser gefällt, wenn ein grünlicher Schimmer über den kleinen Kopfsteinen liegt, können wir Ihnen nachfühlen. Aber manches Stadtparlament glaubt die Würde des Ortes zu schädigen, wenn er solche Idylle, die von wenig Verkehr zeugen, zuläßt. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als die kecken Grashälmchen auszupfen zu lassen!

J. H. H. Ihre Gedichte sind für den Abdruck in unserer Zeitschrift nicht geeignet und verraten auch keinerlei besonderes Talent.

P. S., Charlottenburg. Daß die Luft in der Nähe von rohen Neubauten stets stark abgekühlt ist, beruht darauf, daß die Nässe des Mörtels der Luft, in dem Bestreben, zu trocknen, die Wärme entzieht. So bald der Neubau völlig trocken ist, hört der Wärmeverbrauch auf und die umgebende Luft hat die normale Temperatur. Übrigens sind aus demselben Grunde feuchte Wohnungen stets unfreundlich kalt.

Molly, Breslau. Sie wundern sich, daß Sie die dicken kleinen Mö[psc] nicht mehr sehen. Diese Rasse ist vo[n] ihrem Platz an der Sonne verdrän[gt] worden. Niedlichere Arten von Hu[n]den und Hündchen haben an Stelle d[es] Mopses das Herz der Hundefreun[de] gewonnen. Wir glauben, das zeu[gt] nicht von schlechtem Geschmack —

Gesundheitsrat.

B. K. in S. Die Zuckerkrank[heit] ist in jüngeren Lebensjahren weit me[hr] zu beachten als im Alter, weil d[ie] Erscheinungen dann heftiger auftre[ten] und schneller verlaufen. Unzweckmäßi[ge] Lebensweise und übermäßiger Alkoh[ol]genuß können sie sehr wohl herv[or]rufen, zumal wenn eine nervöse Fa[mi]lienanlage vorhanden ist. Deshalb

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Briefkasten. (Fortsetzung.)
in der Behandlung des Leidens
Regelung der gesamten Lebens-
ung wichtiger als Arzneimittel und
nenkuren, obwohl die Wasser
Karlsbad, Neuenahr usw. zweifel-
ute Dienste leisten. Eine Be-
kung der Kohlehydrate, d. h. der
- und Zuckerstoffe in der Nahrung,
von dauerndem günstigem Ein-
wenn daneben für ausreichende
erbewegung, Muskeltätigkeit, gute
pflege, Fernhaltung von Auf-
gen und dergleichen gesorgt wird.
G. in L. Die Furcht vor der
bei Kurzsichtigkeit mittleren Gra-
nd die Besorgnis, daß das Auge
u sehr an die Brille gewöhnen
adurch noch mehr leiden könnte,
ist unbegründet. Die Brille ist zwar kein Heilmittel der Kurzsichtigkeit, aber sie beugt gerade einer weiteren Zunahme der Kurzsichtigkeit vor. Durch eine genau passende Konkavbrille wird ein kurzsichtiges Auge wieder wie ein normales für die Form eingestellt. Ganz wie ein normales kann es sich dann von da aus durch aktive muskuläre Vermehrung seiner Linsenkrümmung für nahe Entfernungen einstellen. Nötigenfalls ist neben der Fernbrille noch eine Nahbrille für die Arbeit zu tragen. Achten Sie darauf, daß das Licht nur von der linken Seite her auf Ihre Arbeit fällt, und daß die Arbeit $1/3$ m vom Auge entfernt bleibt. Vermeiden Sie zu lang dauernde Arbeit, unterbrechen Sie also die Arbeit öfters, um „ins Blaue" oder noch besser „ins Grüne" zu sehen, vermeiden Sie ferner das Arbeiten in der Dämmerung, sorgen Sie für gute Beleuchtung und gehen Sie nach Möglichkeit spazieren. Kräftigen können Sie das Auge durch mehrmals tägliche Waschungen mit abgekochtem und abgestandenem Wasser, dem Sie einige Körnchen Borax zusetzen.

Langjährige Abonnentin in Santiago. Es sind zwar nicht „tausend", aber doch ein ganzes „Füllhorn" von Anfragen, die Sie uns vorlegen. Wir raten Ihnen zu folgendem: 1. Waschen Sie das Gesicht des Morgens mit der Kaiser-Boraxseife und tragen Sie des Abends folgendes Teintwasser mit weichem Schwämmchen auf: 5 g doppeltkohlensaures Natron, je 15 g Glyzerin und Kölnisches Wasser, 100 g Rosenwasser, 70 g Pomeranzenblütenwasser. — 2. Gegen die Erschlaffung der Gesichtshaut ist Massage zu empfehlen, unter Anwendung folgender Creme: 3 g Benzoetinktur, 2 g Borax, je 1 g Seifenspiritus und Lavendelspiritus, 3 g Glyzerin, 20 g Lanolin, 10 g Coldcreme, 3 g Süßmandelöl, je 0,5 g Pomeranzenöl und Geraniumöl. Von Waschungen mit heißer Milch ist abzuraten; zu empfehlen sind Waschungen mit Regenwasser oder kühlem abgekochtem Wasser, dem etwas Borax zuzusetzen ist. — 3. Weiche, weiße Hände erhalten Sie, wenn Sie sich abends mit der Kaiser-Boraxseife oder

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Briefkasten. (Fortsetzung.) Steckenpferd-Lilienmilchseife waschen und gut abtrocknen. Hierauf reiben Sie sie mit einer Mischung gleicher Teile Lanolincreme und Coldcreme ein. Dann gießen Sie auf die Hohlhand etwas Seifengeist und verseifen die Creme durch gegenseitiges Reiben der Hände. Der fette Schaum ist mit einem trockenen Handtuch abzuwischen, und über Nacht sind rohlederne Handschuhe aufzuziehen. — 4. Für die Nagelpflege mögen Sie einen wollenen Lappen oder einen weichen Lederlappen benutzen und etwas Süßmandelöl damit am Abend einreiben. Des Morgens ist folgendes polierende Nagelpulver anzuwenden: 30 g Zinkoxyd, 0,2 g Karmin, 5 g venezianischer Talk, 5 Tropfen Lavendelöl. Von Kautschuk-Handschuhen ist abzuraten. — 5. Ihre von Natur etwas gelben Zähne bleichen Sie am besten mit Wasserstoffsuperoxyd, indem Sie von einer dreiprozentigen Lösung desselben einen Teelöffel auf ein Glas Wasser nehmen. — 6. Das Haarwasser Kaptol eignet sich besonders in solchen Fällen, wenn der Haarboden zu Schuppenbildung und übermäßiger Fettabsonderung neigt. Für die gewöhnliche Haarpflege genügt es, wenn das Haar wenigstens alle vierzehn Tage mit abgekochtem Wasser, dem etwas Borax zuzusetzen ist, und einer milden Seife gewaschen und dann vorsichtig durchgekämmt wird. Ein elektrischer Haartrockner ist unschädlich, wenn er nicht überhitzt angewendet wird. — 7. Ein gutes „Blutreinigungsmittel" ist die zeitweise Anwendung von Faulbaumrindentee, unter Vermeidung von schwerverdaulichen, blähenden Speisen, Bier, Wein, Kaffee und Bevorzugung von Milch, Buttermilch, leichtem Gemüse, Obst, Weintrauben, Kompott, Fruchtsäften, Honig u. dgl. — 8. Von Mitteln, die das Gesicht bleichen, ist abzuraten. Dagegen ist gegen einen milden Reispuder (keinen Fettpuder!) vor dem Ausgehen nichts einzuwenden, wenn derselbe jeden Abend vor dem Schlafengehen entfernt wird. — 9. Ihrem fünfjährigen Knaben mögen Sie Scotts Emulsion verabreichen, Ihrem vierjährigen Töchterchen die Eisensomatose weitergeben. Geben Sie den Kindern viel Milch, Gemüse, Obst, dagegen keinen Alkohol und keine gewürzten Speisen, gewöhnen Sie sie an kühle Waschungen und Bäder und lassen Sie sie viel in Luft und Sonnenschein sein, dann werden sie gesund und schön bleiben. — 10. Obst erhält man am besten nach dem Weckschen Verfahren frisch. Die genaue Anweisung erhalten Sie von der Fabrik J. Weck in Öflingen, Baden, zugleich mit den erforderlichen Glasgefäßen.

Haus und Garten.

Frau E. B. Chrysarobinflecke sind sehr schwer zu entfernen. Lösen Sie schwefligsaures Natron in heißem Wasser auf und fügen etwas Essigessenz bei. In dieser Lösung waschen Sie die Flecke aus. Sie müssen aber die Reinigung im Freien vornehmen wegen der sich entwickelnden Dämpfe. Sind die Flecke veraltet, so wird es Ihnen nicht gelingen, sie selbst zu entfernen. Sie übergeben die Wäsche dann lieber einer chemischen Reinigungsanstalt. —k.

Humoristische Ecke



Ein Stammgast.

„Sitzen Sie heute zum erstenmal auf der Anklagebank?" Angeklagter: „Heute? — Ja!"

Zweck und Erfolg.

„Mein Buch ‚Wider die Ehe' hatte solchen Erfolg, daß ich jetzt jede tunde heiraten kann."

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

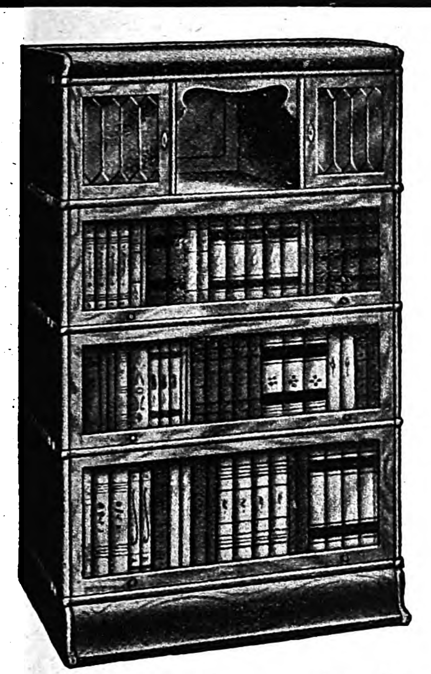
Landhäuser von Hermann Muthesius. Mit dem unter diesem Titel erschienenen Band beginnt der Verlag F. Bruckmann A.-G., München, die Herausgabe einer Reihe von Monographien, die hervorragenden Baukünstlern unserer Zeit gewidmet sein sollen. Die Reihe wurde mit den von Hermann Muthesius gebauten ländlichen Wohnhäusern begonnen, weil das Problem des neuzeitlichen Landhausbaues eine der wichtigsten Bauaufgaben unserer Zeit ist, und weil Muthesius wie wenige andere weiß, was uns hier vor allem not tut. Die Aufklärungsarbeit, die er auf diesem Gebiet bisher in Wort und Schrift geleistet hat, ist bekannt. Der Künstler, dem der Porträtartikel in diesem Heft gewidmet ist, hat selbst die ausführlichen textlichen Erläuterungen geschrieben und darin auseinandergesetzt, aus welchen Bedingungen und Verhältnissen heraus die abgebildeten Häuser entstanden sind, welche Eigenschaften des Grundstücks und welche Forderungen des Bauherrn diesen Grundriß und Aufbau verlangten, welche Schwierigkeiten es dabei zu überwinden galt, und welche Vorteile sich schaffen ließen. Das vornehm ausgestattete Buch, das gebunden 15 Mark kostet, enthält 295 Abbildungen und 4 farbige Beilagen von 22 Landhäusern der verschiedensten Größe, und behandelt das Thema vom schloßartigen Herrschaftshaus bis hinab zum bescheidenen Arbeiterhaus. Die sorgfältig durchgearbeiteten Gartenpläne und Grundrisse wurden eigens für das Werk gezeichnet. Sie bilden einen besonders wertvollen Bestandteil des Buches, da sich die Fähigkeiten und die praktische Erfahrung eines Architekten am besten aus der vorteilhaften Aufteilung des Grundstücks und dem Innenausbau des an den rechten Platz gesetzten Hauses erkennen lassen.

Wunderliche Heilige. Drei Novellen von Hermann Wett (Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.) Der Verfasser hat in diesen Novellen allen Gestalten wiedergegeben, Originale seltsamer Prägung, Menschen von kerniger Eigenart, die nur ihrem eigenen Kopfe folgen und naturgemä sich deshalb durchzukämpfen haben. Ein tiefgründiger Humor, eine groß Menschenkenntnis und Welterfahrung, vor allem ein an Raabe erinnernde Dichtergemüt spricht aus diesen Novellen.

Millionäre. Roman von Artur Landsberger. (Verlag Geo Müller, München.) Der durch seine letzten Romane sehr bekannt gewo dene Autor schildert in seinem neuen Werk die Entwicklung des Her Leopold Lesser aus Neutomischel zum Geheimen Kommerzienrat von Lasse Kochnen in Berlin. Mit scharfer Satire behandelt er die gesellschaftliche „Höhen der Menschheit“, auf denen der neue Geheimrat sich bewegt un auf denen er seine Gesetzwidrigkeiten durch seine Millionen verdeckt. Ein zart endende Liebesgeschichte zwischen der Tochter des Millionärs un einem Altadligen mildert die teilweise allzuherb hervortretende Satire diese unterhaltenden Buchs.

Mutter und Kind. Gedichte und Parabeln von Johanna Siebe (Verlag Huber & Co., Frauenfeld; Preis geb. 3 Mk.) Das Buch erzäh von den intimsten Regungen des Mutterherzens, von der Erwartung, vo Werden und vom Mutterglück; neben tiefem seelischem Empfinden un lyrischem Schwung gelangt auch ein anmutiges Erzählertalent zum Durc bruch.

Münchener Jugendbilder. Die Münchener Jugend hat einen neue Katalog herausgegeben, der Abbildungen der meisten farbigen Kunstblätte enthält, die die Zeitschrift seit ihrer Gründung veröffentlicht hat. De stattliche Band, der auf 304 Seiten 3152 Gemäldereproduktionen enthäl gibt einen Überblick über die reiche künstlerische Arbeit, die die Jugend i den 18 Jahren ihres Bestehens geleistet hat.



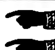
Union-Bücherschränke

Unerreicht in Ausführung und Zweckmäßigkeit.
Immer fertig! — Nie vollendet!
Ihre Bücherei wächst – Der Schrank wächst mit!

Preisbuch Nr. 378 kostenlos und portofrei!

Heinrich Zeiss (Unionzeiss) Frankfurt a. M.
Großherzoglicher, Herzoglicher und Fürstlicher Hoflieferant
36 Kaiserstraße 36

Briefmarken für Sammler billigst. — Preisliste u. Briefmarkenzeitung sendet gratis **August Marbes in Bremen.**



Julius Henel v. C. Fuchs
Hoflieferant vieler Höfe **Breslau,** Am Rathause 23–27
Aeltest u. grösst. Versand- u. Ausstattungshaus in Breslau.

Spezialität: Wäsche-Ausstattungen



für Damen, Herren u. Kinder in nur anerkannt gediegenster vielfach prämiierter Ausführung.

Besonders preiswerte
Wäsche-Garnitur
Katinia a. fein. Madapolame mit reich. Stickerei-Garnierung, wie Abbildung.

Taghemd	3.50 ℳ
Beinkleid	4.25 ℳ
Nachthemd	6.25 ℳ
Untertaille	2.30 ℳ

Auswahlsendung und reichillustr. Preislisten „U" bereitwilligst.

Franko-Versand von 20 Mk. an.

Häusliche Kunst

Alle Gegenstände für Tief- u. Flachbrand, Kerb- und Flachschnitt, Tarso, Metallplastik, Samtarbeiten etc. in allerbester Ausführung. Verlangen Sie sofort Katalog mit 4000 Abbildungen u. vollständ. Lehrgang von dem grösst. Spezialgeschäft Chr. Sauerborn, Kunstmagazin, Cöln a. Rh., No. 6



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker u. leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Aerztl. empfohlen. Dosen zu ℳ 1.50 u. 2.50 bei Damenfriseuren u. in Parfümerien od. direkt von Pallabonafabrik München U. 39.



Taschenlampe
in Uhrform für Pfadfinder!

D. R. P. Auslandspatente.
Elegant! Leicht! Praktisch!
Bequem in der Westentasche!
Schönes, helles Licht!
Batterie leicht auswechselbar!
Ersatzteile stets lieferbar!
Muster gegen Nachn. von M. 2.75.

PERFECT G. m. b. H. Stuttgart 14.





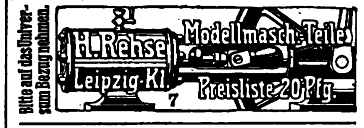


Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden U.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 12 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Bitte auf das Universum Bezug nehmen.



BARTHEL LEIPZIG
PELZWAREN-MANUFAKTUR

Bei vorzeitiger
Nervenschwäche ist das ärztlich empfohlene Muiracithin seit Jahren bewährt. Jn allen Apotheken erhältlich

Glas	50 P	100 P	150 P
Preis	M 6.-	M 10.-	M 15.-

Literatur gratis
Kontor chemischer Präparate · Berlin SO 16

Für Küche und Haus

Nachtischspeisen aus der österreichischen Küche. Die österreichische Küche ist mit Recht wegen ihrer mannigfaltigen Mehl- und Süßspeisen berühmt. Die einfacheren Gerichte sind auch bei uns zum Teil schon eingeführt, so die Schmarren, Knödel, Strudel. Daß im österreichischen Haushalt auch in der Tortenbäckerei Beträchtliches geleistet wird, und daß eine Anzahl Cremes, die dort beliebt sind, ganz besonders empfehlenswert sind, dürfte unseren Hausfrauen weniger bekannt sein. Und doch sind wohl für die kommende Gesellschaftssaison einige neuartige Nachtischspeisen willkommen.

Ganz vorzüglich schmeckt eine Habsburger Cremespeise, die man folgendermaßen bereitet: Das Gelbe von 4 Eiern wird mit 85 g Zucker, in dem man etwas Vanille fein zerrieben hat, zu Schaum gerührt und 8 g aufgelöste Gelatine und $1/_5$ Liter Schlagsahne darunter gemengt. Die Hälfte dieser Masse füllt man in eine mit Wasser ausgespülte Form, gibt kleine Dattelstückchen, Malagatrauben und Stückchen von steifem Quittenmark darauf und streicht den Rest der Creme darüber. Inzwischen werden von einer zweiten Person 100 g gekochte und durch ein Sieb gestrichene Kastanien mit 100 g aufgelöster Schokolade und $1/_5$ Liter dick gesponnenem Zucker tüchtig gerührt und mit grob gehackten Mandeln, Haselnüssen, Nußkernen, Rosinen und Feigenstückchen (im ganzen etwa 130 g) vermengt. Dann wird auch diese Masse mit 10 g aufgelöster Gelatine und $1/_4$ Liter Schlagsahne gemischt und rasch auf die gelbe Creme gefüllt. Die Creme muß fünf Stunden lang auf Eis stehen, bevor man sie stürzt. Soll die Speise von einer Person allein bereitet werden, so muß man zuerst die Schokoladencreme bis auf die Zugabe von Gelatine und Schlagsahne fertigstellen, dann die Vanille creme bereiten und rasch einfüllen.

Leicht zu bereiten und von einer Konditortorte kaum zu unterscheiden ist eine Andrassytorte. Dazu werden 1 Pfund geschälte, geriebene Mandeln mit 250 g Staubzucker vermischt und in einer flachen Pfanne in die Bratröhre gestellt, bis der Zucker vergangen ist. Nachdem man den Saft einer Zitrone daruntergemengt hat, läßt man die Masse unter Umrühren schön hellbraun werden und streicht davon 2 Blätter auf dem mit Butter bestrichenen Tortenblech aus, die die Größe von Karlsbader Oblaten haben müssen, läßt sie noch einmal heiß werden und dann erkalten. 250 g Schokolade verrührt man mit 300 g Butter und 60 g Zucker, bis die Masse erkaltet ist, und fügt $1/_4$ Liter Schlagsahne bei. Damit wird eine Karlsbader Oblate bestrichen, ein Tortenblatt darauf gesetzt, wieder mit Creme bestrichen, darauf folgt eine zweite Oblate, wieder Creme und zuletzt das zweite Tortenblatt, das mit Creme bespritzt wird. Außerdem wird die Torte damit glatt bestrichen. Die Torte muß mit einem scharfen erwärmten Messer angeschnitten werden.

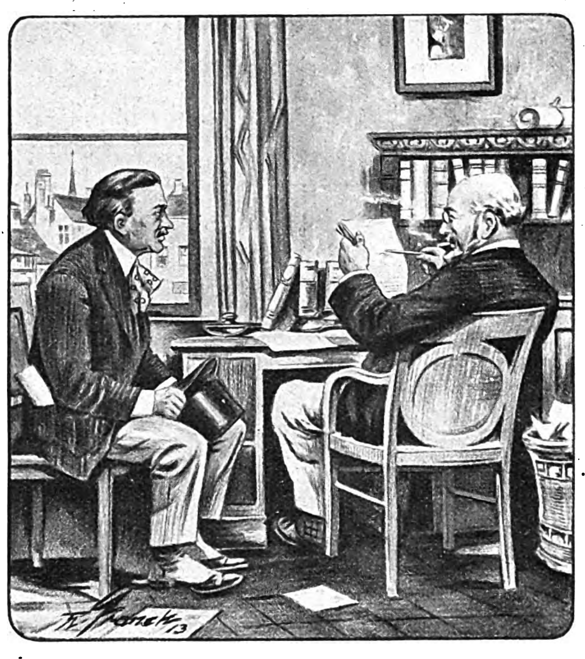
Einfacher und billiger herzustellen sind die in Österreich sehr beliebten Sarknitze. Dazu rührt man 4 Eidotter mit 120 g Zucker sehr st[…] gibt 160 g Schokolade, 80 g M[…] und den Schnee der Eiweiße [...] unter. Auf runden Tortenpl[…] die man gut buttert, wird die M[…] dünn aufgestrichen und bei ganz g[…] linder Hitze gebacken. Dann wird […] rasch sternförmig eingeschnitten, wo[…] auf man die einzelnen Dreiecke […] Dütenform eindreht. Sind die Sa[…] nitze erkaltet, füllt man sie mit Schl[…] sahne, die man nach Belieben m[…] Schokolade vermischt oder auch m[…] Kaffee-Extrakt gefärbt hat.

Kaffeekuchen. Zutaten: 400 [...] Weizenmehl, 200 g Butter, 200 [...] Zucker, 6 Eier, die abgeriebene Sch[…] einer Zitrone, eine reichliche Mes[…] spitze Hirschhornsalz, reichlich $1/_4$ Lit[…] süßen Rahm, 8 Körner Kardam[…] 1 Teelöffel Zimt, 200 g Korinthen. — Zubereitung: Man schäumt die Bu[…] ter, legt Zucker, Eigelb, das Gewü[…] das pulverisierte Hirschhornsalz, [...] Rahm, das Mehl, die Korinthen u[…] zuletzt den Eierschnee zu, gießt d[…] Teig in eine präparierte Form [...] backt den Kuchen bei gelindem F[…] $3/_4$—1 Stunde lang.

Wir bitten die geehrten Leser, b[…] Zuschriften an die inserierenden Firm[…] sich stets auf das „Universum" [...] beziehen.

...bitten die geehrten Leser, bei Zu...n an die inserierenden Firmen sich ...uf das „Universum" zu beziehen.

Humoristische Ecke



Gründlich.

„Was halten Sie von meinem neuen Stück, Herr Direktor?"

„Ich rate Ihnen, eine Idee hineinzulegen und nach dieser Idee ein neues Stück zu schreiben!"

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.



Dies und Jenes

Im Interesse der Leserin liegt es, sich den neusten, geschmackvollen ...og über „Renners Reformkleider" vom Spezialhaus für Reform...dung, Adolph Renner, Dresden-A., kommen zu lassen (unter Bezug...e auf das Universum). Der Katalog, der viele ansprechende Ent... als wertvolle Illustrationen enthält, wird umsonst und postfrei ...ndt.

Herbststürme und Altweibersommer künden die nahende, rauhe Jah...t an mit ihren zahlreichen, lästigen Erkältungskrankheiten. Wer sich ... Schnupfen, Husten und Influenza schützen will, der härte sich bei... durch tägliche kalte Waschungen ab. Er benutze dazu eine gute, ...ale, milde Seife, wie die Steckenpferd-Lilienmilchseife, die dank ihres ... Gehaltes an Borax ihm die Gewähr bietet, daß alle Hautunreinig..., wie Schweiß, Schuppen, Fett und Schmutz gründlich beseitigt ...n.

Den ungalanten Angriffen von Wind und Kälte auf unser Gesicht ...unsere Hände bietet man am besten die Stirn durch eine vernünftige ...pflege. Besonders gut hierfür geeignet ist Kombella, die nicht fettende Hautcreme. Überraschend schnell zieht Kombella in die Poren ein, ohne nur im geringsten zu fetten und zu kleben, kann also ohne Behinderung auch am Tage jederzeit verwendet werden. Von Ärzten empfohlen und verordnet ist Kombella unübertroffen gegen rote, rissige, aufgesprungene Hände und reinigt den Teint von allen Unreinigkeiten wie Mitesser, Pickel, Pusteln. Kombella ist in allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien für 20, 60 und 100 Pfennig zu haben.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt Berlin W 54, Zietenstraße 22, kann am 9. Oktober d. J. auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Nahezu 4000 Zöglinge sind während dieser Zeit zu ihrem Ziele geführt worden, indem sie entweder die Reife-, Prima- oder Einjährigenprüfung oder die Fähnrich- und Seekadetteneintrittsprüfung bestanden oder in höhere Klassen der Schule des Kadettenkorps aufgenommen wurden; darunter befanden sich 70 Damen, die die Reife- und Primaprüfung bestanden. Die Schüler stehen unter strenger Aufsicht, so daß sie vor den Gefahren der Großstadt bewahrt bleiben. Zudem fühlen sich die Zöglinge in den Wohn- und Unterrichtsräumen der Anstalt behaglich, sie finden dort eine gute Verpflegung und werden von erfahrenen Lehrern unterrichtet, die die Schüler individuell und liebevoll behandeln. Über alles Nähere erteilt die Anstalt allen Interessenten unter Bezugnahme auf Reclams Universum bereitwilligst jede gewünschte Auskunft.

Die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos", Stuttgart hat einem ... der Auflage unseres vorliegenden Heftes eine äußerst interessante Bei...beifügen lassen. Ferner liegt einem Teile der dieswöchentlichen Uni...m-Auflage ein Prospekt über die das Gesamtgebiet der Technik und ...ndustrie gemeinverständlich behandelnde Zeitschrift „Technische Monats...' bei. Beide Beilagen empfehlen wir unsern Lesern zur geneigten Durch... Die Franckhsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart liefert eventuell ...nteressenten auf Wunsch beide Beilagen direkt per Post.

30. Jahrgang.   Heft 6.



Moderne Illustrierte Wochenschrift

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Allerlei Wissenswertes

Ewig jung bleibt die Erinnerung. Sie bleibt es besonders dann, wenn Zeugen schöner Feste, schöner Reisen immer wieder Geschehenes und Erlebtes ins Gedächtnis zurückrufen. Das ist die dankbare Mission der Photographie. Sie bewahrt herrliche Natureindrücke auf und hütet als Porträt das Andenken an liebe Weg- und Lebensgenossen. Mehr und mehr entwickelt sich die Photographie zum Allgemeingut der gebildeten Welt. Die Contessa-Camera-Werke, Stuttgart 23, senden an Universumleser auf Wunsch einen interessanten Katalog.

Moderne Liebhaberkünste. Bei dem lebhaften Interesse, das die deutsche Frau der Handarbeit entgegenbringt, bleibt die Tatsache erstaunlich, daß sich dieses Interesse vorwiegend auf die Nadelarbeit erstreckt, während den übrigen Liebhaberkünsten viel zu wenig Beachtung geschenkt wird. Ja vielfach sind diese kaum dem Namen nach bekannt. Und doch, wie viele Möglichkeiten bieten die verschiedenen Techniken als: Brennen, Kerbschnitt, Batik, Tarsotechnik, Metalltreibe- und Ziernagelarbeit, Silhouettenmalerei und Samtbügeltechnik. Eine große Anzahl aparter Geschenke läßt sich mit Hilfe dieser Techniken herstellen, die zumeist bei einigem Geschick selbst zu erlernen sind. Einen Überblick über verschiedene Liebhaberkünste bietet der neu erschienene umfangreiche „Ratgeber und Wegweiser durch die Liebhaberkünste", der von der Firma W. Sobbe in Kassel für d… Jahr 1913/14 herausgegeben wurde. Der Katalog enthält Hunderte v… Vorlagen zu geschmackvollen Arbeiten in allen Techniken, und die erford… lichen Werkzeuge und mit Vorzeichnungen versehenen Gegenstände sind … mäßigen Preisen von der Firma Sobbe zu beziehen. Es dürfte wohl ka… jemand das Buch aus der Hand legen, ohne das für seine Zwecke Geeign… darin gefunden zu haben. Unsere Leser erhalten auf Wunsch den Katal… von der Firma W. Sobbe in Kassel kostenfrei zugesandt.

Die Mode hat jahrhundertelang an der Gesundheit der Frau … gesündigt. Einschnürungen aller Art haben die natürliche Entwicklung … weiblichen Körpers gehemmt und besonders auch die werdende Mutter u… oftmals auch das zu erwartende Kind schwer geschädigt. Gerade in … Zeit, da die Frau der Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen entgegenke… ist es allerdings für sie nicht leicht, sich zweckmäßig und dabei hübsch … kleiden. Soll doch das Kleid vom hygienischen Standpunkte aus einwa… frei sein, das heißt die Trägerin nicht im geringsten beengen, ohne dadu… plump und geschmacklos zu erscheinen. Eine sehr glückliche Lösung die… schwierigen Problems fand die Firma Adlers Kostümhaus, Berlin W… Potsdamer Straße 118c, indem sie Umstandskleider schuf, die n… ärztlichem Gutachten höchste Bequemlichkeit mit größter Dezenz und Eleg… verbinden. Die genannte Firma versendet für Bestellungen von auswä… Abbildungen und Stoffproben und leistet jede Gewähr für gu'en Sitz.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

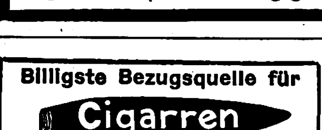
Ach ja, in Altenhagen. Roman von Ottomar Enking. (Verlag Karl Reißner, Dresden. Preis geb. 5 Mark.) Ottomar Enking, der sich schon durch eine Reihe von Romanen einen berühmten Namen geschaffen hat, zählt zu den besten unserer modernen Dichter. Er hat sich besonders in die Seele der norddeutschen Kleinstadt in einer Weise vertieft, und kaum einer versteht ihr Wesen so zu schildern wie Enking. Vor allem war es seine „Familie P. C. Behm“, die seinen Namen in die weitesten Kreise trug. Seinem neuen Roman „Ach ja, in Altenhagen“ dürfte wohl ein gleicher Erfolg beschieden sein, denn der ganze sonnige Humor des Dichters liegt über seinem neuesten Buch; er flutet durch die engen Gassen von Altenhagen, durch die Tagungen des Pfeifenklubs, die Stammtischberatungen und Stadtverordnetensitzungen, die Feste und Ausflüge der Kleinstadt. Wir lernen die vielen Kleinen und die Größen kennen mit all ihren Fehlern und Schwächen und werden ganz heimisch in dem köstlichen Nest. Es ist ein warmes, liebes Buch, das die Herzen erquickt und den Geist erfrischt.

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman von Ernst Zahn. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.) Der Apotheker von Klein-Weltwil ist ein Charakter von ganz eigenartig anziehender Art. Durch lange Reisen an die große Welt gewöhnt, in ganz unabhängiger Stellung zum kühlen Beobachter und Zergliederer des Tuns und Fühlens seiner Mitmenschen geworden, übernimmt er in einer Art Laune die ihm durch Erbschaft zugefallene Apotheke in der Schweizer Klein-stadt, ohne die Absicht, sich etwa fürs Leben hier niederzulassen. Aber di[e] schöne Lage des Städtchens und die Möglichkeit, in diesem engen Krei[se] die Menschen nicht nur zu beobachten, sondern auch auf sie einzuwirken halten ihn dann noch länger fest. Von seltsam gewinnender, ja faszinie-render Persönlichkeit und außerordentlich gewandtem, klug berechnender Benehmen, versteht er es, auf die Menschen Einfluß zu gewinnen un[d] Triebe, die bis dahin schlummerten, in ihrer Seele zu wecken. Seine Beob-achtung hat ihn gelehrt, daß kaum auf eine Weise das Innere eines Men-schen sicherer und gründlicher zu revolutionieren ist, als indem man de[n] Neid auf den Nebenmenschen wachruft. Aber er lernte einsehen, daß mi[t] solch zweifelhaftem Mittel nichts wirklich Gedeihliches und Segensreiche[s] erzielt werden kann; die Fäden, die er in der Hand zu halten glaubte, ent-gleiten ihm, und von allen, auf deren Schicksal er eingewirkt hat, träg[t] allein der junge Dichter die Erkenntnis davon, daß „der Neid der Fluc[h] und der Segen der Welt ist“. „Der Apotheker von Klein-Weltwil“ i[st] einer der gestaltenreichsten Romane, die der feinsinnige Schweizer Dichte[r] uns bisher gegeben, dessen Leben und Schaffen wir in der Weltrundschau 1909 S. 495 durch einen Porträtartikel unseren Lesern nähergebracht haben.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bi[s] zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Herm. Suchier und Prof. Dr. Adol[f] Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 169 Abbildunge[n] im Text und 25 Tafeln, sowie 13 Faksimile-Beilagen. Zwei Halbleder-bände zu je 10 Mk. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.) Als vor rund dreiviertel Jahr der erste Band des Werkes in zweiter Auf-lage erschien, fiel sogleich die Sorfalt und Umsicht ins Auge, mit der di[e] ausgezeichnete Literaturgeschichte im größten wie im kleinsten auf die Höh[e]

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)









Neuigkeiten für den Büchertisch. (Fortsetzung.)

er Wissenschaft gebracht, aber auch darstellerisch aufs neueste gefeilt und erundet worden war. Jetzt, wo der zweite Band vorliegt, darf dieses ob auch für ihn wiederholt werden, und hier wiegt es sogar noch schwerer, eil es sich in besonderem Maße auf die Bearbeitung der jüngsten französischen Literatur beziehen darf, die bei dem raschen Fortschritt der literarischen Entwicklung ein völliges Neuschreiben des letzten Hauptkapitels „Die Zeit der dritten Republik seit 1885") nötig machte. Dieses Schlußkapitel mit Namen wie Rostand, Brieux, Barrès, Prévost, Lavedan usf. wird in weitesten Kreisen berechtigtem Interesse begegnen: es macht das Werk von Suchier und Birch-Hirschfeld zur modernsten französischen Literaturgeschichte, die Deutschland besitzt, und ist zudem anziehend und lebendig eschrieben. Auch illustrativ ist es mit einer beträchtlichen Zahl von interessanten Porträts ausgestattet; neben ihm haben ebenso die übrigen Teile es Werkes eine nicht unbedeutende Vermehrung der ihren Text begleitenden Abbildungen erfahren. Zu den sonstigen schon von der ersten Auflage er bekannten Vorzügen des Buches: strenge Wissenschaftlichkeit, fesselnde, allgemeinverständliche Form der Darstellung, sorgfältig gearbeitete ausführliche Register, gesellt sich jetzt ein neuer: mit großem Fleiß und gründlichster Sachkenntnis für den Inhalt beider Bände ausgewählte Literaturnachweise. Sie werden namentlich denen willkommen sein, die das Werk zu weiterführenden Studien benutzen wollen.

Shakespeares Sonette. Erläutert von Alois Brandl. Übersetzt von Ludwig Fulda. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchh. Nachf., Stuttgart. Preis geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) Gelehrtes Forschertum und poetische Übersetzerkunst fanden sich zu gemeinsamer Arbeit zusammen, um eine allen Ansprüchen genügende Verdeutschung von Shakespeares formvollendeten Sonetten zu geben. Die Anregung ist Prof. Dr. Brandl, dem Vorsitzenden der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, zu danken. In der Erkenntnis, daß die früheren Übertragungen unzureichend waren, legte er selbst Hand an, um das Fundament des Textes zu schaffen. Zugleich gewann er den unübertroffenen Dichter-Übersetzer Ludwig Fulda für eine völlig neue Umgießung der Sonette in deutsche Dichterrede. Aus der Verbindung dieser beiden berufensten Männer ist ein Werk hervorgegangen, das wirklich einmal eine „Lücke" ausfüllt.

Das Mädchen aus der Fremde. Roman von Max Kretzer. (Verlag von B. Elischer in Leipzig. Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.) Ein flott geschriebener Roman, der geeignet ist, eine Mußestunde nach anstrengender Tagesarbeit oder eine lange Eisenbahnfahrt angenehm zu kürzen. Paulinchen Kempkes, des resoluten Provinzmädels Erlebnisse in dem gefährlichen Berlin sind frisch und amüsant geschildert. Auch gibt der Verfasser ein anschauliches Bild des bewegten Berliner Lebens und Treibens.

Olympische Spiele, Stockholm 1912. Herausgegeben von Julius Wagner, Zürich. Bearbeitet von A. Eichenberger. (Preis 3 Mk., geb. 6 Mk.) Das vornehm ausgestattete reichillustrierte Werk schildert den gewaltigen Wettkampf der Völker im nordischen Stadion. Über 4000 Sportsleute — die Besten von 22 Staaten der fünf Weltteile, beteiligten sich an dem Ringen um den olympischen Lorbeer. Heute, da sich die Sportswelt schon für den olympischen Wettstreit in Berlin im Jahre 1916 zu rüsten beginnt, wird das Werk die besondere Beachtung aller Sportskreise finden. Denn hervorragende Mitarbeiter haben hier mit scharfem Blick die Leistungen abgewogen und die auf den einzelnen Gebieten gemachten Beobachtungen in wertvollen Anregungen für die Praxis niedergelegt. Gleichzeitig gibt das Buch ein Bild der Entwicklung der modernen Olympischen Spiele von ihren bescheidenen Anfängen im Jahre 1896 bis zu der weltumspannenden Organisation des Internationalen Olympischen Komitees.

Die Radierungen und Steindrucke von Käthe Kollwitz. Mit Beschreibungen von Johannes Sievers. (Verlag Kgl. Hofkunsthändler Hermann Holst, Dresden.) Das reichhaltige Werk gibt einen Überblick über die Lebensarbeit der eigenartigen Künstlerin Käthe Kollwitz, der das Universum bereits vor einigen Jahren einen illustrierten Artikel gewidmet hat. Es enthält sämtliche bisher erschienenen 122 Blätter der Künstlerin mit überaus sorgfältigen Beschreibungen, die von einem tiefen Eindringen und einem feinen Verständnis für die Kunst Käthe Kollwitz' zeugen.

Die Berner Alpenbahn. (Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich. Preis 1,50 Mk.) Orell Füßlis Wanderbilder sind um ein neues Büchlein bereichert worden, das die Berner Alpenbahn — Bern—Lötschberg—Simplon — schildert. Der Verfasser, Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune, behandelt die wechselvolle Geschichte der Lötschbergbahn, die Baugeschichte, Land und Leute und die zahlreichen landschaftlichen Schönheiten. Ein reicher Bilderschmuck begleitet den Text.

Das Goldene Buch der Sitte. (Verlag von Spemann in Stuttgart. Preis geb. 6 Mark.) Spemanns Goldenes Buch der Sitte liegt in neuer, von Graf v. Baudissin revidierter Auflage vor. Kein landläufiges, fades Komplimentierbuch ist dieses beliebte Vademekum, sondern ein orientierender Ratgeber für die mannigfaltigen Verhältnisse und Beziehungen der Menschen untereinander.

Dies und Jenes

Die Greßnerschen Sitzauflagen aus Filz für Stühle und Schemel haben sich überall schnell Eingang verschafft. Gegenwärtig sind bereits etwa 95000 Stück in Gebrauch, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nur infolge wirklicher Vorzüge ein so günstiges Resultat erzielt werden kann. Die allergrößten Etablissements, Firmen, die sicherlich bei derartigen Neuanschaffungen gewissenhafte Prüfung vorausgehen lassen, haben die Greßnersche Sitzauflage für ihre gesamten Kontorsitzmöbel angeschafft. Die Firma Heinrich Greßner, Berlin-Lichterfelde W 888, versendet Prospektpreisliste gratis. Als weitere Spezialitäten fabriziert diese Firma Nadelkissen sowie Markenanfeuchter aus Filz. Bezüglich der Markenanfeuchter ist zu bemerken, daß diese wesentlich länger gebrauchsfertig bleiben, als solche von Schwamm; infolge der festen Elastizität des Filzes ist eine gewisse kleine Kraftanwendung beim Aufdrücken der Marken möglich, wodurch ein mäßiges und gleichmäßiges Anfeuchten der Marken erzielt wird. Man verlange Beschreibung unter Bezugnahme auf Reclams Universum.

Die Vorzüge der „Euryplan"-Doppelanastigmate der Optischen Anstalt Schulze & Billerbeck in Görlitz werden in der neuen Hauptpreisliste ausführlich beschrieben. Als besondere Vorzüge dieser Konstruktion werden hervorgehoben: hohe Lichtstärke bei großer Feinheit der Mittelschärfe, Güte der Farbenkorrektion für alle in Frage kommenden Spektralgebiete, vollkommene astigmatische Korrektion und Beseitigung der sphärischen Abweichung außer der Achse. Die gänzliche Beseitigung der Coma in der Euryplanhälfte macht sich so auffallend bemerkbar, daß das von der Systemhälfte bei voller Öffnung entworfene Bild an Brillanz der Leistung des Doppelobjektives durchaus gleichkommt, ja es fast übertrifft. Aus letzterem Vorzuge ergibt sich die ausgezeichnete Verwendbarkeit von Euryplanhälften zur Bildung von Objektivsätzen. Ein besonderer Abschnitt behandelt deshalb auch die Euryplane als Satzobjektive, und zwar als Einzellinsen, halbsymmetrische Doppelanastigmate und eigentliche Objektivsätze aus drei bis fünf Euryplanlinsen kombiniert. Weiter verdient hervorgehoben zu werden der Euryplan Serie Va, F:4,5, ein symmetrischer sechslinsiger Doppelanastigmat höchster Lichtstärke für Porträtphotographie im Atelier und allerschnellste Momentaufnahmen. Wie aus den beigefügten Gutachten hervorgeht, zeichnet sich dieses Objektiv durch eine außerordentliche Schärfe, Brillanz und Plastik aus. Außerdem enthält die Liste noch eine Reihe anderer Objektivserien, wie Porträt-Euryplan F:3, Sphärostigmate F:7,2, Tele-Objektive, Verschlüsse usw. Die Liste wird unter Bezugnahme auf das Universum kostenlos abgegeben.

Auszeichnung. Die rühmlichst bekannte Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik F. Wolff & Sohn in Karlsruhe ist für ihre auf der III. Internationalen Pharmazeutischen Ausstellung in Wien ausgestellten Erzeugnisse — Kaloderma-Hautpflegemittel — mit dem Ehrendiplom zum Ehrenkreuz und Großen Goldenen Medaille prämiiert worden.

Die Brambacher Wettinquelle, die stärkste Radium-Mineralquelle der Welt mit einer Radioaktivität von 2270 Mache-Einheiten wurde auf der III. Internationalen Pharmazeutischen Ausstellung zu Wien im September d. J. mit dem Ehrendiplom zum Ehrenkreuz und zur Großen Goldenen Medaille ausgezeichnet.



Wochenkalender.

Sonntag, 26. Oktober.

Der Deutsche Kaiser stattete dem Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn einen Besuch ab. — Die Breslauer Jahrhundertausstellung wurde geschlossen. — Ein außerordentlicher Aerztetag in Berlin beschloß die Fortsetzung des Kampfes mit den Kassenverbänden. — In Italien fanden die Kammerwahlen nach dem neuen Wahlrecht statt.

Montag, 27. Oktober.

Der deutsche Bundesrat nahm einstimmig den Antrag auf Zulassung des Prinzen Ernst August zur Thronfolge in Braunschweig an. — Der deutsche Reichsbankdiskont wurde von 6 auf $5^1/_2$ Prozent ermäßigt. — Der König von Griechenland traf mit Familie zum Besuch in Potsdam ein.

Dienstag, 28. Oktober.

Dem bayrischen Landtag ging eine Vorlage über die Beendigung der Regentschaft zu. — Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie in Dahlem wurde in Gegenwart des Kaisers eingeweiht. — Die Aufständischen in Mexiko sprengten bei San Salvador einen Militärzug in die Luft; 115 Soldaten wurden getötet, zahlreiche verwundet.

Mittwoch, 29. Oktober.

Das Ministerium von Mecklenburg-Schwerin trat zurück, weil der Landtag mit großer Mehrheit die neue Verfassungsvorlage wiederum ablehnte.

Donnerstag, 30. Oktober.

Die bayrische Kammer genehmigte die Regierungsvorlage betr. die Aufhebung der Regentschaft mit 122 gegen 27 Stimmen. — Bei den Präsidentschaftswahlen in Mexiko wurde Huerta zum Präsidenten gewählt.

Freitag, 31. Oktober.

Der Herzogregent Johann Albrecht verabschiedete sich von Braunschweig und verließ seine bisherige Residenz. — Der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand wohnte als Gast des Deutschen Kaisers den Hofjagden in Göhrde bei. — Die Internationale Baufachausstellung in Leipzig wurde geschlossen.

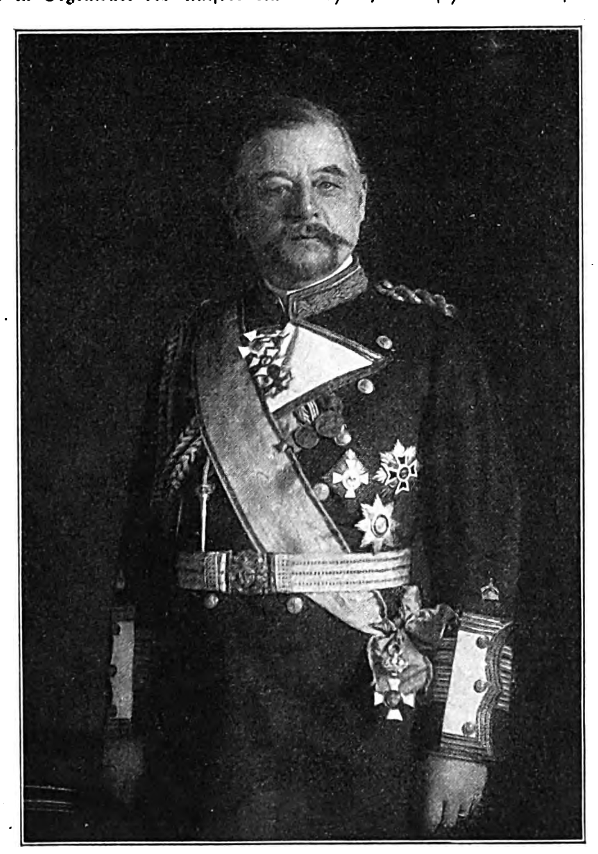
Sonnabend, 1. November.

Prinz Ernst August von Cumberland tritt die Regierung von Braunschweig an, und gab dies durch einen Erlaß bekannt, in dem er unerschütterliche Treue zum Reich und seinem Oberhaupt und Innehaltung der durch die Landes- und Reichsverfassung auferlegten Verpflichtungen gelobte. — In Nikolajew liefen das russische Schlachtschiff Kaiserin Marie und das Unterseeboot Tjulen vom Stapel.

Der Sodakönig.

In Brüssel feierte in aller Stille einer der bedeutendsten Großindustriellen und einer der warmherzigsten Menschenfreunde seinen 75. Geburtstag: Ernst Solvay. Und fast zu gleicher Zeit beging die von ihm begründete Weltfirma Solvay & Co. in Brüssel ihr 50jähriges Jubiläum. Für den sozialen Sinn, der über den Solvay-Werken schwebt, zeugt eine Stiftung von $3^1/_2$ Millionen Mark, die die deutschen Solvay-Werke A.-G. in Bernburg dieser Tage aus Anlaß ihres 25jährigen Jubiläums als Pensionsfonds für ihre Arbeiter und deren Hinterbliebenen und zur Gewährung eines jährlichen Erholungsurlaubs errichteten. Zugleich überwiesen sie zur Ehrung der wissenschaftlichen Verdienste Ernst Solvays der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren korrespondierendes Mitglied Ernst Solvay ist, den Betrag von 250 000 Mark, damit aus dem Erträgnis dieser Summe eine ordentliche Mitgliederstelle der mathematisch-physikalischen Klasse eingerichtet werde. Über das Lebenswerk dieses Mannes, aus dessen Lehren solche sozialen Werke erwuchsen, unterrichtet der nachstehende Porträtartikel.

Vor 50 Jahren hat Ernst Solvay, Belgiens gepriesener Sozialethiker, die bescheidene Sodafabrik eröffnet, aus der seine Riesenkapitalsmacht und sein humanitäres Wirken erwuchsen. Seine Lebensgeschichte war die eines im edlen Sinne Ehrgeizigen. Fleiß und der starke Trieb des Reformators brachten ihn schon in der Jugend an einen achtbaren Platz. Er praktizierte von früh, was einer seiner Apostel so formuliert: „Progrès dans la constitution physique de l'homme — dans la formation et l'utilisation de ses facultés mentales — dans l'éducation de sa volonté et de sa moralité: tout cela tend à créer, en somme, l'homme normal, adapté à ses conditions effectives d'existence et capable par la du plus grand travail utile.“ Das Erfolggeheimnis eines modernen Menschen, doppelt fruchtbar, wenn der Mensch von Energien getrieben und von Klarheiten geleitet wird. Wie alle Industrieherrscher hatte Solvay den kraftvollsten Selbständigkeitsdrang. Er wollte seine Fähigkeiten auf eigenem Grunde verwerten und emanzipierte sich schnell von seinem Brotgeber. Zufällig fast packte er ein goldhaltiges Problem und fand schnell den Schlüssel. Der Chemiker Leblanc

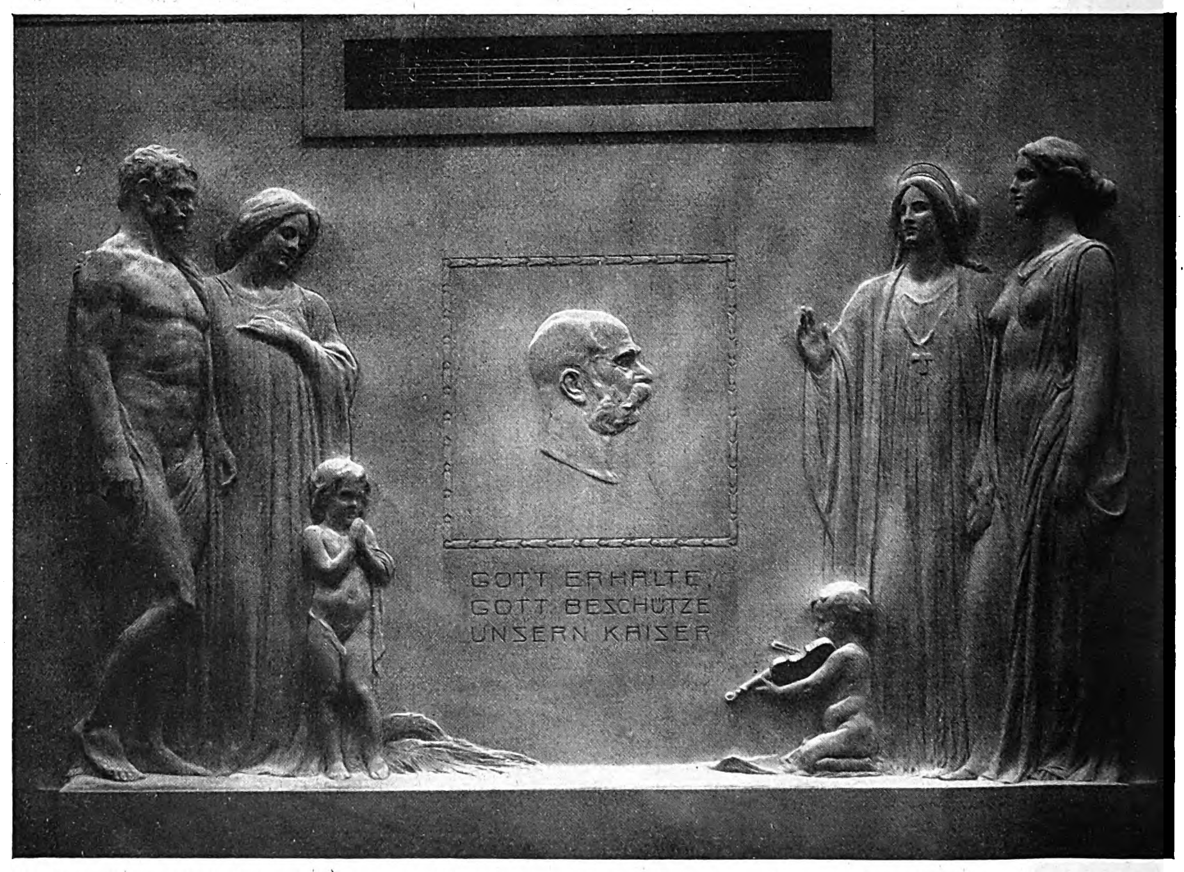


Vizeadmiral Wilhelm Schack, der zurücktretende Inspekteur der deutschen Marineküstenartillerie und des Minenwesens. Am 16. März 1860 in Celle geboren, trat er 1876 in die Marine ein und war von 1899 bis 1901 Kommandant des in der Südsee und in China stationierten „Seeadlers“.

hatte die Sodafabrikation völlig umgewandelt, seine Methode, die um 1840 florierte, wurde aber in den sechziger Jahren durch das Ammoniaksodaverfahren verdrängt. Der Erfinder verkümmerte in Not. Solvay erkannte die Rentabilitätsmöglichkeiten des neuen Prozesses und verbesserte und verbilligte die Herstellung. Eine nochmalige und radikalere Umwälzung war die Folge. Die Erstehungskosten und damit die Produktionspreise sanken schnellstens. Kalzinierte Soda kostete bald 8 Mark pro 100 kg gegen 25 Mark. Nationellste Betriebsausnutzung war Solvays Losung. Bald dehnte sich sein Wirkungsfeld. Die Solvay-Sodafabrikation wurde eine Weltindustrie. Zehn Jahre nach der Gründung der Versuchsfabrik in Couillet wurden in Dombasle und Northwith große Betriebe aufgemacht. Dann folgten Neuerrichtungen in Wyhlen, Bernburg, Beresniki, Syrakuse. Die Konkurrenten hatten schwere Arbeit. Viele von ihnen schlossen, und die Firma Solvay & Co. kontrollierte schon Mitte der achtziger Jahre die Hälfte der Weltproduktion. Weitreichende Anwendbarkeit und wesentliche Preisreduktion sind Solvays industrielle Verdienste. Doch ging er über schnell und glücklich erreichte materielle Ziele hinaus in das Gebiet einer vernünftigen Sozialpraxis und weiter auf eine universelle Ergründung der modernen Lebensmöglichkeiten zu. Er wollte für Empfindung, Intellekt und Betätigung die sparsamsten und erfolgreichsten Kraftgesetze finden. Dieses Ideal suchen die „Instituts Solvay“ in Brüssel zu verwirklichen. Hier, im Park Leopold, ist der moderne Institutsgedanke reinstens zum Ausdruck gelangt. Der Stifter und Organisator schafft eifrig mit. Nur einiges: „Notes sur des formules d'introduction à l'énergétique physio- et psycho-sociologique“, „Principes d'orientation sociale“. Ein stiller und generöser Schöpfer neuer Lebenswerte.

Im Sommer dieses Jahres kam der laute Pazifist Carnegie nach Deutschland. Um seine kleinen Schritte rasselte die Reklame. Klug und amerikanisch bereitete er den Haager Friedenspomp vor. Viele Jahre schon zieht der einstige Herr von Homestead so durch die Welt, wirft immer die Millionen dorthin, wo sie mit lautestem Klang niederfallen. Schlau und ohne heiße Ideale ist Carnegie. Seine Lebensnutzanwendungen sind moralisierende Alltäglichkeiten, kein weiter Geist spricht aus den Maximen des Mannes, der einst Morgans Machtgestalt wich. Dieser Prophet seiner selbst ist kein Offenbarer, keiner, der aus dem sittlichen Muß heraus altruistisch wirkt. Sein Wesen gleicht der ängstlichen Frömmelei Rockefellers, der aus Milliardärangst zum Büßer wurde. Carnegies brutale Unternehmerzeit ist heute vergessen. Wer sie kennt, weiß auch, daß dieser Mensch kein großer Guter ist. Das sind nur die Stillen, die, noch im kapitalistischen Werden, schon die Erkenntnislust und den Drang zur universellen Milde empfinden und betätigen. Nicht die, die nach Geschäftsschluß behäbig ihre übrigen Taler verschenken. Solvay ist solch Getriebener, solch Unposterter, ein goldsammelnder und goldspendender Altruist. Fünfundsiebzig Jahre alt ist er jetzt geworden, und ohne Geräusch ist dieses Fest vorübergegangen. Auf ein 50jähriges Bestehen konnten seine weltbekannten belgischen Werke in diesen Tagen zurückblicken, auf ein 25jähriges die großen Solvay-Werke in Bernburg, und in stillem Wohltun gingen diese Tage vorüber. Carnegies Jubiläumstage werden mit lautem Tamtam der ganzen Welt verkündet, und doch ist Solvays echtes Sozialmühen wertvoller als die wahllose Parvenünoblesse des Stahlgenies. Nach Brüssel pilgern die Idealisten wie in ein Vaterhaus, nach Amerika wie zu einem Götzen, der für die Gnädigkeit Weihrauch verlangt.

Dr. Alfons Goldschmidt.



Das Kaiser-Franz-Joseph-Denkmal in dem neuen Wiener Konzerthaus, das dieser Tage in Gegenwart des Kaisers eingeweiht wurde. Das fast 4 m hohe Huldigungsrelief, über dem die Volkshymne von Haydn angebracht ist, ist von dem berühmten Bildhauer Professor Edmund Hellmer, dem Rektor der Wiener Akademie der Künste, geschaffen; es zeigt rechts eine Familiengruppe, links die weltliche und geistliche Musik.

Richard Dehmel.

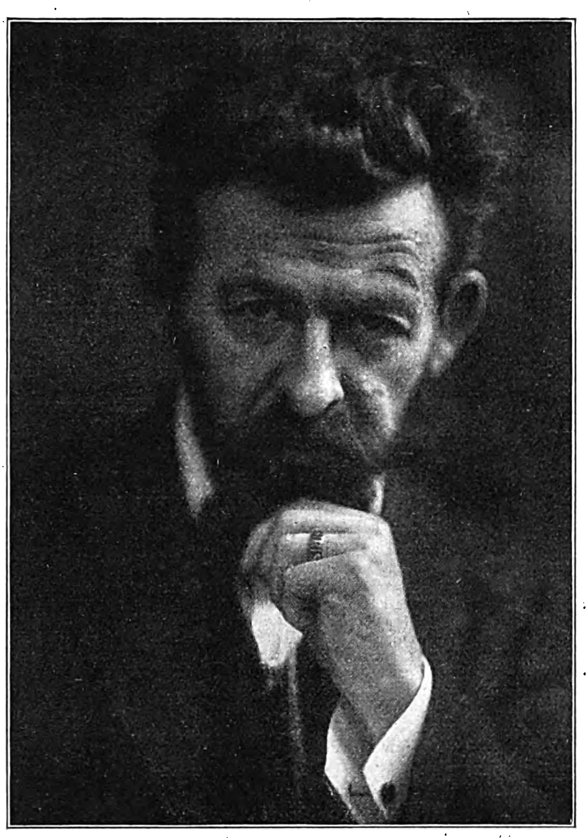
Am 18. November 1913 vollendet Richard Dehmel sein fünfzigstes Lebensjahr. Dieser Förstersohn, der zu Wendisch-Hermsdorf geboren wurde, ist dem gebildeten Deutschland als ein Lyriker von hohem Range teuer geworden. Dehmel ist entschieden ein Neutöner. Er brachte neue, vor ihm nicht gehörte Rhythmen und kündete Gedanken, die, in besonderer Prägung gefaßt, aufhorchen machten. Es war von Anbeginn seines Schaffens ein drängender Zug zum Volkstümlichen in diesem Dichter. Ich sah und hörte ihn zum ersten Male bei der Eröffnung der Neuen Freien Volksbühne im Berliner Ostend-Theater, auf dessen Bühne er vor der Aufführung von Ibsens „Stützen der Gesellschaft" einen Prolog sprach in seiner eigensten rhapsodischen Art. Dieser Prolog ist eine schöne Dichtung, die lange noch ihren reichen Wert bewahrt hat. Dehmel ist einer von den wenigen lebenden Deutschen, die es wagen, sich selbst als Dichter zu bezeichnen. Fast alle anderen deutschen Apollojünger, Gerhart Hauptmann inbegriffen, benennen sich Schriftsteller. Sie meinen, daß es Sache der Nachwelt sei, ihnen den Dichtercharakter zu- oder abzuerkennen. Richard Dehmel mißt sich selbst die Dichterwürde zu. In allen literarischen Ranglisten und Nachschlagewerken führt er sich selbstbewußt als Dichter auf. Das ist ein schöner Zug, er paßt so ganz zu der Sonderart dieses letzten Rhapsoden, den man sich ganz gut mit Weinlaub im Haar als Bacchant, ja wohl auch mit dem klassischen Lorbeerkranze in den dunklen Locken denken kann. Denn das Pathos ist sein Element, die Verzückung sein gegebener Seelenstand. In der Berliner Freien Literarischen Gesellschaft hörte ich Dehmel einst sein viel berühmtes und viel bespottetes „Trinklied" rezitieren. Ich muß sagen, daß dieses orphische Stück erst ganz verständlich wird, wenn sein Dichter selbst es spricht. Es ist ein glitzerndes Stück Kunst, ein Lebens- und Todesschrei, ein elementarer Ausbruch einer bacchischen Seele. Es ist so eigenster Dehmel, dieses Trinklied, daß es hier Platz finden muß.

„Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
trinkt bis die Seele überläuft,
Wein her, trinkt!
Seht doch, wie rot die Sonne lacht,
die dort in ihrem Blut ersäuft;
Glas hoch, singt!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
dagloni gleia glühlala!
Klingklang seht: schon knicken die Reben,
aber sie haben uns Trauben gegeben,
walla hei!

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
im blassen Strome rückt und blinzt
ein Geglüh.
Der rote Mond ist aufgewacht,
da guckt er übern Berg und grinst;
Sonne, hüh!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Mund auf, lacht! das ist zwar sündlich,
Klingklang sündlich! aber eben
trinken und lachen kann man bloß mündlich,
walla hei!

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
wächst übern Strom ein Brückenjoch,
hoch, o hoch!
Ein Reiter kommt, die Brücke kracht;
saht ihr den schwarzen Reiter noch?
Dreimal hoch!!!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
dagloni, Scherben, klirrlala!
Klingklang: neues Glas! trinkt! wir schweben
über dem Leben, an dem wir kleben,
hei!"

Dies ist Richard Dehmels bestes Teil. Der Rhapsode, der vom Augenblick hingerissene Töner, der seine fiebrische Seele in Ur- und eigensten Selbstlauten ausströmen läßt. Was der Dichter an solchen Dingen wie im Trance gestaltet und gebildet hat, das sind Perlen, der Weltdichtung zugehörig, und hätte dieser Mann außer jenem Trinklied nichts als sein preisgekröntes Lied „Der Arbeitsmann" geschaffen, er hätte die Würde erworben, sich einen Dichter zu nennen. Aber in diesem „Arbeitsmann" klingt ein anderer Ton. Es ist nicht der mänadische, der unter Alkoholräuschen in den Naturlaut zurücksinkt, wie im Trinkliede, es ist der tiefe Orgelton des sozialen Murrens, der durch das brausende Lied der Weltepoche, in der wir leben, als eine drohende Baßstimme grollt. Was an diesen drei Strophen so ergreift, das ist die geniale und doch so schlichte Treffsicherheit des Umreißens eines ganzen großen Komplexes sozialer Gedanken und Stimmungen. Wenn im Beginn der zweiten Strophe ein linder Sommer-Sonntagmorgen schimmert und strahlt, zu Beginn der dritten zuckt schon das Wetterleuchten einer sozialen Weltenwende auf, und das Dröhnen des Klassenkampfes dringt wie fernes Gewitterrollen drohend heran. Auch diese kurzen drei Strophen, diese knappen 21 Verse bedeuten ein vollwertiges Kunstwerk.



Richard Dehmel. Zum 50. Geburtstag des Dichters. Phot. R. Dührkoop, Hamburg.

„Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
Mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind,
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um so frei zu sein wie die Vögel sind.
Nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
Mein Kind,
Und über den Ähren weit und breit
Das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
O, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
Um so schön zu sein wie die Vögel sind.
Nur Zeit.

Nur Zeit. Wir wittern Gewitterwind,
Wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
Als all das, was durch uns gedeiht,
Um so froh zu sein wie die Vögel sind —
Nur Zeit!

Der Rhapsode Dehmel hat auch als Erotiker hinreißende und unwiderstehliche Macht. Seine purpurne Sinnlichkeit hat heißesten Atem, und seine Liebeslieder sind vulkanische Ausbrüche. Auch hier wirkt er elementar und ursprünglich. Aber Dehmel machte auch Perioden durch, in denen er weit abkam von der schlichten und eindringlichen Volkskunst, er geriet tief in das Dickicht der Symbolik und wurde oft selbst für literarisch gut Geschulte unverständlich und mystisch. Der Dichter war bereits 27 Jahre alt, als er, in seiner bürgerlichen Stellung Sekretär des Verbandes Deutscher Feuerversicherungsgesellschaften, seinen Erstling, das Buch „Erlösungen", erscheinen ließ. Zwei Jahre später (1893) erschien „Aber die Liebe", 1895 die „Lebensblätter", 1896 „Weib und Welt". Im Jahre 1906 kamen Dehmels „Gesammelte Werke" im Fischerschen Verlage heraus, und soeben erschien eine dreibändige Volksausgabe. Sie enthält auch den seltsamen lyrisch-symbolistischen Roman „Zwei Menschen", eins der Dehmelschen Hauptwerke, in dem ein Mann und ein Weib alte Liebesfesseln sprengen, um in einem neuen Lebensbunde ineinander zu verwachsen. Es sind wunderherrliche Schönheiten in dem Werke. Es ist interessant, daß dieser so stark zur Grübelei und zur Gedankenbeschwerung seiner Dichtungen Neigende leichte süße Kinderlieder hat schaffen können, die in ihrer naiven Frische entzücken. Eines Edelsteins in der stolzen Reihe prangender Meisterwerke von Richard Dehmels Hand sei hier noch rühmend gedacht, es ist seine „Lebensmesse", ein marmornes Stück Schönheit, ein strahlendes Produkt edelster Tempelkunst. Hans Land.

Jules Claretie.

(Hierzu das Bildnis S. 521.)

Schon oft hieß es, der Unermüdliche sei amtsmüde und gedenke, die Leitung der weltberühmten Comédie Française, deren Administrator er seit 28 Jahren ist, niederzulegen. Heute ist die Nachricht offiziell. Wer freilich glaubt, das berechtigte Ruhebedürfnis dieses Vielbeschäftigten, dessen Arbeitskraft mit der Francisque Sarceys oder gar Zolas vergleichbar scheint, werde sich endlich irgendwo in ländlicher Beschaulichkeit ergehen können, der weiß nicht, was das heißt: über ein halbes Jahrhundert lang der echteste aller Pariser gewesen sein und plötzlich darauf verzichten sollen!

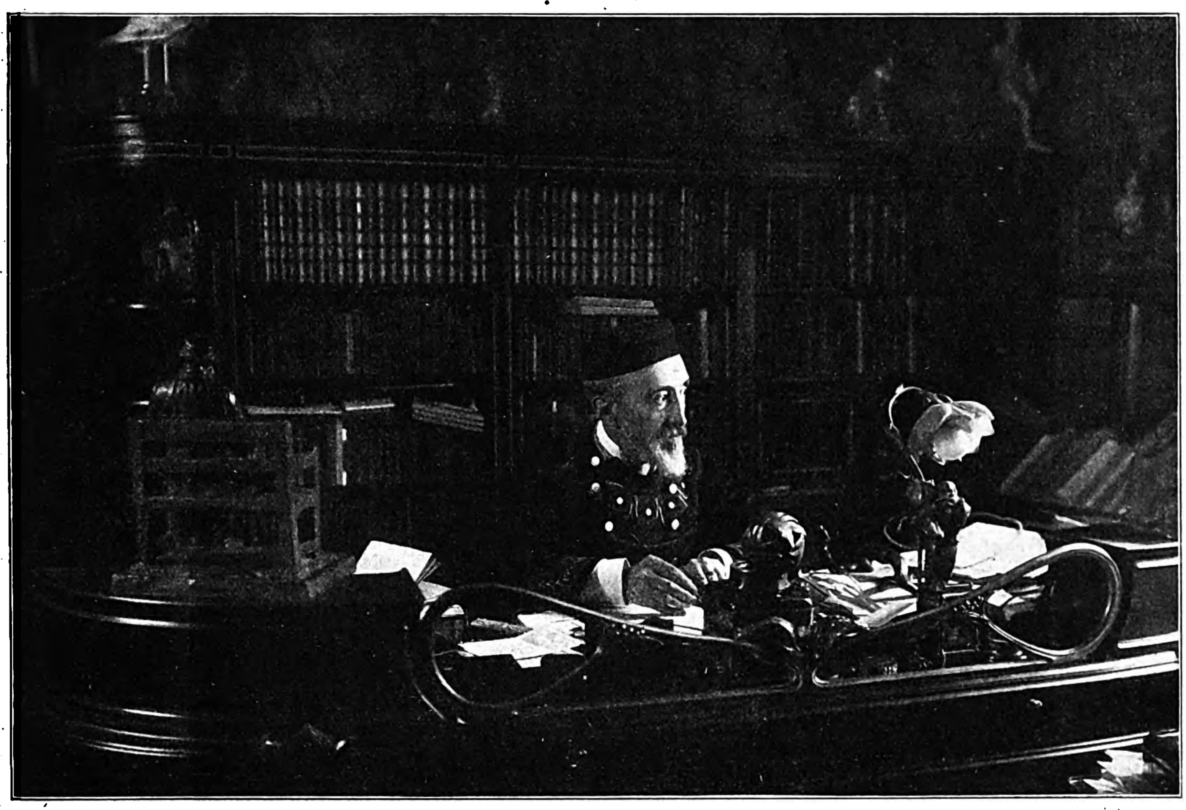
Claretie verläßt seinen Direktionsstuhl. Auf Paris aber verzichtet er nicht! Die große Morgenzeitung „Le Journal" hat ihm die Leitung ihres literarischen Teiles anvertraut, und Frankreichs erster Theaterdirektor a. D. wird künftig ausschließlich das sein können, was er eigentlich immer vor allem gewesen: — Journalist. Das will in Paris allerdings mehr heißen, als anderswo. Paris ist die Mutterstadt des literarischen Journalismus. Und seitdem es hier überhaupt eine Tagespresse gibt, zählt diese die bekanntesten literarischen Größen der Nation zu ihren regelmäßigen oder doch gelegentlichen Mitarbeitern. Ja, es gibt französische Namen weltberühmten Klanges, die eigentlich nie mehr als einen hervorragenden Zeitungswert besessen haben und diesem doch eine gewisse Unsterblichkeit verdanken. Wir nennen vor allem den unlängst verschiedenen Henri Rochefort und sind überzeugt, auch dem Schriftsteller Claretie nicht unrecht zu tun, wenn wir ihn in erster Linie als literarischen Journalisten ansprechen. Denn seine fünfzigjährige schriftstellerische Tätigkeit ist mit dem Werden und Wachsen der Pariser Zeitungswelt aufs innigste verwoben. Von seinen Romanen, Novellen, Dramen, Geschichtswerken usw. wird die Zukunft wohl nicht eben viel im Gedächtnis behalten. Seine Chroniken aber waren ein literarisches Lebenselement ihrer Zeit und bleiben als typische Kulturdokumente des Pariser Lebens dauernd interessant. Es ist, als habe dieser Mann wirklich alles selber miterlebt und in den Schatzkammern seines fabelhaften Gedächtnisses aufgespeichert, was sich da seit fünfzig Jahren zugetragen. Geistvoll plaudernd und anekdotengespickt ist er seit Jahrzehnten sozusagen der „Leibsekretär" von Paris.

Am 3. September 1840 zu Limoges geboren und in einem Pariser Collège erzogen, entdeckte Jules-Arnaut Claretie schon recht frühzeitig sein literarisches Talent, er schrieb mit 14 Jahren seine erste Novelle und sah an jenem Tage, da man Henri Murger, den Dichter der Bohème, zu Grabe trug, seinen Namen zum ersten Male gedruckt. Das Blättchen, das ihm zum frühen Ruhm verhalf, trug den Namen des alten Diogenes und war an Geld nicht viel reicher. Aber die dichtende Jugend fand dort eine Freistatt. Es kam auch vor, daß der junge Claretie den „Diogène" unter verschiedenen Pseudonymen ganz allein schrieb.

All die Blätter aufzuzählen, in denen wir in den folgenden Jahren und Jahrzehnten seinem Namen begegnen, hieße fast den Katalog der Pariser Presse erschöpfen. Jahrelang führte er das Theaterfeuilleton in der „Opinion Nationale" und zeichnete gleichzeitig mit dem Pseudonym Candide Pariser Chroniken im „Figaro". Als Freund des er-



Ein Wasserautomobil. Der Franzose Tellier hat einen Wassergleitflieger erbaut, der ein Mittelding zwischen einem Wasserflugzeug und einem Gleitboot bildet. Das sonderbare Fahrzeug, das mit einem 50pferdigen Motor ausgerüstet ist, entwickelt eine große Geschwindigkeit und wird nach Ansicht des Erfinders besonders in den französischen Kolonien auf Gewässern mit niedrigem Wasserstand als Verkehrsmittel gute Dienste leisten.



Jules Claretie, Generaldirektor der Comédie Française, trat nach 28jährigem Wirken von seinem Amt zurück (s. untenstehenden Aufsatz). Phot. Henri Manuel.

mordeten Journalisten Victor Noir ward er in den bekannten Prozeß gegen Pierre Bonaparte verwickelt. Als dann der Siebziger Krieg ausbrach, zog er als Korrespondent des „Rappel" und der „Opinion Nationale" ins Feld, kehrte nach dem Staatsstreich vom 4. September nach Paris zurück, wurde dort Sekretär der Kommission für Veröffentlichung der kaiserlichen Familienpapiere und gleichzeitig Generalstabshauptmann der Nationalgarde. Im Februar 1871 stellte er seine Kandidatur zur Volksvertretung auf, wurde aber ehrenvoll geschlagen, was ihn vor der Politik gerettet haben dürfte. Nach dem Krieg übernahm er das Theaterfeuilleton und die Pariser Chronik bald in der „Presse", bald im „Petit Journal", bald in der „Illustration" und zuletzt im „Temps", dessen Wochenchroniqueur er bis heute geblieben ist. Den Gipfel seines literarischen Ruhmes erklomm er im Jahre 1888, als ihn die „Académie Française" auf den Stuhl Cuvillier Fleurys berief.

Denn der unermüdliche Journalist Claretie hatte Zeit gefunden, sich auch als Romanschriftsteller, Dramatiker und Historiker einen Platz in der Zeitliteratur zu erobern. Sein erster, angeblich in vierzehn Tagen geschriebener Roman erschien 1862. Ihm folgten Jahr für Jahr Erzählungen und Novellenbände, von denen wohl nur „Monsieur le Ministre" und insbesondere der Komödiantenroman „Brichanteau" heute noch lesenswert sind. Auch von seinen Dramen — wir nennen vor allem „La famille des Gueux", „Muscadins", „Le Prince Zilah" und so weiter — dürfte wohl keines auf die Nachwelt übergehen. Als Historiker widmete Claretie eine Reihe von Werken dem zweiten Kaiserreich, dem Schlachtfeld von Sedan, der Belagerung von Paris, der Kommune und dem Elsaß nach 1870. Als Essayist schrieb er Theateraufsätze, Reisebilder und verschiedene Monographien über zeitgenössische Künstler, so vor allem über Carpeaux.

Im Jahre 1885 übernahm er die Administration der „Comédie Française", und er hat dies schwierige, von tausend Intrigen umlauerte Amt bis heute mit diplomatischer Geschmeidigkeit zu führen gewußt, wobei er, wie er gern betont, zwar viele Haare und einige Illusionen, aber kaum einen Jugendfreund verlor. Seine liebenswürdige Verträglichkeit ist geradezu sprichwörtlich. Gelang ihm doch das Kunststück, gleichzeitig mit den Romantikern, den Parnassiens und den Naturalisten von Médan gut Freund zu bleiben! Besonders kühn und persönlich, oder gar genial, konnte bei solcher Persönlichkeit seine Theaterleitung nicht ausfallen. Aber er versuchte redlich, die Traditionen des klassischen Repertoires mit der Förderung jüngerer Talente zu vereinigen. So fanden der meist verkannte Henri Becque, der junge Rostand, Brieux, Bataille und sogar der Outsider Jules Renard sein wohlwollendes Verständnis. Unter den Gesellschaftern der „Comédie", in dieser Schauspielerwelt der empfindlichen Eitelkeiten, wußte er kraft persönlichen Ansehens ausgleichend zu wirken, wenn es ihm auch nicht gelang, einige der hervorragendsten Kräfte seiner Bühne zu erhalten. „Er ist ein besserer Schauspieler als wir alle," sagte von ihm einst der bekannte Heldendarsteller Albert Lambert, „es gelingt ihm sogar, uns zu gefallen!" Bei aller Arbeitsüberlastung und Repräsentationspflicht, die seine hochoffizielle Stellung mit sich brachte, fand Claretie trotzdem Zeit, auch sonst überall dabei zu sein, wohin so ein mustergültiger Pariser eben gehört: bei glanzvollen Premieren, auf



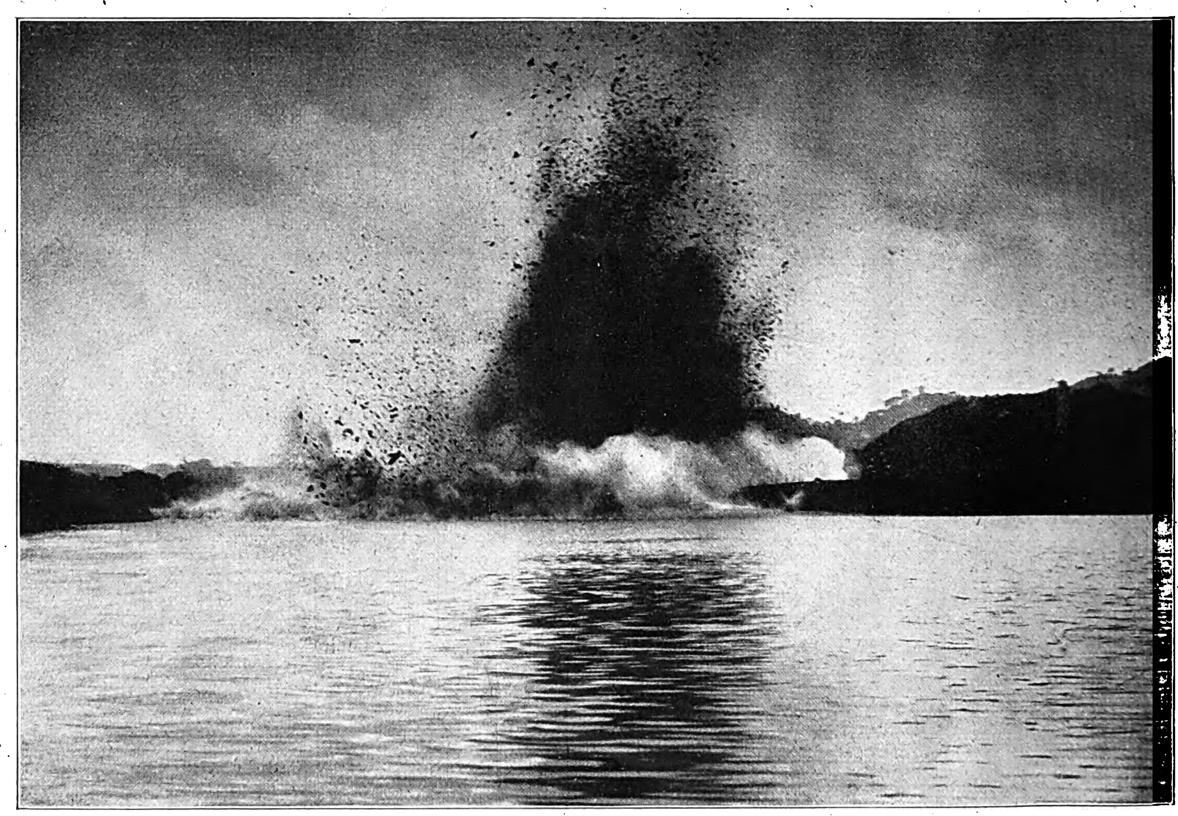
Albert Carré, der neue Generaldirektor der Comédie Française, Claretie's Nachfolger. Phot. Henri Manuel.

Kunstausstellungen, Pferderennen, mondänen Empfängen usw.; und nebenbei hielt der Vielseitige auch noch in seinen wöchentlichen Chroniken des „Temps" mit flinker Feder und seltener Plauderkunst die buntschillernde Aktualität des vielgestaltigen Pariser Lebens fest. Dr. René Prévôt, Paris.

Das Wunder Pegoud.

Wir erleben eine herrliche Zeit. Denn der Traum, den die Menschheit jahrhundertelang geträumt, ging in Erfüllung. Die Menschen fliegen, wie der Vogel fliegt; über Gebirge und Meere fahren sie mit rasender Geschwindigkeit im Flugzeug dahin. Die Luftschiffe ziehen am Himmel ihre Bahnen und fliegen fast mit fahrplanmäßiger Sicherheit von Nord nach Süd, von Ost nach West, von Hafen nach Hafen. Aber das alles, was wir in einem halben Jahrzehnt erreicht haben, diese großen, gewaltigen Errungenschaften, sind fast Alltag geworden. Daß ein Mensch in tausend Meter Höhe Deutschland durchfliegt, ist ganz selbstverständlich. Wir heben kaum noch den Kopf, wenn ein hundertpferdiger Motor im Luftmeer über uns knattert, und jeder höhere Schüler weiß bereits mit den Flugzeugtypen Bescheid. Gar rasch wird den Menschen von heute das Wunderbare zum Alltag.

Nun aber ist einer gekommen, der uns wieder einmal aufhorchen macht, der unsere Nerven kitzelt und der uns wieder zum Nachdenken zwingt über das Wunder des Menschenflugs. Pegoud, der kleine tollkühne Franzose mit seinem gewinnenden Gesicht und seinem reizenden Lachen, hat hundert Jahre nach Napoleon ganz Deutschland im Flug erobert. Der Flugrausch, der zu Zeiten der ersten Flüge Wrights die Massen ergriff, wacht wieder auf, und Hunderttausende strömen den Flugplätzen zu, um Pegoud zu sehen. Er ist das neue Wunder, der Herrscher im Luftmeer. Was er kann, kann kein Vogel: denn er fliegt auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten, stürzt sich kopfüber und rücklings in die Tiefe, läßt sich seitwärts nach rechts und links abgleiten, fliegt Schleifen und Kreise, die senkrecht zur Erde stehen. Und immer richtet er sich spielend wieder auf, als sei das alles selbstverständlich, als sei es das einfachste von der Welt. Der Tod ist sein Passagier — was kümmert sich aber Pegoud um den Tod? Er, der alle Gesetze des Schwergewichts spielend zu überwinden scheint, er fürchtet den Tod nicht, er verachtet ihn, lacht ihm ins Gesicht und ist darum stärker als jener. Nerven von Stahl hat dieser Franzose, der kaltblütig sich und sein Leben zu 30 000 Mark pro Stunde aufs Spiel setzt. Nach seinen halsbrecherischen Flügen steigt er lachend aus seinem zierlichen Flugzeug und winkt den berauschten Massen zu, als ob gar nichts geschehen wäre, als ob er nicht alle bisher gültigen Naturgesetze auf den Kopf gestellt hätte, als ob ein Salto mortale im Flugzeug ein Kinderspiel sei. Ich glaube fast, die Größe seiner Leistung vermögen diese stürmisch jubelnden, begeisterten Menschlein überhaupt nicht zu erfassen. Die kennt nur der, der selbst im Flugzeug gesessen, der den Flugrausch und die Sensationen eines Höhenflugs gekostet hat. Für die Masse ist Pegoud das Wunder. Und Wunder haben die Massen stets berauscht. Erst Pegoud hat der Menschheit ewige Sehnsucht völlig erfüllt. Dieser Sieger, der am goldenen Abendhimmel schwebt, ist der Apostel einer neuen Zeit, ein Herr und König, der mit der Kraft seines Körpers und Geistes die gebändigte Kraft des fünfzigpferdigen Motors und des dahinrasenden Flugzeugs meistert und der die geheimsten Listen der Natur besiegt. Dabei ist der König von Äolus Gnaden von einer seltenen Bescheidenheit, für die seine Erzählung über seinen ersten Pariser Versuch besonders charakteristisch ist: „Die ganze Geschichte ist keineswegs gefährlicher als das gewöhnliche Fliegen; es mußte nur ein erstes Mal gemacht werden," so erzählte er



Zur Sprengung der letzten Schranke des Panamakanals. In Anwesenheit von Tausenden von Zuschauern vollzog sich Mitte Oktober das große Schauspiel der Sprengung des Gambardammes bei Miraflores, der letzten Sperrung des Panamakanals. Präsident Wilson vollzog die Sprengung, indem er in dem Weißen Haus in Washington auf den Taster einer elektrischen Leitung drückte, deren Ende mit der Tausende Kilometer entfernten Sprengmasse verbunden war. Die Entfernung der Gesteins- und Erdmengen aus dem Kanalbett wird noch Monate in Anspruch nehmen; vorläufig ist das Riesenwerk menschlicher Ingenieurkunst und Technik nur durch Dampfer mit geringem Tiefgang befahrbar.



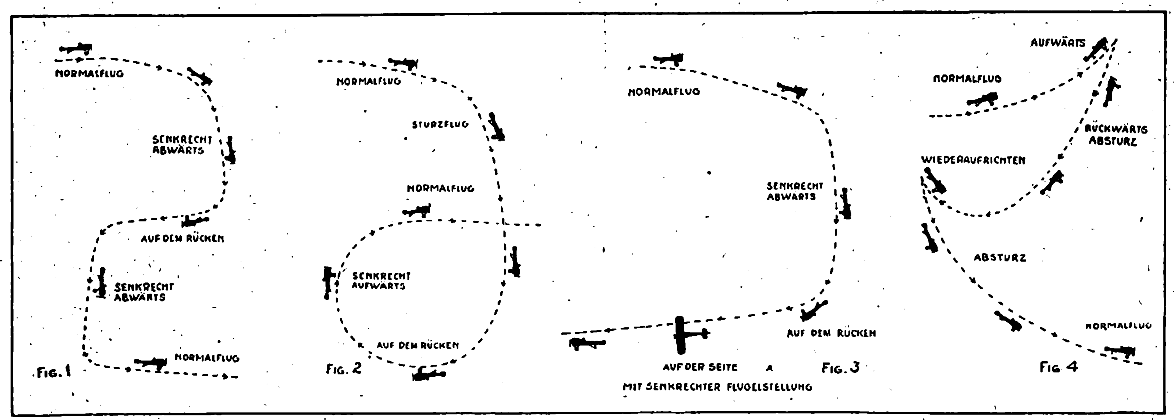
Ein Kopfflug Pegouds in Johannistal. Phot. Conrad Hünich.

nach seinem ersten Sturzflug. „Ich muß ehrlich gestehen, daß ich keinen Augenblick Angst hatte; ich führte auch keinen Fallschirm an Bord, den ich schon vorher erprobt hatte. So stieg ich mit meinem ausgezeichneten Motor auf, und alles ging vortrefflich. Ich fürchte, ich kann nicht anschaulich schildern, was man empfindet, wenn man auf dem Kopfe fliegt; der beste Vergleich ist wohl der Kopfsprung ins Wasser. Wenn man auf dem Land eine Volte schlägt, ist man natürlich etwas nervös, weil man nicht ganz sicher weiß, wie man niederfallen wird. Im Wasser aber und ebenso in den Lüften kommt das Fallen nicht in Betracht. Das Wasser trägt uns und ebenso die Luft bei den großen Geschwindigkeiten, mit denen man fliegt. Die Empfindung dabei ist wunderbar. Ich schnalle mich an meinen Sitz fest, habe volle Bewegungsfreiheit und das Gefühl völliger Sicherheit. Zuerst, wenn das Vorderteil des Flugzeuges sich immer höher und höher emporrichtet, ist es, als glitte man auf Rädern an einer steilen Wand empor. Es gibt dabei keine Stöße und Erschütterungen; der Hand des Führers gehorsam dreht sich das Flugzeug sanft weiter, und dann ist es erreicht; man fliegt auf dem Kopfe. Aus dieser Lage hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Erde unter einem.“ Wie nüchtern und sachlich wirkt diese Schilderung. Und wie romantisch, erhebend, enthusiasmierend sind seine Taten. G. M.

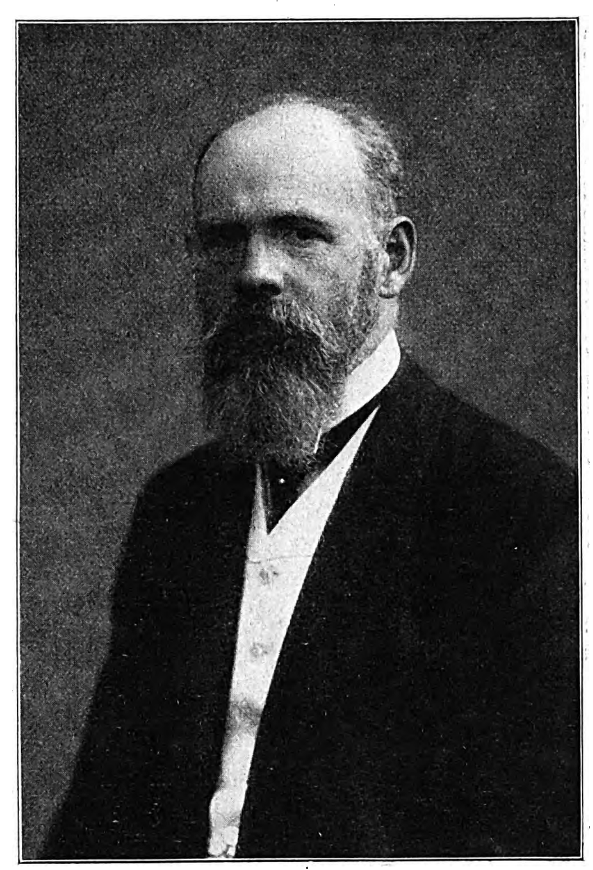
A. v. Siemens.

Zum 60. Geburtstag, 13. November.

Arnold v. Siemens, der als der älteste der Söhne von Werner Siemens am 13. November 1853 in Berlin geboren wurde, begeht in diesen Tagen die Feier seines 60. Geburtstages. In die Fußtapfen seines großen Vaters und seiner Oheime tretend, erhielt Arnold v. Siemens die Ausbildung als Ingenieur und tat sich bald in dem Riesenbetriebe seines Hauses außerordentlich hervor. Schon im Jahre 1879 übertrug Werner Siemens seinem Erstgeborenen die Leitung des im Jahre 1858 begründeten Wiener Zweiggeschäftes, und elf Jahre später, am 1. Januar 1890, übergab er die Leitung der Berliner Firma Siemens & Halske seinen Söhnen Arnold und Wilhelm. 1897 wurde unter Führung Arnolds v. Siemens die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Sie erfuhr nunmehr eine ungeheure Entwicklung, denn im Jahre 1903 gründete die Aktiengesellschaft mit der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vor-



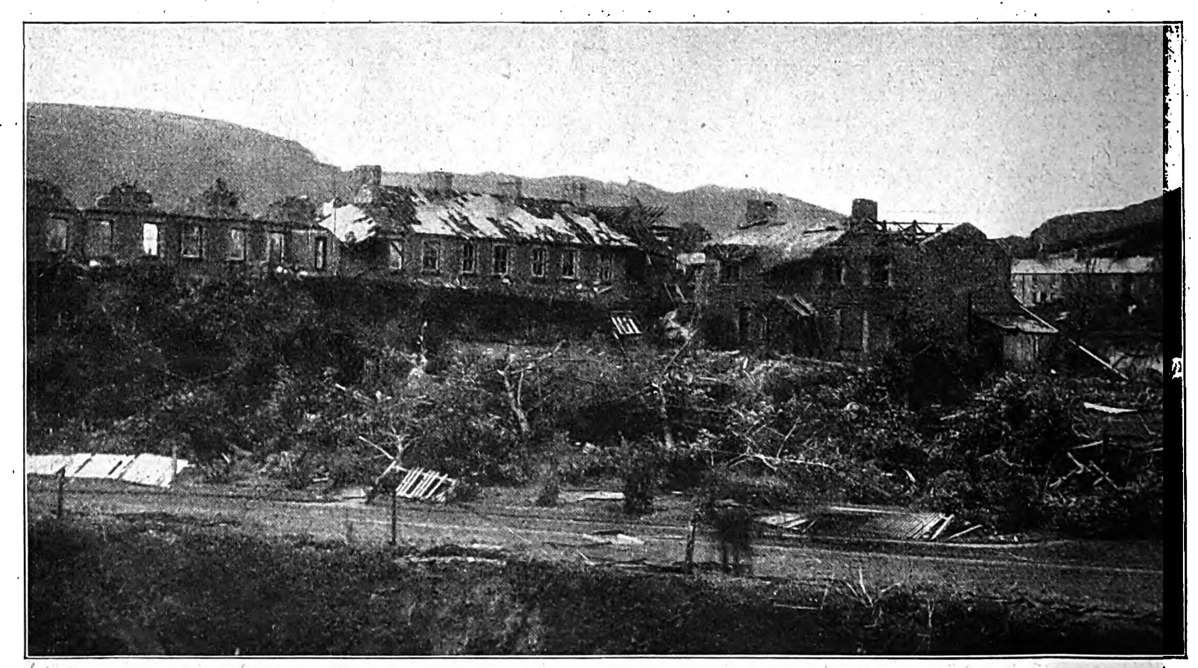
Die Fliegerkunststücke Pegouds. Figur 1. Der S-Flug mit zweimaligem Sturzflug und mit Rückenflug. Figur 2. Der Schleifenflug mit Sturz-, Rücken- und senkrechtem Aufwärtsflug. Figur 3. Sturz-, Rücken- und Seitenflug. Figur 4. Die Salto mortale- und Sturzflüge nach vorwärts und rückwärts. — Der Flugapparat, mit dem Pegoud diese Flüge vollführt, ist ein gewöhnlicher Blériot-Eindecker mit 50 PS.-Motor. Nur der Stabilisator ist etwas größer, die Spanndrähte sind verstärkt und gewisse Steuerbewegungen erweitert. Der Motor arbeitet während des Gleitabstieges nicht. Pegoud stellt sowohl die Zündung des Motors als auch das Benzin ab, um Flammenrückschläge in dem Vergaser zu vermeiden. Die einzige Sicherheit liegt in der gewaltigen Abstiegsgeschwindigkeit und in der energischen Betätigung des Höhensteuers in dem Augenblick, in dem der Apparat sich überschlagen soll.



Arnold v. Siemens, weltbekannter Großindustrieller und Mitglied des preußischen Herrenhauses, begeht am 13. November seinen 60. Geburtstag (siehe auch den nebenstehenden Artikel). Hofphot. Ernst Sandau.

mals Schuckert & Ko. in Nürnberg eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die „Siemens- und Schuckert-Werke“ firmierte. An diese gingen die Teile des Berlin-Charlottenburger Geschäftes über, die in erster Reihe die Starkstromtechnik betreiben, nämlich das Dynamowerk, das Kabelwerk, die Abteilung der elektrischen Bahnen und die für Beleuchtung und Energie, während der Betrieb der Schwachstromtechnik, das Glühlampenwerk, die Abteilungen für Eisenbahnsignal- und -sicherungswesen und für Hoch- und Untergrundbahnen der Siemens & Halske Aktiengesellschaft verblieben sind. Die Aktiengesellschaft „Siemens Elektrische Betriebe in Berlin“ ist 1900 aus der gleichnamigen Gesellschaft mit beschränkter Haftung gebildet worden und betreibt Übernahme und Fortführung verschiedener von der Siemens & Halske Aktiengesellschaft gegründeter elektrischer Unternehmungen, und zwar Lieferung elektrischer Kraft und Straßenbahnbetriebe. Das ist in kurzen Zügen die organisatorische Entwicklung, die unter Arnold v. Siemens' Leitung das einst von Werner Siemens ins Leben gerufene Unternehmen genommen hat, das dieser mit dem Mechaniker J. G. Halske im Jahre 1847 gründete, und das zu Beginn dieses Jahrhunderts bereits 15000 Angestellte und Arbeiter beschäftigt hat. Man schätzte zu diesem Zeitpunkte die in Deutschland, Rußland, England und Österreich bestehenden eigenen Werke der Siemens (Halske war 1868 schon wieder ausgetreten) auf einen Wert von 80 Millionen. Unter Arnold Siemens' Ägide wurde die ruhmreiche Tradition seines Vaters hochgehalten, deren Erfolge auf zwei Hauptmomente sich gründeten, auf engsten Anschluß an wissenschaftliche Forschung und zähe und entschlossene Bekämpfung von Hindernissen. Vor einem Menschenalter hat schon Dubois-Reymond in einer geistvollen Abhandlung gesagt, „was Krupp für den Krieg, das bedeuten die Siemens für den Frieden“. Werner Siemens' Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrizität sind so gewaltige gewesen, daß Dubois-Reymond ihn den „James Watt des Elektromagnetismus“ genannt hat, und es bedeutet nicht wenig für Arnold v. Siemens, daß man heute mit vollem Rechte von ihm sagen kann, daß er das gewaltige Erbe seines Vaters mit Tatkraft, Umsicht und Tüchtigkeit verwaltet hat. Das Vertrauen des Königs von Preußen berief denn auch in Anerkennung solcher Leistungen Arnold v. Siemens auf Lebenszeit in das preußische Herrenhaus. Der nunmehr Sechzigjährige lebt meistens in Berlin, woselbst er in der Tiergartenstraße ein vornehmes Heim hat, das er zur Sommerzeit mit einem herrlichen Sitze an den Waldufern des schönen Wannsees vertauscht.

Lynkeus.



Die Zyklonverheerungen in Südwales. Ein schwerer Zyklon, dem mehrere Menschenleben zum Opfer fielen, richtete in Südwales Verheerungen an, von deren Schwere unsere Aufnahme ein Bild gibt.

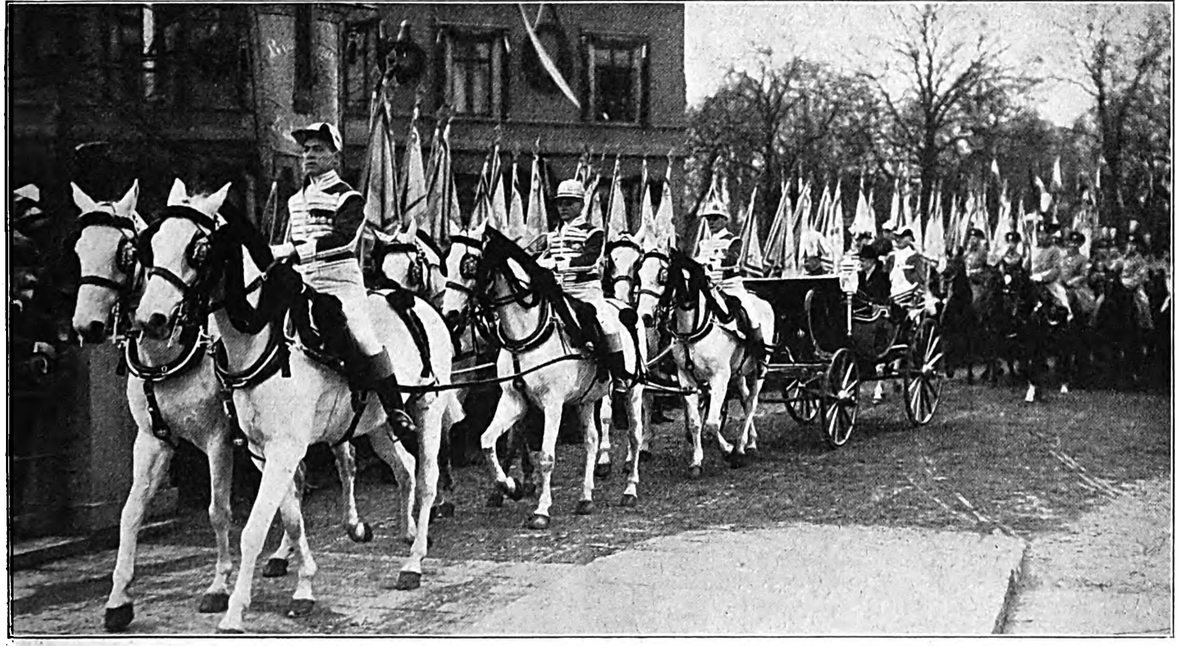
Heereswesen.

Das Luxemburger Loch.

Der französische Senator Henri Bérenger hat vor kurzem eine Mahnung an die verantwortlichen Stellen Frankreichs wegen der mangelhaft gegen einen Einfall Deutschlands gesicherten Ostgrenze veröffentlicht. Bereits bei deren erster Befestigung war in Frankreich damit gerechnet worden, daß Deutschland, unter Verletzung der Neutralität von Luxemburg und Belgien, in Frankreich einfallen könnte, und man hielt neben der Ostgrenze auch die Anlage einer starken Zentralstellung an der Nordgrenze für erforderlich, wo Lille und Maubeuge zu großen Lagerfestungen ausgebaut wurden. Das Tal der Oise war dabei durch das Sperrfort Hirson, das der Maas durch Fort Charlemont und durch die Festung Mézières mit dem Fort les Ayvelles und das Tal des Chiers durch die kleinen Festungen Montmédy und Longwy gesperrt worden. Nun ist es das „Luxemburger Loch" an der Ostgrenze, das dem französischen Senator lebhafte Bedenken einflößt. Diese Ostgrenze wurde bei den Befestigungsanlagen in vier Abschnitte eingeteilt. Den nördlichen Abschnitt bildet die von der Maas durchflossene offene Strecke zwischen Mézières und Verdun; dann folgt weiter nach Süden die Zentralstellung der mittleren Maas mit den starken Festungen Verdun und Toul auf der 70 km langen Strecke als Flügelpunkte, die durch eine Reihe von sieben Sperrforts miteinander verbunden sind. Zwischen dieser Linie der mittleren Maas und der weiter südlich gelegenen Zentralstellung der oberen Mosel liegt die etwa 30 km breite, von der Mosel durchflossene offene Strecke Toul—Epinal mit der vorgeschobenen Stellung des Forts Manonviller, das zum Schutz der Bahnlinie Saarburg—Lunéville—Nancy besonders stark ausgebaut ist. Die Zentralstellung der oberen Mosel zieht sich dann von Epinal bis zur burgundischen Pforte hin, auf deren beiden Flügeln die außerordentlich starken Festungen Epinal und Belfort mit zahlreichen Gürtelforts liegen. Zwischen diesen beiden Festungen ist eine Reihe von starken Sperrforts und Batterien angelegt, und auch das südlich von Belfort gelegene „Loch von Belfort" ist durch das Sperrfort Chaux und das Fort Montbard bei Montbéliard sowie die Sperrbefestigungen auf dem Lomont genügend gesichert. Nach Süden hin folgen weitere sieben Sperrforts der Jurastellung, an die sich die Befestigungen in der Alpenzone, im Gebiete der Isère und der Durance sowie in



Frau Anna Kratz, bekannte Wiener Hofburgschauspielerin, feierte am 30. Oktober ihren 75. Geburtstag. Sie ist das älteste Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, dem sie seit 52 Jahren angehört.



Der Abschied des Regentenpaares von Braunschweig. Der Herzogregent Johann Albrecht von Braunschweig hat mit seiner Gemahlin am 31. Oktober unter allen militärischen Ehren, die einem regierenden Fürsten gebühren', die Residenzstadt verlassen. Die Menschenmassen in den Straßen Braunschweigs bereiteten dem Paare, das im Schritt in einem sechsspännigen Wagen die Straßen passierte, einen herzlichen Abschied; auch die Bahnstrecke war bis weit aus der Stadt heraus mit dichten Menschenmassen besetzt, die dem scheidenden Fürstenpaare zuwinkten.

den Seealpen anschließen. Diese gewaltigen Befestigungsanlagen waren aus der bald nach 1870 beobachteten Defensive hervorgegangen; als man aber nach der Neuorganisation des Heeres den Offensivgedanken wieder aufgriff, traten die Befestigungen mehr in den Hintergrund. Dies scheint auch gegenwärtig wieder der Fall zu sein, und es steht dahin, ob der Wunsch des Senators Bérenger nach neuen Befestigungen in Erfüllung gehen wird, da man in den verantwortlichen militärischen Kreisen einer Verstärkung der für den Grenzschutz erforderlichen Truppen durch Aufstellung eines 21. Armeekorps den Vorzug zu geben scheint. Jedenfalls muß die Voraussetzung einer Verletzung der Neutralität von Luxemburg und Belgien durch Deutschland als nicht zutreffend bezeichnet werden. Niemals haben sich deutsche Heerführer eine solche Verletzung zuschulden kommen lassen, und daher sind Bérengers Befürchtungen als unerwiesene Verdächtigungen zu betrachten. Generalmajor E. Hartmann.

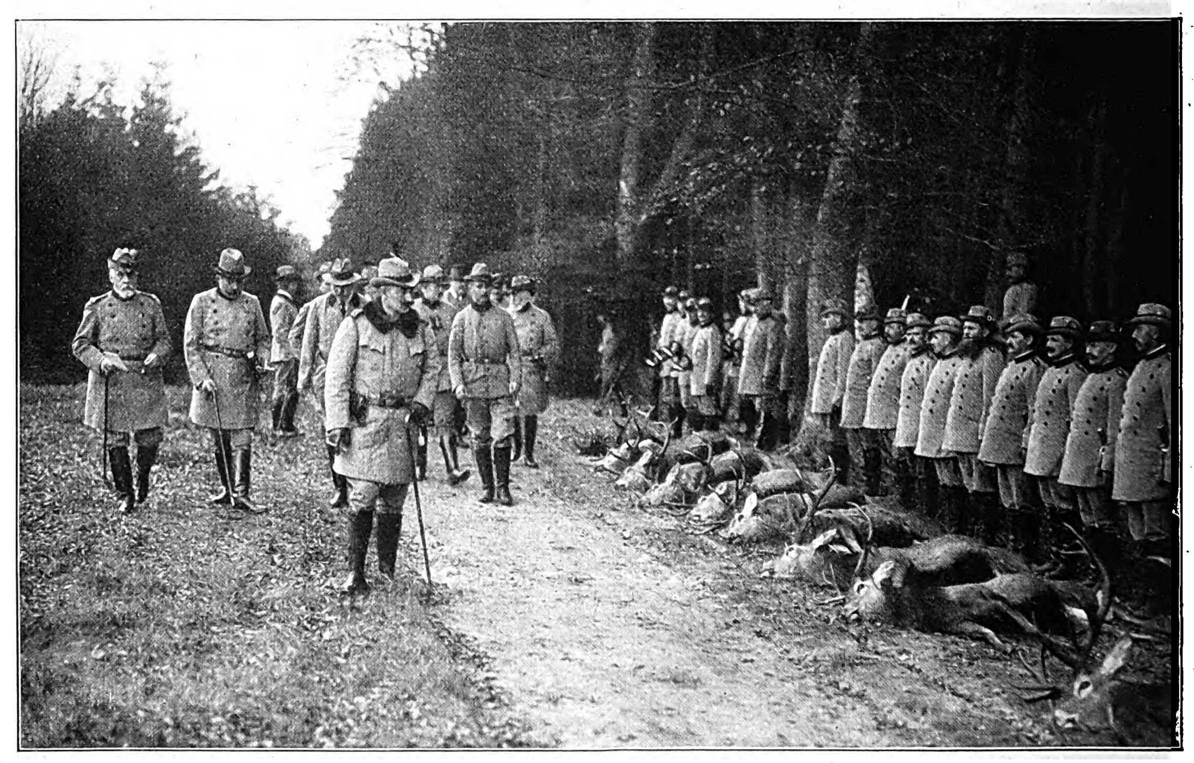
Soziales Leben.

Monatsumschau.

Wie immer man die Organisationsbestrebungen der Arbeiter beurteilen mag, die historische Entwicklung dieser Bewegung hat doch zwei Tatsachen geschaffen, die für unser Wirtschaftsleben von günstiger Bedeutung sind. Mit dem Wachsen des Machtbewußtseins ist einmal das Verantwortlichkeitsgefühl der Arbeiterorganisationen gestiegen, und des weiteren hat die straffere Disziplinierung der Massen den Autoritätsgedanken in ihren Kreisen gestärkt. Das hat sich vor allem in dem großen Hamburger Werftarbeiterstreik recht deutlich gezeigt, von dem die deutsche Schiffsindustrie im August heimgesucht wurde und zu dessen schnellem Ende die Gewerkschaftsleitung beigetragen hat. Die Hamburger Werftarbeiter waren entgegen den Weisungen der Gewerkschaftsleitung, während die Verhandlungen über eine gütliche Beilegung der Differenzen schwebten, in den Streik getreten. In Bremerhaven, Stettin usw. begann man gleichfalls die Arbeit teilweise niederzulegen. Die Gewerkschaftsleitung aber mißbilligte nicht nur den Disziplinbruch, sondern entzog den Streikenden auch jede Unterstützung. Da sie fest blieb, kehrten die Streikenden schon nach kurzer Zeit zu ihrer Arbeitsstätte bedingungslos oder doch fast bedingungslos zurück. So war es hier die Arbeiterorganisation selbst, die die Streiklust zügelte und die Arbeiter zur Anerkennung der Autorität nötigte. Sollte der Glaube an das ehrliche Streben nach einem friedlichen Ausgleich und das Vertrauen in die Sicherheit von Vereinbarungen zwischen der Arbeiterorganisation und den Arbeitgebern nicht dauernd erschüttert werden, so war es eine Notwendigkeit, daß die Arbeiter den ordnungsmäßig erwählten Führern der Organisation und nicht lokalen Größen folgten. In dem Falle des Hamburger Werftarbeiterstreiks geschah dies zu guter Letzt, und so zeigte sich hier die Arbeiterorganisation als Instrument des wirtschaftlichen Friedenswillens. Der Streiklust und der leichtfertigen Arbeitsniederlegung werden, wie sich mehr und mehr zeigt, durch die Führer Zügel angelegt. Kurze Zeit nach dem Hamburger Werftarbeiterstreik wurde von einem publizistischen Hauptorgan im Ruhrgebiet der Ausbruch eines neuen Bergarbeiterstreikes angekündigt. Auch hier waren es vorzugsweise die Gewerkschaften, und ganz besonders die der radikalen Arbeitergruppen, die mit der größten Entschiedenheit jede Streikabsicht leugneten.

Während in Deutschland die Fälle, in denen die Arbeitsniederlegung mit Ausschreitungen verknüpft ist, dank der Disziplin der Massen und der festgefügten Staatsordnung immer seltener werden, ist es in anderen Ländern anders. Der Riesenstreik der Arbeiter in Dublin, der Mitte September ausbrach, war mit blutigen Exzessen verknüpft, in deren Verlauf eine ganze Reihe von Menschenleben vernichtet wurde. Neben den beiden großen Arbeitseinstellungen in Dublin und Hamburg lief eine ganze Reihe von kleineren Ausständen, die zum großen Teile inzwischen beigelegt worden sind.

Wie man eine gewisse Vorsicht in den wirtschaftlichen Kämpfen auf seiten der Arbeiter beobachten kann, so ist auch die in letzter Zeit vielfach erörterte Frage der Verwendung der Arbeitseinstellung zu politischen Zwecken, wenigstens in der Praxis, sehr vorsichtig behandelt worden. Der politische Massenstreik, der von gewissen radikalen Elementen der



Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand als Jagdgast Kaiser Wilhelms II. in der Göhrde. Die Besichtigung der Strecke des zweiten Jagdtags.

Sozialdemokratie zur Beseitigung des preußischen Klassenwahlrechtes zur Anwendung empfohlen wurde, ist für jeden Einsichtigen ein Ding der Unmöglichkeit. Auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Jena ist das auch von seiten der sozialdemokratischen Führer ausgesprochen worden. Freilich bedeutete die Ablehnung der radikalen Resolution zwar die Verurteilung der revolutionären Phraseologie, aber nicht die absolute Zurückweisung des Massenstreikes selbst. Allein schon die Darlegung der Unmöglichkeit, dieses Kampfmittel einstweilen zur Anwendung zu bringen, verdient bemerkt zu werden. In Wirklichkeit kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das wirtschaftliche Mittel des Streikes für politische Zwecke immer wenig aussichtsreich sein wird. Wenn einer Frage, so ist es die des politischen Massenstreikes, der zurzeit jede praktische Aktualität abgeht. Ihr Gebiet ist das der rein theoretischen Erörterung.

Von wesentlich höherer Bedeutung für die sozialpolitische Entwicklung war die Internationale Arbeiterschutzkonferenz, die ihre Beratungen in Bern abhielt. Der Gedanke, solche Konferenzen zu berufen, nimmt seinen Ausgangspunkt von dem bekannten Februarerlaß Kaiser Wilhelms II. aus dem Jahre 1890. „Die in der internationalen Konkurrenz begründeten Schwierigkeiten der Verbesserung der Lage unserer Arbeiter", so hieß es dort, „lassen sich nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes beteiligten Länder wenn nicht überwinden, so doch abschwächen." Diesem Gedanken entsprechend hat der Deutsche Kaiser das Verdienst, die erste Internationale Arbeiterschutzkonferenz, die erstmals in Berlin tagte, ins Leben gerufen zu haben. Die Weiterarbeit auf diesem Gebiete ist freilich der Schweiz zum Verdienst anzurechnen. Der Gedanke des Arbeiterschutzes hat sich im Laufe unserer sozialpolitischen Entwicklung allmählich in allen Kulturstaaten durchgesetzt, und ebenso ist die Einsicht in die Notwendigkeit einer möglichst gleichen Arbeiterschutzfürsorge in allen Kulturstaaten gewachsen. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß die Leistungsfähigkeit der Industrie eines Landes durch den Umfang des Arbeiterschutzes beeinflußt wird. Jene Staaten, die eine schrankenlose Ausnutzung der Arbeitskraft zulassen, werden in vielen Fällen auf dem Weltmarkte konkurrenzfähiger sein als die Länder, in denen umfangreiche und weitgehende Arbeiterschutzgesetze bestehen. Letzten Endes freilich besteht ein Zusammenhang zwischen Leistungsfähigkeit der Industrie und der Sozialpolitik im allgemeinen. Denn eine weitgehende sozialpolitische Gesetzgebung legt der Industrie Lasten auf, die ihre Erzeugnisse auf dem Weltmarkt verteuern. Freilich kann dies ausgeglichen werden durch eine geschickte Leitung der Industriebetriebe. Deutschland hat die fortgeschrittenste Sozialgesetzgebung, und so sehr auch in manchen Industriekreisen über die Höhe dieser Lasten und Unbequemlichkeiten geklagt wird, dennoch hat sich die deutsche Industrie im großen und ganzen eine herrschende Stellung auf dem Weltmarkte gerade unter der Herrschaft der weitestgehenden Sozialpolitik zu erringen verstanden. Wünschenswert allerdings bleibt, daß durch internationale Vereinbarungen auch auf diesem Gebiete eine möglichste Kongruenz der sozialpolitischen Gesetzgebung der Kulturstaaten herbeigeführt werde. Vielleicht geht der Weg zu diesem Ziel über die Internationalen Arbeiterschutzkonferenzen, die zunächst einmal eine gleichmäßige Gestaltung des gesetzlichen Arbeiterschutzes, eines Zweiges moderner Sozialgesetzgebung, anstreben. Der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz in Bern lagen diesmal eine Reihe von Vorschlägen der „Internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz" vor, die mit einigen Modifikationen angenommen wurden. In dem Schutz der Jugendlichen in der Altersstufe vom 16. bis 18. Lebensjahre ist die Konferenz nicht so weit gegangen, wie die Internationale Vereinigung vorschlug. Das Ergebnis, dem einstweilen keine bindende Kraft für die Staaten innewohnt, die an der Konferenz teilgenommen haben, wird erst in die Tat umgesetzt werden können, wenn im nächsten Jahre eine diplomatische



Ein künftiger Bayernkönig: Prinz Luitpold von Bayern, der zwölfjährige Enkel König Ludwigs III., beim Angeln im Königsee.

Konferenz zur Vorbereitung entsprechender Staatsverträge zusammentritt. Die Beschlüsse der Internationalen Konferenz lassen sich im wesentlichen dahin zusammenfassen: Durch eine erste Konvention soll die industrielle Nachtarbeit der jugendlichen Arbeiter bis zum vollendeten 16. Lebensjahre verboten sein. Bis zum vollendeten 14. Jahre ist sie unter allen Umständen absolut. Die Nachtruhe soll mindestens elf aufeinanderfolgende Stunden umfassen und die Zeit von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens einschließen. Besondere Bestimmungen sind für Kohlenbergwerke, für die Glasindustrie und für die Walz- und Hammerwerke getroffen. Nach den Grundzügen einer zweiten Konvention soll die Dauer der industriellen Arbeit von weiblichen Personen jeden Alters und von jungen Leuten bis zum vollendeten 16. Lebensjahre täglich nicht mehr als 10 Stunden betragen. Überstunden sollen nur ganz ausnahmsweise und unter bestimmten Voraussetzungen zulässig sein. Für einige Industrien sind noch besondere Bestimmungen vorgesehen und Übergangsfristen für Staaten in Aussicht genommen, in denen die gesetzliche Arbeitszeit heute noch bis auf 11 Stunden ausgedehnt werden kann. Die hier beschlossenen Arbeiterschutzbestimmungen bestehen übrigens im großen und ganzen bereits in Deutschland. Schon jetzt ist bei uns für die jugendlichen Arbeiter bis zum 16. Lebensjahre die Nachtarbeit verboten, die Arbeitszeit jugendlicher Arbeiter vom 14. bis 16. Jahre darf 10 Stunden nicht überschreiten, und die Nachtarbeit der Frauen ist untersagt.

J. Alberty.

Politik und Völkerleben.

Braunschweig und Bayern. — Italienische Neuwahlen. — Spanische Ministerkrise. — Mecklenburgische Verfassungskämpfe.

In den dynastischen Verhältnissen des Herzogtums Braunschweig und des Königreichs Bayern sind bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Nachdem der Bundesrat den Antrag des Reichskanzlers einstimmig angenommen hat, den Herzog Ernst August zur Thronfolge in Braunschweig zuzulassen, stand nun-

mehr dem Einzuge des jungen Herzogspaares in seine neue Residenz nichts mehr im Wege. Die staatsrechtlichen Voraussetzungen für diese Wendung bestanden darin, den am 2. Juli 1885 gefaßten Beschluß des Bundesrates jetzt außer Kraft zu setzen. Dieser Beschluß lautete: „Die Überzeugung der Bundesregierungen sei, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da derselbe sich in einem dem reichsverfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter Bundesmitgliedern widerstreitenden Verhältnisse zu dem Bundesstaate Preußen befindet, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundesstaates, mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei." Eine veränderte Rechtslage ist nun in diesen Dingen dadurch eingetreten, daß der Sohn des Cumberländer Herzogs Schwiegersohn des Deutschen Kaisers und preußischer Offizier geworden ist, in welcher Eigenschaft er dem Reichsoberhaupte den Treueid geschworen. Nun sind mit dem deutschen Kronprinzen viele der Meinung, daß der Offiziersеid keinen Staatsakt bedeute und den nunmehrigen braunschweigischen Souverän nicht mehr binde. Aber Kanzler und Bundesrat vertraten den Standpunkt, daß die gegebenen Bürgschaften ausreichen, nachdem der Herzog von Cumberland seine braunschweigischen Rechte an seinen Sohn Ernst August abgetreten. Der Antrag, der vom Reichskanzler an den Bundesrat gestellt wurde, ging dahin, „die Überzeugung der verbündeten Regierungen in der Richtung auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs Ernst August in Braunschweig im Hinblick auf die eingetretene Veränderung der Sach- und Rechtslage mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung vereinbar sei".

Der Herzogregent von Braunschweig verabschiedete sich in feierlicher Weise von den Regierungsbehörden des so viele Jahre von ihm verwalteten Herzogtums und hielt seinen Auszug aus dem braunschweiger Lande unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung. Er begab sich mit seiner Gemahlin nach Schloß Wiligrad in Mecklenburg.

In Bayern hat nach dem Worte des Ministerpräsidenten Freiherrn v. Hertling die königslose Zeit schon viel zu lange angedauert, und es geschieht im Interesse Bayerns sowohl wie des Reiches, daß der Regent nunmehr die Königswürde annimmt. Nachdem eine ärztliche Kommission noch einmal den gesundheitlichen Zustand des an Paralyse leidenden Königs Otto geprüft und als unheilbar festgestellt hat, geht die Krone wegen dauernder Verhinderung des Königs Otto auf dessen Thronerben, den Prinzregenten Ludwig, über, der als König den Namen „Ludwig der Dritte" führen wird. Nachdem der bayrische Landtag sich einstimmig, mit Ausschluß der Sozialdemokraten, für den Verfassungszusatz ausgesprochen hatte, der die Aufhebung der Regentschaft festsetzt, hat auch die bayrische Reichsratskammer dem Gesetze zugestimmt, das sofort durch den Reichsverweser vollzogen werden wird. Der Aufhebung der Regentschaft folgt sogleich die Eidesleistung des neuen Königs, die dieser in einer Versammlung der Staatsminister, der Mitglieder des Staatsrates und einer Deputation der Stände ablegen wird.

Die italienischen Neuwahlen haben im großen ganzen dem Ministerpräsidenten Giolitti einen Sieg beschert. Allerdings stehen im Augenblick noch an hundert Stichwahlen aus, aber so viel ist heute schon sicher, daß das Ministerium Giolitti auch bei Eröffnung der 25. Legislaturperiode in Montecitorio über eine ausreichende Mehrheit verfügen wird. Der Wahlkampf vollzog sich einfach unter der Parole „für oder wider Giolitti", der sich freilich durchaus nicht von einer kräftigen Wahlbeeinflussung freigehalten hat. Besonders starken Zuwachs haben die Wahlen der äußersten Linken gebracht. Die verflossene Kammer zählte 39 Sozialisten. Am 26. Oktober wurden ihrer 56 gewählt und noch 36 andere stehen in der Stichwahl. Dadurch wird der Ausfall mehr als aufgewogen, den die republikanische Fraktion erlitten hat. Dieser große sozialistische Zuwachs ist die natürliche Folge des Wahlgeschenks, das Giolitti an drei Millionen Analphabeten gemacht hat, denen er das Wahlrecht in einer plötzlichen Eingabe gewährte. Die stark gewachsene äußerste Linke wird in das etwas erstarrte Parlamentsleben Italiens sicherlich neue und heftige Bewegung bringen.

In Spanien gab es eine Ministerkrise. Das Ministerium Romanones nahm seine Entlassung, nachdem ihm der Senat mit nur drei Stimmen Mehrheit sein Mißtrauen ausgesprochen. Die Spaltung der liberalen Partei hat diese Krise verschuldet. Bisher hatte in Spanien das sogen. Rotationssystem geherrscht, demgemäß alle drei Jahre etwa die Konservativen die Liberalen in der Regierung ablösten — und umgekehrt. Anfang 1913 war die Regierungszeit der Liberalen abgelaufen. Aber der König berief den Führer der Konservativen nicht, wie dieser erwartet hatte, zur Kabinettsbildung, sondern er bestätigte dem liberalen Kabinett sein Vertrauen. Das bedeutete die Verabschiedung des Rotationssystems. Da zeigte es sich, daß der rechte Flügel der Liberalen mit dieser Neuerung nicht zufrieden war, denn da er eine nur sehr gemäßigte Richtung des Liberalismus vertrat, so war es ihm sehr angenehm, daß alle drei Jahre die Konservativen wieder ans Ruder kamen. Wenn das jetzt geschehen sollte, so wird es vermutlich auf längere Zeit sein, denn die Abschaffung des Rotationssystems werden sich nun auch die Konservativen nutzbar machen. Die allgemeinen Parteiverschiebungen, die die politische Lage in Spanien nach sich zog, bewirkte auch eine Spaltung der Radikalen. Von ihnen sonderte sich eine gemäßigte Gruppe ab, die mit der Monarchie Fühlung gesucht und gefunden hat. Es erregte starkes Aufsehen, daß König Alfons die Führer dieser neuen Gruppe empfing und mit ihnen sich beriet. Es kam in die Öffentlichkeit, daß König Alfons zu dem radikalen Deputierten Azcarate gesagt hat: „Meine Liebe zu Spanien ist so groß, daß ich, falls die Republik proklamiert würde, ihr meinen Degen anbieten würde." Das ist freilich zweideutig ausgedrückt, jedoch offenbar so gemeint, daß König Alfons unter der Fahne der Republik Spanien als Heerführer Dienst tun würde. Allerdings dürfte noch kein Kronenträger in Europa den Liberalismus so weit getrieben haben, wie der spanische König in diesem seltsamen Falle. Vorderhand ist König Alfons durchaus konstitutionell gesinnt und vollkommen bereit, an eine Parlamentsmehrheit sich völlig anzuschließen. Nur mangelt es zurzeit in Spanien an einer solchen, wenigstens an einer Mehrheit, die irgendwelche Stetigkeit verhieße.

Der alte Jammer der mecklenburgischen Konstitutionskämpfe scheint ohne Veränderung fortzudauern. Die anhaltenden Finanznöte der beiden Großherzogtümer ließen seit lange schon in den Fürsten beider Mecklenburg den Wunsch auf eine Verfassung nach modernem Muster reifen. Zum fünften Male ist es jetzt geschehen, daß die mecklenburgischen Stände, in erster Reihe die Ritterschaft, die Verfassungsvorlage der Regierungen abgelehnt haben. So kann es geschehen, daß zwei deutsche Bundesstaaten hinter der politischen Entwickelung Chinas, Persiens und der Türkei haben zurückbleiben müssen. Beide Großherzöge nehmen vorerst noch davon Abstand, ihren Ländern eine Verfassung aufzuzwingen oder eine gesetzlich mögliche Einmischung der Reichsinstanzen in diese Kämpfe zuzulassen oder herbeizuführen. Aber diese Wirren haben sowohl in Schwerin wie in Neustrelitz die Folge von Ministerkrisen gehabt, die aus beiden Residenzen jetzt gemeldet werden. Dies ist eine merkwürdige Erscheinung, da doch beide Länder gar keine Parlamente besitzen und doch bei ihren Verfassungswirren eine so parlamentarische Krise, wie eben Ministerverabschiedungen sind, nun erleben. Die Zustände, wie sie heute in beiden Mecklenburg herrschen, werden auf die Dauer sich doch als unhaltbar erweisen, und die zweifellos benötigten Verfassungsreformen auf die eine oder die andere Art sich schließlich doch durchsetzen müssen.

Spectator.

Der Halligpastor.

Roman von Wilhelm Lobsien.

(Fortsetzung.)

Pastor Eichstädt fuhr sich einigemal mit der Hand über die Stirn. Er beneidete seinen Amtsgenossen um seine trauliche Behaglichkeit und nahm sich im stillen vor, allmählich auch sein Heim immer wohnlicher zu gestalten. Allerdings, das da hinten, das stille Lied, das herüberklang, das gab es für ihn nie, wenn nicht vielleicht eines Tages ein junges Menschenkind den Mut finden würde, ihm als seine Frau in diese Einsamkeit zu folgen. Aber daran wollte und durfte er noch nicht denken, solange er selbst so wenig hier draußen Wurzel geschlagen hatte.

Neben der Arbeitsstube lag das Schlafzimmer. Pastor Eichstädt trat ein und schritt gleich hindurch bis an die Fenster, durch die die helle Sonne voll hereinflutete. Hart unter den Fenstern begann der kleine, schmale Halligkirchhof, und gleich dahinter wanderte der Blick über die See.

Vom Watt herauf sah er jemand kommen, der trug Öltuch und Südwester und eine Flinte über die Schulter gehängt. Ob das Pastor Pohnsen war?

Er trat ins Arbeitszimmer zurück, um dort auf ihn zu warten.

Nach kurzer Zeit sah er ihn aufs Pastorat zusteuern und ins Haus treten und hörte, wie die alte Frau ihren Sohn begrüßte und ihm sagte, wer gekommen sei.

Schnell wurde die Tür geöffnet, und herein trat Pastor Pohnsen. Sein Südwester war tief in den Nacken gesunken, sein Gewehr hing noch über der Schulter. Schwer traten die langen Stiefel auf, und der Ölmantel, den er noch nicht abgelegt hatte, knitterte bei jeder Bewegung.

Ein fröhliches Lachen lag auf seinem sonnengebräunten Gesicht, als er dem Gast die Hand reichte und mit lauter Stimme sagte:

„Das ist lieb von Ihnen, Herr Eichstädt, daß Sie einmal kommen; hab' lange auf Sie gewartet und schon oft den Gedanken erwogen, zu Ihnen hinüberzufahren, weil ich fürchtete, die Einsamkeit hätte Sie schon getötet."

Er hakte sein Gewehr ab, und ohne auf die Begrüßung des anderen zu achten, fuhr er fort, indem er Gewehr und Ölzeug an den Türpfosten hing:

„Sie müssen mehr Farbe bekommen, sehen noch zu blaß aus, wie ein Stadtmensch. Raus müssen Sie, sich Wind und Wellen um die Ohren brausen lassen. Das gehört zum Halligpastor."

Pastor Eichstädt meinte lächelnd: „Herr Pohnsen."

„Ja, es ist so," unterbrach der ihn und langte dabei eine Pfeife von der Wand und zündete sie an. „Es ist so! Wir Halligpastoren gehören hinaus, nach draußen auf Watt und Meer. Da sind unsere besten Kanzeln und Altäre, und das Meer braust seinen Orgelgesang dazu. Übrigens, rauchen Sie? Natürlich, das müssen Sie hier draußen. Bitte!"

Und er langte ihm eine Pfeife.

„Sie ist schon gestopft. Meine alte Mutter hat's getan, das liegt ihr so im Blut, weil's der Vater gern hatte, wenn er vom Dienst nach Hause kam. Prachtvolle Frau, sage ich Ihnen. Leben Ihre Eltern noch?"

„Nein."

„Sie Ärmster; 's ist doch das Beste, was wir haben. Weib und Kind haben Sie auch nicht, ich weiß. Na, es muß sich mancher damit abfinden. Hier draußen ist's sonst nicht leicht."

„Ja, aber Sie selber —"

„Ach, ich. Lassen wir das!"

Sie saßen sich in dem Arbeitszimmer behaglich rauchend gegenüber.

„Hören Sie, wie meine Mutter singt? Ich sage Ihnen, fröhlich wie ein Kind! Heut freut sie sich, daß Sie mich besuchen. Denn Sie bleiben doch hier?"

„Ich weiß nicht recht."

„Aber selbstverständlich. Bis morgen bleiben Sie hier, sonst kränken Sie mir meine Mutter."

„Zu versäumen habe ich nichts, nur ..."

„Ach, Sie meinen Peter Dirksens wegen, der Sie hergefahren hat! Ich sah nämlich sein Boot draußen, es ist das einzige, das Großsegel und Besan führt. Da seien Sie unbesorgt. Ich will gleich das Zeichen hinaushängen, daß er nicht zu kommen braucht. Kommen Sie mit."

Er holte ein weißes Tuch aus einer Lade und ging mit seinem Gast hinaus. Dann legte er das Tuch auf das niedrige Kirchendach.

„So, nun weiß er Bescheid. Nun wollen wir meine Schule besehen."

„Sie meinen Ihre Kirche?"

„Meinetwegen die auch; aber nicht minder meine Schule."

„Ach, Sie sind hier auch Lehrer?"

„Natürlich! Ich bin alles: Prediger, Lehrer, Arzt, Richter. Das gehört zum Halligpastor dazu."

Die Kirche war noch kleiner als das Gotteshaus auf Hoogeroog und noch schlichter und armseliger.

„Wenn ich daran denke, daß ich als Kandidat einmal in Kiel in der großen Nikolaikirche gepredigt habe, muß ich fast lachen. Und doch, schöner ist's hier."

„Ein Instrument haben Sie auch? Wer spielt es?"

„Ja, das ist mein Geheimnis, das heißt vorläufig und nur vor Ihnen. Heut abend werde ich's Ihnen verraten. Aber nun kommen Sie."

Lächelnd und kopfschüttelnd folgte Pastor Eichstädt seinem gesprächigen Amtsbruder in die Schule, die zwischen Kirche und Pastorat lag. Es war nur ein einziges, winziges Stübchen. Die Bänke darin boten höchstens für zehn Kinder Platz. Tief hing die Decke herab, an ein Aufrechtstehen war für Pastor Eichstädt nicht zu denken. Aber wundervoll war der Blick zum Fenster hinaus über die See bis nach Föhr hinüber.

„Na, was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein Juwel? Der blanke Hans scheint derselben Meinung zu sein; denn mehr als einmal hat die salze See die Dielen hier bespült."

„Kommt das oft vor?"

„Bei uns — ja. Landunter, wie wir es nennen, haben wir nicht selten. Aber man gewöhnt sich daran."

„Wie aber steht es mit dem geistlichen Leben?"

„Ich habe mir schon gedacht, daß Sie danach fragen würden. Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich vorschlage, erst nachher darüber zu reden; jetzt wollen wir ins Haus und zusehen, wie es mit dem Essen steht. Meine Mutter ist, was die Tischzeit anbetrifft, sehr genau."

Und dann saßen sie wieder drinnen.

„Nun, Mutter, wie weit ist's?" rief er hinaus.

„Gleich fertig."

„Da muß ich doch gleich — Verzeihen Sie, unser Mädchen ist bei ihren Eltern auf Föhr zum Besuch — da muß ich meiner Mutter helfen."

Ohne erst die Pfeife wegzustellen, eilte er in die Küche und kam mit Tischtuch und Tellern zurück und begann den Tisch zu decken.

„Sie müssen bedenken, alten Leuten werden die Beine müde."

Seine Mutter trat gleich nach ihm ein.

„Was denken Sie nur von meinem Sohn! Aber so ist er immer gewesen. Und der will Pastor sein! Man sollt' es kaum glauben. Aber nun setzen Sie sich heran und denken Sie, Ihre Mutter böte es Ihnen; dann wird's Ihnen auch schmecken."

Nach Tisch meinte Pastor Pohnsen:

„Nun lassen Sie uns ein wenig ruhen, und zwar draußen auf der Warft. Dort halte ich im Sommer immer meinen Mittagsschlaf. Wenn der Wind so leise durchs Gras singt und draußen die See leise harft — das gibt ein schönes Wiegenlied. Nehmen Sie doch die Pfeife mit; vielleicht plaudern wir noch etwas. Und nachher hat Mutter den Kaffee fertig. Nicht wahr? Ausnahmsweise, obwohl du nicht gern Kaffee trinkst."

„Ach, geh nur," lachte die alte Frau und verschwand.

„Ja, ja, alte Pastorenmutter! Was habe ich dir von den Leidenschaften gesagt?"

Und er lachte, daß es durch das ganze Haus scholl.

„Sie haben Ihre Mutter wohl sehr lieb?"

Pastor Eichstädt sagte es mit leiser, feiner Stimme, und es wurde einen Augenblick ganz still im Stübchen.

Dann trat Pohnsen auf seinen Gast zu, sah ihm tief in die Augen, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte:

„Menschenkind! Davon haben Sie ja gar keine Ahnung, wie sehr ich die alte Frau liebe. Sie ist so ein wundervoller Mensch. Viel mehr Pastor als ich in all ihrer Hilfsbereitschaft, Güte, Klugheit und sonnigen Heiterkeit. Ach, wenn ich an meine Kindheit denke, an Vater und Mutter! Sie haben übrigens auf Ihrer Hallig auch einen ganzen Menschen, den alten Lehrer Hansen. Der ähnelt meinem Vater auf ein Haar. Edelmensch durch und durch, vornehm bis in die Fingerspitzen. Der hält die ganze Halligwelt zusammen."

„Wir haben uns noch nicht gefunden. Ich glaube, daß wir im Grundsätzlichen unseres Wesens ganz auseinander gehen."

„Das ist schade! Aber gedacht habe ich mir's wohl."

„Ich denke eben anders über meine Pflichten und Ziele als er und die ganze Gemeinde. Ich bin auch anders als Sie. Ich kann nicht so wie Sie. Denn — um ein Wort zu gebrauchen, das ich hier draußen wer weiß wie oft gehört habe — ich bin kein Friese. Aber ich bin ein Mensch! Und ein Gottesstreiter dazu, der seine Ziele hat."

„Und die sind?"

„Danach fragen Sie mich? Es gibt doch nur ein einziges Ziel: das Reich Gottes, auch hier auf Erden."

„Stimmt. Nur sind die Wege für jeden Menschen anders, und das Reich Gottes sieht in den verschiedenen Köpfen auch verschieden aus."

„Für mich gibt es nur einen Weg und nur ein Ziel."

„Und das ist der, den Sie einschlagen?"

„Natürlich!"

„Und der ist natürlich auch richtig. Und doch glaube ich, daß Wege und Ziel bei mir, so grundverschieden sie von den Ihrigen, doch auch richtig sind. Ich meine, als Halligpastor eine andere Mission zu haben."

„Eine andere als die, zu der wir von Amts wegen gehalten und eingesetzt sind?"



Pastor Pohnsen ging mit harten Schritten im Zimmer auf und ab und stieß mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife. Seine Augen blitzten unter den buschigen Brauen hervor, als er mit harter Stimme erwiderte:

„Von Amts wegen? Was heißt das? Wer kann mir gerade auf meinem Gebiet als Halligpastor mein Tun und Lassen reglementieren? Mein Konsistorium? Gott steht darüber. Auch über meinem Eid. Drüben hinter dem festen Wall mögen die Vorschriften gelten, was kümmert's mich? Hier, wo die salze See tagein, tagaus unsere irdischen Lebensbedingungen verkleinert, gelten andere Gesetze. Und die, Herr Amtsbruder, muß man sich selber schaffen, aus der tiefsten Seele herausholen, damit sie im Einklang stehen mit uns und der besonderen Welt hier draußen."

„Ja, aber —"

„Nein, seien Sie erst einige Jahre hier draußen, dann werden Sie erkennen, daß ich recht habe. Nicht der Pastor in Talar und Würden, nicht der Diener vor dem Altar macht's: hierher gehört ein einfacher, schlichter Mensch, ein Fischer, ein Schiffer, ein Halligbauer. Was den Leuten not tut, ist ein praktischer Lebensführer. Einer, der ihnen Existenzmöglichkeiten zu schaffen sucht, dem das Herz weh tut und blutet, wenn er sieht, wie der blanke Hans an Haus und Hof nagt. Das halte ich für meine Mission: dafür zu sorgen, daß wir unser Land fest kriegen durch Dämme und Deiche, damit wir uns den Boden unter den Füßen erhalten. Und dann erst, wenn wir wissen, daß unsere Heimat fest und nicht mehr dem Untergang geweiht ist, dann können wir auch die ganze Volksart erhalten. Und die Art ist gut, das sage ich Ihnen. In der steckt mehr natürliche Frömmigkeit, als alle da drüben auf dem Festland wissen und ahnen; sie sieht nur etwas anders aus."

Er holte eine Karte vom Bücherbord und breitete sie aus.

„Sehen Sie, das war einst festes Land, das war gesegnete Halligflur. Und jetzt? Keine fünfzig Jahre wird es dauern, dann brausen auch hier, wo wir stehen, die Fluten. Kommen Sie mit!"

Und er faßte seinen Gast am Arm und zog ihn zur Tür hinaus und ging die Warft hinunter.

Bis an die Halligkante gingen sie. Zerrissen, trostlos zerklüftet fiel sie ins Meer. Ein mehrere Meter breiter kahler, nackter Streifen war der Kante vorgelagert.

„Sehen Sie, das haben Wellen und Muscheln in diesem Winter ruiniert."

Ein Feuereifer kam über ihn. Bald mit langen Schritten vorwärtseilend, bald stehenbleibend, sprach und erzählte er, was er schon alles versucht habe, um Hilfe zu erlangen, rechnete ihm die unzähligen Gesuche vor, die er an die Regierung gerichtet habe — alles aber vergebens.

„Versuche! Versuche! Versuche! Ja, die sind gemacht worden. Aber was nützen uns die, wo Eile so dringend not tut. Da draußen im Watt liegen die scharfen, behauenen Steine, die Grenzen der Schutzbuhnen, die gemacht worden sind. Wo sind sie? Alles weggerissen. Und das Land dazu. Steindämme um die ganze Hallig herum müssen wir haben und einen festen Damm, der uns mit der Küste verbindet. Wann werden sie in Berlin endlich einsehen, wie wertvoll es für das ganze Vaterland ist! Ich sehe ganz davon ab, daß wir doch auch Glieder des deutschen Landes sind, die man schützen muß. Wenn sie nur bedächten, wie reich sie selber durch die Anschlickungen werden, welche kolossale Landgewinnung beginnen würde. Aber ich lasse nicht locker! Der Tag wird doch noch kommen, an dem ich mein Werk gekrönt sehe. Aber Gehilfen muß ich haben. Sie, ja auch Sie müssen mir helfen. Wir müssen die Halligleute aus dem entsetzlichen Fatalismus herausreißen, der sie erfaßt hat, weil sie sich als dem Untergang Geweihte zu betrachten gewöhnt haben. Dann wird zu ihrer rührenden Heimatliebe auch wieder der Mut und die Lebensbejahung kommen. Ich werde bald zu Ihnen hinüberkommen, um wieder eine Versammlung abzuhalten. Wir müssen endlich zum Siege kommen."

Eine helle Begeisterung war über ihn gekommen, so daß dem Pastor Eichstädt das Lächeln von den Lippen floh.

Einen Augenblick war es stumm zwischen ihnen.

Die kommende Flut rauschte in die Stille hinein, und hell schrien über der See die Möwen.

Da meinte Pastor Eichstädt, und seine Worte kamen bedächtig, etwas hochmütig überlegen heraus:

„Wir vertreten zwei ganz verschiedene Welten, gehen ganz verschiedene Wege und steuern, ich bleibe dabei, ganz verschiedenen Zielen zu. Sie wollen in erster Linie diesseitigen, ich jenseitigen Bedürfnissen dienen. Was hülfe es dem Menschen —"

„Ach was," unterbrach Pohnsen ihn scharf, „das gehört gar nicht hierher. Wenn Jesus hier gestanden hätte, der hätte gedacht wie ich, der hätte mit beiden Beinen in der Halligkleierde gestanden und wie ich nach Schaufel und Spaten gerufen, um dieses Stück wundervoller Gotteserde zu erhalten!"

Unbekümmert um seinen Gast schritt er unmutig weiter.

Der andere folgte ihm langsam.

Erst droben an der Warft wandte Pastor Pohnsen sich ihm wieder zu, stemmte beide Arme in die Seiten, lächelte gutmütig und meinte:

„Nichts für ungut. Aber wenn's um meine Hallig geht, dann geht es jedesmal mit mir durch. Aber nun kommen Sie, wir wollen uns den schönen Tag nicht verderben mit gegenseitigen Bekehrungsversuchen.



Überlassen wir es der Zeit, zu entscheiden, wer recht hat, Sie oder ich."

Sie gingen wieder ins Haus.

Die alte Frau Pohnsen trat ihnen in der Tür entgegen.

„Das ist recht, daß Sie kommen. Der Kaffee ist fertig."

Und so saßen sie einen Augenblick später alle drei rund um den Kaffeetisch.

„Haben Sie sich noch nicht mit meinem Sohn gestritten?"

Pastor Eichstädt sah auf und blickte in das fröhlich lächelnde Gesicht der alten Frau.

„Gestritten?" sagte er gedehnt.

„Ich meine, wegen der Landbefestigung. Da wird er immer heiß. Ich kenne das."

„Ach so, da haben wir uns allerdings tüchtig in den Haaren gehabt."

„Na, Gott sei Dank, dann haben wir wohl für heute Ruhe."

Alle drei lachten, und das Thema blieb unberührt.

Nach dem Kaffeetrinken bot Pohnsen seinem Gast seine Bibliothek an.

„Es ist viel Gutes darin, auch neue Literatur. Ich liebe sie, sie hält mich in Verbindung mit drüben. Ich meine, mit dem Festland, nicht mit dem Jenseits."

„Ja," lachte der andere, „das glaube ich Ihnen schon."

„Hier rechts sind die Schriften unseres Volkes, friesische Chroniken, Sagen, Märchen usw. Das ist vielleicht etwas für Sie. Meine Mutter hat schon ihr Buch, und ich will einige Befestigungsberechnungen nachprüfen."

Eine köstliche Stille herrschte im Zimmer. So still war es, daß man die Flut an der Halligkante hörte.

Nach einer Weile ließ Pastor Eichstädt sein Buch in den Schoß sinken und blickte auf die anderen beiden, die emsig lasen, Seite um Seite, Seite um Seite.

Da stand er leise auf und ging hinaus. Er mußte allein sein, zu viel hatte das Gespräch und zuletzt die trauliche Stille in ihm aufgewühlt.

Er ging ans Meer hinunter, setzte sich auf einen Haufen angeschwemmtes Strandgut und ließ noch einmal alles an seinem Geist vorübergehen. Er beneidete Pohnsen um seine ganze Art und wünschte sich manches davon. Aber recht, nein, recht hatte der nicht! Nimmermehr. Recht hatte und behielt nur er. Und dieses Recht wollte er verteidigen, wo immer es angegriffen wurde. Alles andere, Halligschutz, Befestigung usw., war gewiß schön und gut. Aber höher als das alles war doch sein Ziel. Das Reich Gottes auf Erden, eine Gemeinde, deren Sinn sich mehr und mehr von allem Irdischen löste und ihr ganzes Leben als eine Vorbereitung auf den Himmel ansähe. Nicht diese Heimat galt es zu befestigen, sondern jene. Ja, war nicht die Sorge um eine Landbefestigung geradezu ein Hemmschuh für seine Pläne? Hunderte fremder Arbeiter müßten hergezogen werden, Erdarbeiter aus Polen und Italien. Welch unseligen Einfluß mußte das auf die ganze einheimische Bevölkerung ausüben! Wieviel fremde Elemente würden hierbleiben, ihre Art durchzusetzen versuchen, sich mit den hiesigen vermischen. Viel Unruhe würde kommen, viel Unrast, ja, etwas ganz Neues würde aus den Halligen werden, eine andere Welt, viel mehr ein Teil der großen Welt da drüben als bisher, und vorbei würde es sein mit der köstlichen Einsamkeit, der Abgeschlossenheit, der Charaktergleichmäßigkeit und all den anderen Vorbedingungen für ein Entstehen und Wachsen des Reiches Gottes auf Erden. Und Pastor Pohnsen, mußte der als Friese nicht selber wünschen, all das Fremde fernzuhalten, solange ihm noch die Reinhaltung der friesischen Art Herzens- und Gewissenssache war?

Darüber wollte er mit ihm reden, ihn zwingen, von diesem Gesichtspunkte aus die ganze Sache zu betrachten.

Als er zur Kirchwarft zurückkam, fand er Pastor Pohnsen mit seiner Mutter in der Laube; neben ihnen saß ein junges Friesenmädchen, blond und stattlich.

„Na, sind Sie wieder heimgekehrt?" lachte Pohnsen ihm entgegen. „Haben Sie Vorstudien zu einer Landbefestigung von Hoogeroog gemacht? Oder —?

Seine Mutter unterbrach ihn:

„Fang bloß nicht wieder davon an! Du jagst dir alle Gäste zum Hause hinaus. Eben sind wir froh, daß Pastor Eichstädt uns endlich einmal besucht, und gleich müssen wir fürchten, daß du ihn fortgraulst auf Nimmerwiederkehr."

„Oh, damit hat's gute Weile. Gewiß, ich habe mich mit dem Problem beschäftigt, aber von einem anderen Gesichtspunkte aus. Lassen Sie mir nur Zeit, selbst erst volle Klarheit zu erlangen."

„Recht so, Pastor Eichstädt. Und nun setzen Sie sich neben Inge Gydesen, die uns heute auf ein Stündchen besucht. Sie ist das Geheimnis, von dem ich heute sprach, als Sie nach dem Spiel in der Kirche fragten."

Pastor Eichstädt gab dem jungen Mädchen, das unbekümmert vor ihm stand, grüßend die Hand und ließ seine Augen mit freudigem Erstaunen einen Augenblick auf ihrer großen, kräftigen Gestalt ruhen, bis er sich setzte.

„Geheimnis?" fragte er langsam, ohne seinen Blick von dem jungen Mädchen zu wenden.

„Ja, ja. Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst ganz unmusikalisch bin und kein einziges Instrument außer der Mundpfeife spiele. Und auch das soll kümmerlich sein. Nun hat aber eines Tages ein reicher Kurgast von Föhr uns ein schönes großes





Jugendfreunde. Nach einem Gemälde von E. Meissonier.

Harmonium geschenkt, weil einige brave Halligleute — Inges Brudes war darunter — ihn und sein Boot aus schwerer Seenot retteten."

„Er trieb nämlich hier draußen mit zerrissenem Segel vor Wind und Wellen," warf die Mutter ein.

„Nun war die Freude natürlich sehr groß, bis uns plötzlich einfiel, daß wir keinen hatten, der spielen konnte. Und wissen Sie, was ich da gemacht habe? Ich habe mir eine Klavierschule von meinem alten Freunde, dem Pastor drüben in Fahretoft, hinterm Deich, geliehen. Dessen Kinder haben nämlich Musikstunden gehabt, und nachdem die mir zwischen Kaffeetrinken und Abendbrot die steifen Finger über die Tasten gezerrt hatten, fing ich am anderen Tage hier mit Inge Gydesen und ihrem Bruder an. Nicht wahr, Inge, das war eine böse Zeit!"

Sie sah ihn mit ihren blauen Augen an und lachte.

„Na, und nun?"

„Und nun? Künstler sind die beiden geworden, sage ich Ihnen. Was soll Westeroog nur ohne die beiden machen?"

„Aber Herr Pastor!"

Und auch die alte Frau Pohnsen fiel ihm in die Rede, bis er endlich aufsprang und den Vorschlag machte, in die Kirche zu gehen, um das Instrument zu hören.

Während sie hingingen, schritt Pastor Eichstädt an Inge Gydesens Seite. Und es war kein Zufall, daß er neben ihr ging; er wollte es so. Es war etwas in ihm, das ihn an ihre Seite zwang.

„Ist es Ihnen auch nicht unangenehm, jetzt zu spielen? Ich meine, so vor Fremden und auf so eigentümliche Veranlassung hin?"

Er sagte es leise, als wollte er nicht, daß Pastor Pohnsen, der mit seiner Mutter vor ihnen ging, es hören sollte.

Sie sah ihn voll an.

„Unangenehm? Nein, Herr Pastor. Ich tu' es gern."

„Ich danke Ihnen."

Sie traten ein, und während Inge Gydesen sich auf die Orgelbank setzte und das Instrument öffnete, setzte sich Pastor Pohnsen mit seiner Mutter auf eine Kirchenbank; Pastor Eichstädt blieb im Quergang stehen, stützte sich auf eine Banklehne und blickte in die Kirche hinein.

Das Harmonium stand neben dem Altar auf einer Erhöhung und halb im Dunkel. Ein seltsames Dämmerlicht lag im ganzen Raum. Das letzte rote Sonnengold, das in den Wolken hing, schlich durch die bleigefaßten Kirchenfenster und verstreute seinen Glanz über die geweißten Wände und über die roten Ziegelsteine, die die Diele schmückten. Ein breiter Strahl, der durch ein anderes Fenster hereinquoll, schmiegte sich um Inge Gydesens Haupt, vergoldete ihr hellblondes Haar und füllte ihre Augen mit einem

seltsamen Glanz, so daß Pastor Eichstädt die Blicke nicht von ihr wenden konnte.

Ein Notenbuch brauchte Inge Gydesen nicht. Die einfachen Choralmelodien spielte sie schlicht und recht, und doch war etwas in ihrem Spiel, das erkennen ließ, daß ihre ganze Seele in den Tönen lag, etwas, das sich nicht lernen ließ. Und auch in den Zwischenspielen, die sie aus eigenem Sinnen und Träumen formte, war etwas, das noch längere Zeit in den Hörern nachklang.

Bisher hatte sie in leisen, weichen Tönen gespielt. Nun aber zog sie alle Register, und voll und jubelnd quoll es durch die dämmerige kleine Kirche:

„Lobe den Herren, o meine Seele,
Ich will dich loben bis zum Tod."

Pastor Eichstädt fuhr zusammen.

Seltsam! Dasselbe Lied war es, das er gespielt hatte, als er zum erstenmal in der Kirche zu Hoogeroog gewesen war, und das ihm die Seele mit so viel Mut und Freude gefüllt hatte.

Und da trat er mitten in den Gang und sang mit seiner weichen, tiefen Stimme das Lied bis zu Ende mit:

„Weil ich noch Stunden auf Erden zähle,
Will ich lobsingen meinem Gott.
Der Leib und Seel' gegeben hat,
Werde gepriesen früh und spat,
Halleluja, halleluja!"

Das Lied war verklungen, die Orgel verstummt. Die einsamen Kirchenbesucher blieben jeder auf seinem Platze lautlos sitzen.

Inge Gydesens Finger ruhten noch immer auf den Tasten, und in ihren Ohren lag noch immer der weiche Klang von Pastor Eichstädts Stimme. Als sie ihren Kopf hob und die Augen suchend durch das Dämmerlicht wandern ließ, begegneten sie den groß auf sie gerichteten Blicken des jungen Predigers. Und da senkte sie ihre Augen und ließ die Hände langsam in den Schoß gleiten.

„Na? Was habe ich gesagt?" polterte Pohnsen in die Feierstille hinein. „Ist's nicht so? Künstlerin! Natürlich! Und das unter meiner Anleitung! Großartig!"

Da fand auch seine Mutter sich selber wieder. Mit einem tiefen Seufzer erhob sie sich und sagte: „Das war schön! Sie haben eine so schöne weiche Stimme, Herr Pastor. Nicht wahr, Inge?"

Sie antwortete nicht.

Umständlich schloß sie das Harmonium und kam langsam und mit gesenktem Kopf den Kirchengang entlang geschritten.

Erst als Pastor Eichstädt vor ihr stand und ihr die Hand reichte, hob sie den Kopf.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Gydesen. Das Lied ist so schön. Ich hab' es so gern, und es war das erste Lied, das ich drüben in meiner Kirche sang. Wie sonderbar, daß Sie gerade dieses sangen."

Er sprach leise und warm und hielt dabei ihre Hand in der seinen. Da wußte sie keine Antwort; aber ein seltsames Flimmern stand in ihren Augen.

Dann gingen sie alle hinaus und ins Pastorat hinüber.

Nach dem Abendessen saßen sie wieder draußen auf der Bank vor der Kirche.

Es war ein wundervoller Abend. Fern im Westen glühten noch die letzten blassen Farben der längst untergegangenen Sonne und umsäumten die weißen Dünen von Amrum. Die Sterne brannten hell und klar, und weit über die blanke Flut, die still und feierlich heranrauschte, glühten die freundlichen Augen der hohen Inselfeuer. Fern über dem Festland stieg der Mond herauf. Sein silbernes Licht flimmerte auf dem Watt und schlug die geheimnisvolle Hexenbrücke, auf der in den heiligen Nächten die verschollenen und ertrunkenen Schiffer nach Hause wandern, weil sie sich nach Ruhe in der Heimaterde sehnen.

Kein Laut war weit und breit. Nur dann und wann rauschte es hoch oben in der Luft, wenn ein Wanderschwan vorübersegelte oder eine wellenmüde Möwe heimwärts drängte.

Sie saßen alle vier nebeneinander, blickten in den Frieden hinaus und sagten kein Wort.

Pastor Eichstädt saß neben Inge Gydesen, und sein Herz war voll Sonne. Er fühlte die Nähe des Mädchens wie einen warmen Strom sein ganzes Innere durchrieseln. Und dann wieder war es ihm, als säße er neben einer Heiligen.

Und da war es ihm, als müßte er versuchen, dieses Heiligenbild zu halten, für immer festzuhalten. Er malte sich aus, wie es sein würde, wenn sie immer bei ihm wäre, Tag um Tag, wenn sie sein Leben und sein Wirken teilen würde. Wenn sie seine Frau wäre. Im ersten Augenblick erschrak er fast, als dieser Gedanke in ihm aufstieg. Aber er hielt ihn doch fest, hielt ihn mit Gewalt fest. Er sah, wie auf einmal sein ganzes Leben voll Sonne war, wie seine Einsamkeit, die er oft bitterer empfand, als er es sich eingestehen wollte, in weite, blasse Ferne verschwand und wie reich sein Leben werden konnte.

Inge Gydesen saß ganz nahe bei ihm. Und da legte er leise die Hand auf die ihre.

Sie duldete es und hielt ganz still.

So saßen sie Hand in Hand, ohne ein Wort zu sagen, und blickten in den aufgehenden und höher und höher steigenden Mond.

Es war schon spät, als Frau Pohnsen erklärte, daß sie müde sei und zu Bett wolle.

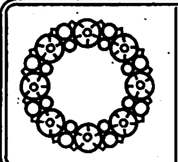
Da erhob sich auch Inge hastig und verstört.

„Ja, ich muß auch nach Hause. Gute Nacht!"

Und ohne jemand die Hand zu geben, ging sie schnell über den Kirchhof nach ihrer Warft.

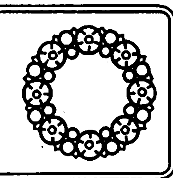
(Fortsetzung folgt.)





Der Tangorausch.

Eine Betrachtung von Karl Fr. Nowak.



Ueber Nacht hat er Besitz ergriffen von Zeit und Welt: es ist von der Welt die Rede, in der man sich nicht langweilt. Und kein Zweifel ist erlaubt, daß ihm etwa nur die Bedeutung eines neuen Tanzes, einer neuentdeckten, darum begünstigten tänzerischen Abwechslung zukomme. Er ist mehr als eine überraschend eingestellte, bislang unbekannte Tanztour auf der Ballkarte festlich beineschwingender Gesellschaft. Selbst mehr als eine Mode scheint er, denn Ansätze zur Krankhaftigkeit werden sichtbar aus seiner alle bezwingenden Herrschaft. Er kam, ließ sich sehen und siegte entschieden schneller, als etwa die Kartoffel, die gleichfalls aus Amerika bei uns landete und sich weit größeren Mißtrauens erfreute, schneller als die Zigarette, die aus rasch verbreiteter Mode zu einem dauernden, dampfenden Kulturbesitz der Generationen rund um uns wurde. Etwas von einer Manie ist an ihm, die mit Blitzesgeschwindigkeiten reist. Vielleicht ist so in China der Rausch des Opiums und bei den Weißen die Segnung des Kinos herumgetragen worden. Jedenfalls: das Reich des Tango ist errichtet. Seine Tanzbürger — und natürlich die Bürgerinnen — zählen nach Dutzenden von Millionen. Und es ist ein internationales Reich, in dem Franzosen, Deutsche, Engländer, Russen und Amerikaner friedlich nebeneinander tanzen. Vielleicht kann man auch, wenn man die Tanzverbrüderung und Tanzverschwesterung im ganzen übersieht, von einer Art neuer Weltsprache reden: vom Volapük der Beine.

Im Augenblick also stammt die gesamte europäische Kultur von den Argentiniern ab. Man wußte bisher gar nicht, daß im Konzerte der Kulturen auch Argentinien mitsingen darf. Deutschland hat Dichter, Denker und Krupp, England hat Shakespeare, Pfeffersäcke und Dreadnoughts, Frankreich hat seine Maler, den Kaiser Napoleon, das Bois de Boulogne und die Pariserinnen. Jetzt weiß man auch von Argentinien, daß es etwas hat: den Tango... Sein Symbol ist eine matt aufleuchtende, dennoch aufstachelnde, mit einem raffinierten Zimtbraun vermischte Farbe, das Tangorot, und sein Auslandexport ist ungeheuer. England ängstigt sich vor einer deutschen Invasion. Europa hat sich vor der tangoroten Invasion nicht geängstigt. Sie ist heute vollzogen. Wir sind eine zimtbraun wippende Provinz des Landes am La Plata.

Aus den Kaschemmen von Buenos Aires, in denen sich die elegante Apachenwelt nach seinen Rhythmen wiegte — nein: drehte — nein: schlängelte, bevor sie nach dem Messer zu Großmannstaten griff, zog eines Nachts der Tango aus und landete, wie Bonaparte, in Frankreich. Das übrige ergibt sich: auch die französische Garde, auch das französische Konversationslustspiel, auch das Rokoko hat die Welt erobert. Selbstverständlich wurde der Tango vor seinem Triumphzug noch ein wenig stilisiert. Noch ist man bei uns nicht so fortschrittlich, daß sich beim Five o' clock die jungen Herren benehmen, wie in einem Nachtlokal am La Plata. Herr Tango verfeinerte sich. Er zügelte ein wenig sein wildes Temperament und beschloß, sich der Kunst zu nähern. Er hat sieben Figuren: alle schliff er um eine Kleinigkeit ab, alle glättete er. Wie dies häufig mit Leuten geht, die von unten kommen und nach oben streben, so hat jetzt auch er schon vergessen, daß er eigentlich in einer Kaschemme zu Hause war. Er ist salonfähig geworden. Man schlängelt ihn ohne Messer im Gürtel.

Seine sieben Figuren sind nicht ohne Grazie, sogar mimische Möglichkeiten sind darin, damit zugleich ein künstlerischer



Tango.

Inhalt. Im Biegen der Glieder, im Niederknien, im weichen Nachgeben an die Bewegung des anderen kann allerlei sein: Sehnsucht, sinnliches Werben, Koketterie und Galanterie, lyrische Verträumtheit. Der Tango hat Rhythmus, aber er will über den Rhythmus hinaus. Er hat darstellerische Wünsche. Seine stärkste Lockung wird dadurch erklärt und die Hingebung an ihn. Er ist sicherlich anders, als andere Tänze waren. Mit seinem Inhalt wird seine Beherrschung schwerer. Man kann nicht Konversation machen, da man ihn tanzt, man muß aufpassen. Man macht keine Taktbewegungen allein, man fügt Gesten aneinander, fügt sie harmonisch zu einem Ganzen. Man rollt nicht im Saal herum, man rollt ein Bild auf, vielleicht eine körperliche Melodie. Ihre Übergänge, ihre Cäsuren, ihre Zwischenfiguren, ihre Betonungen sind gesteigert. Man flirtet also auch nicht mehr im Tanz, man huldigt sich stumm. Ein Gesichtsausdruck, ein Sichdehnen, dies schmachtende Hochziehen der Schultern, dies Entfesseltsein mit ausgebreiteten Armen sagt alles besser als Worte. Es ist ein Tanz, in den man sich vertiefen, ein Tanz, dem man sich völlig hingeben kann. Vielleicht kommt es daher, daß alle jetzt in ihn so sehr verbohrt sind.

Just die plötzliche, leidenschaftliche Manie, die ihn zum Alleinherrscher machte, muß ihn entthronen. Man tanzt ihn früh, man tanzt ihn spät, tanzt ihn zum Fünf-Uhr-Tee, als Fest des Abends, im Salon und auf der Bühne. Man tanzt ihn tot. Kein Sport, der so unermüdlich seine Freunde in Atem hielte. In uns allen scheint ein heimlicher schauspielerischer Drang zu ruhen: so wollen alle — und wenn's auch nur im Tanze wäre — sich selber darstellen. Der fernste Hintergrund der Tangomanie ist solcher psychologischer Art. Ihre Hauptforderung macht sie international: schöne Körper werden begehrt, die sich stumm in exotische Rhythmen gliedern und schmiegen, in züngelnde, flackernde Rhythmen, die ohne Übersetzung verständlich sind. Wer nicht schön ist, denkt dennoch leicht, es zu sein. Am Tango hängt, zum Tango drängt jetzt alles...

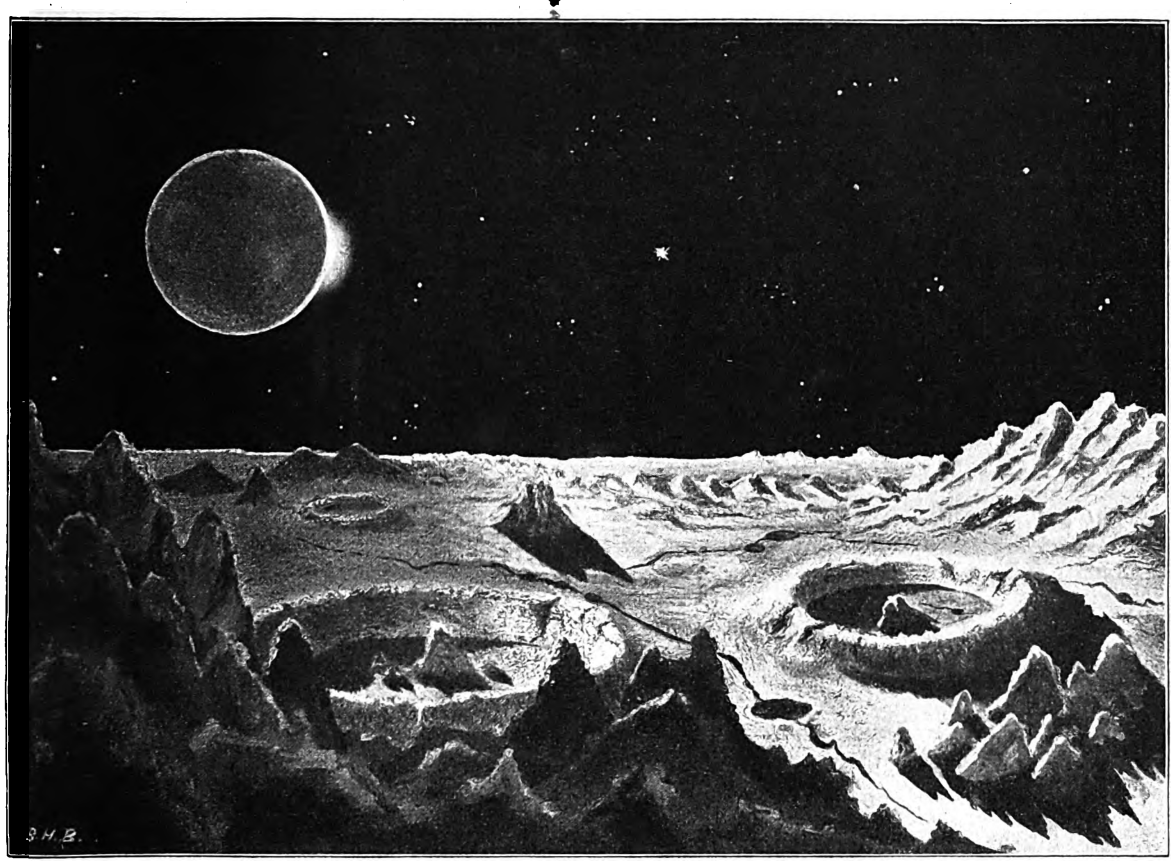
Er ist schwer, wie alles, das erlernt sein will. Man nimmt also richtige Lektionen, richtige Kurse. Den Lehrern fällt die Würde von Hochschuldozenten zu, die Tangoschulen sind Universitäten. Und man bezahlt unbekümmert die höchsten Honorare, wenn man etwa bei jener beneidenswerten Dozentin studieren darf, die es bereits — die Dame hält ihre Vorlesungen in Berlin — zur Tango-Weltmeisterschaft gebracht hat. Freilich kann man bei ihr auch so ziemlich sicher gehen, daß man vor allen Stilverwirrungen, vor jeder unangenehmen Stilverwischung bewahrt bleibt.

Daß beileibe nicht die eine oder andere Figur des brasilianischen Maxixe, der nächstens den Tango über den Haufen tanzen wird, sich dreist in das Kunstwerk dieses vorläufig noch allein triumphierenden Tango drängte. Kein Souper, keine Einladung, kein Fest, keine Operette heute mehr ohne Tango. Man muß ihn also können, wie man Französisch können muß. Das heißt: Französisch muß man nicht können. Denn man spricht ja bekanntlich beim Tango nicht. Auch dann nicht, wenn man ihn mit einer Französin tanzt.

Auffallend am Tangorausch ist nicht allein, daß er gerade aus Kaschemmen her seinen Siegeszug antrat. Die Erklärung mag hier in unserer Übersättigung, im Überschwang unseres Luxus begründet sein, in der Zeitnüchternheit, die nach Romantik in jederlei Art, in unserer Gesellschaft, die wild nach gelockerten, verwegenen, dennoch gerade vor dem Äußersten noch zurückhaltenden Formen begehrt. Auffallend am Tangorausch bleibt vor allem die unabsehbare Heerschar der Berauschten, die Verführungskraft auf die Massen, die fast einer Infektion, einem Bazillus erliegen...

Vielleicht gibt auch dafür am besten das Wesen der Zeit, ihre geistige Färbung Aufschluß, soweit sich's um kunstverwandte, kulturbezeichnende Dinge dreht. Vom Theater drängte — seit einem Jahrzehnt fast sieht man's — die Masse fort, drängte zum Kino... Von schwererem Inhalt dem leichteren zu. Schon hat das Kino seine Möglichkeiten erschöpft, seine alleinseligmachende Zukunft scheint bedroht. Und vom Kino geht's nunmehr noch leichterem Inhalt zu: die Bewegung als Spiel, als theatralischer Genuß beginnt zu reizen... Gewiß kann man solch sonderbare Zeiterscheinung auch doppelt deuten, kann einen Abstieg feststellen, kann andererseits, wenn man's optimistisch auslegen will, auch von einer Erhöhung des Tanzes zur Darstellung, von einer neuen Art Theater sprechen, auf dem die ganze Gesellschaft mitzuagieren wünscht. Nur daß die wirklichen Theater, denen vielleicht doch noch etwas von der „moralischen" Anstalt anhaften könnte, immer verlassener liegen... Selbst Max Reinhardt, der nicht um sich bangen muß, sprach neulich irgendwo von der „Tangogefahr" für das Theater. Auf jeden Fall: man strebt vom Ernsten fort — auch die optimistische Deutung der Zeiterscheinung bedeutet keineswegs also eine Verneigung vor dem Zeitgeist. Trotz all der Grazie des Tango, trotz seiner künstlerischen Möglichkeiten...

Der Zeitgeist wünscht flacher zu werden, wünscht sich nicht mit Nachdenklichkeiten vorläufig allzu heftig zu bemühen. Die Heerschar hat den Tango, und diese Heerschar ist glücklich über ihren Besitz. Ist der König erst wieder abgesetzt, so darf man dann vielleicht schüchtern hoffen, daß auch wieder einmal ein Rausch in umgekehrter geistiger Richtung nahe..



Eine Landschaft auf dem Monde. Nach einem Aquarell von Bruno H. Bürgel. Im Vordergrunde einige der merkwürdigen Ringgebirge, wie sie sich darstellen würden, wenn wir auf dem Monde selbst ständen. Am Himmel die Erde, die die Sonne fast verdeckt und eine Sonnenfinsternis für den Mond verursacht.

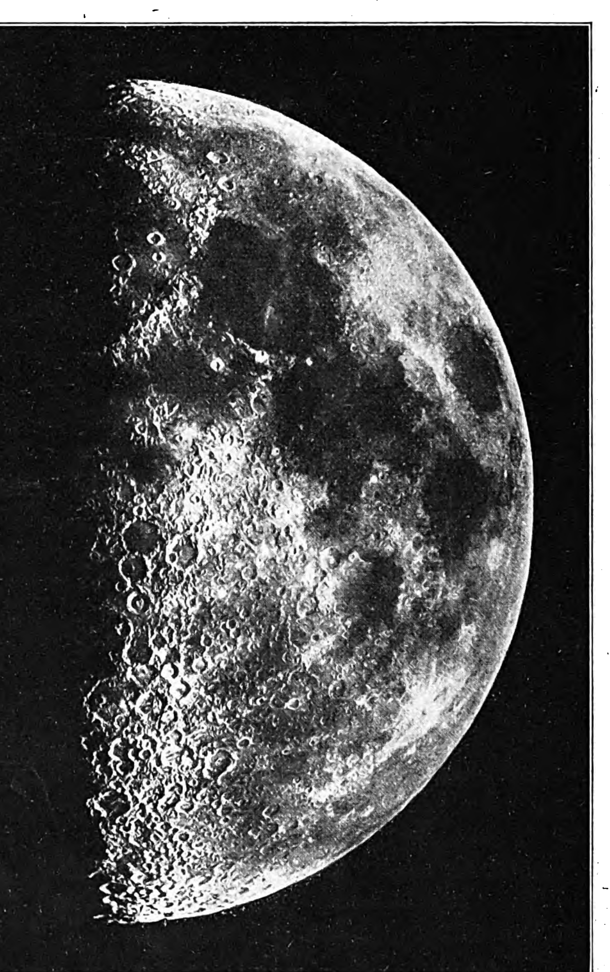
Das Rätsel der Mondwelt.

Von Bruno H. Bürgel, Berlin.

Mit zehn Illustrationen.

Der Mond, „der ob unseren Häupten rollt“, ist uns so gut bekannt wie sonst kein Gestirn. Die 52000 Meilen, die ihn von der Erde trennen, spielen kaum eine Rolle, wenn man die allgemeinen Entfernungsverhältnisse im Weltgebäude berücksichtigt; bleiben doch selbst die uns nächsten Geschwister der Erde, die Planeten Venus und Mars, im günstigsten Falle 110—150mal entfernter. Wäre es möglich, mit unseren modernen Flugzeugen auch in den Raum hinauszufliegen, in etwa fünf Monaten könnten wir die Strecke, die uns vom Monde trennt, durchmessen haben. Aber „zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen“, und wir sind einstweilen auf die raumdurchdringende Kraft unserer modernen Riesenfernrohre angewiesen, die uns allerdings ganz erstaunliche Einblicke in die Verhältnisse unseres Nachbars im Raum gestatten. Schon die Photographie der Mondoberfläche leistet heute Außerordentliches. Durchblättert man den von der Pariser Sternwarte herausgegebenen „Photographischen Mondatlas“, so hat man das Gefühl, mit diesen wundervollen Karten könnte man eine Reise in den Mond unternehmen, ohne sich zu verirren. Und dennoch verschwindet die Schönheit dieser Aufnahmen gegenüber den direkten Beobachtungen, die man an einem erstklassigen Fernrohr auf dem Monde machen kann. So erstaunlich klar, scharf und deutlich liegen die wie eisige Firnen im Sonnenlicht glänzenden Gipfel der Mondberge vor uns, ragen die steilen Picks kühn aus den mattgrau schimmernden Ebenen auf, ziehen leichtgewellte Höhenrücken durch das Land, klaffen mächtige Risse im Mondboden, schlängeln sich zwischen langen, von hohen, spitzen Bergen gebildete Kettengebirge tiefe Täler — so deutlich, sage ich, liegt das alles vor unseren Augen, daß wir uns kaum in den Gedanken versetzen können, daß hier eine andere Weltkugel vor uns liegt, die wir niemals erreichen werden. Noch deutlicher werden die Bilder und Eindrücke durch die Veränderungen, die sie infolge der wechselnden Beleuchtung durch die Sonne erleiden. Langsam geht die Sonne für diese oder jene Mondpartie auf. Zunächst ist alles noch in undurchdringliche Nacht gehüllt. Nun aber treffen die ersten Sonnenstrahlen

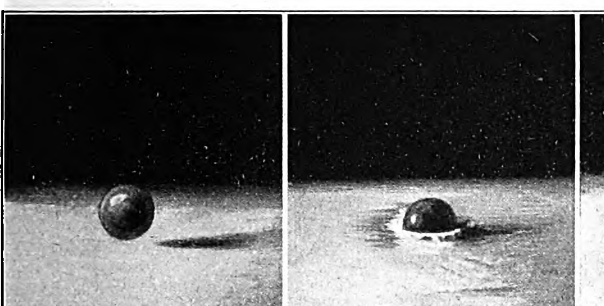
die Spitzen der höchsten Berge; sie tauchen wie glänzende Sterne aus dem Dunkel hervor, denn die Luft, die auf Erden alle möglichen Übergänge zwischen Helle und Finsternis schafft, fehlt ja auf dem vollkommen ausgestorbenen Monde. Langsam steigt nun das Licht an den riesenhaften Felswänden nieder, nur die Täler liegen noch in unsichtbarer Tiefe. Wir sehen, wie die Sonne die spitzen Schatten der Berge über die Ebene wirft; langsam werden sie kleiner und kleiner, denn immer höher steigt der Sonnenball für jene Mondlandschaft, mehr und mehr schwindet das Dunkel, wird das Auge geblendet von der Fülle des Lichtes, das diese starre, leblose Gebirgswelt zurückwirft. Nun sind auch die Täler von Licht erfüllt, nur wenig Schatten sieht man noch, die Landschaft wird eintöniger, uninteressanter, die Sonne steht im Mittag. Und dann findet das umgekehrte Spiel statt: die Schatten wachsen, bis wieder alles in Nacht versinkt und die untergehende Sonne nur noch die äußersten Zinnen der Berge streift. Gerade diese wandernden Schatten aber machen uns viele Oberflächengestaltungen der Mondwelt erst recht deutlich. Wir sehen ja sozusagen aus der Vogelperspektive auf diese Welt, und die Form der Schatten läßt uns wieder die Form der Gegenstände, von denen sie stammen, erkennen.



Photographie des Mondes. (Aufnahme von Loewy und Puiseux, Pariser Sternwarte.) Am Rande Tausende der hier erwähnten merkwürdigen Ringgebirge.

Diese Mondwelt nun, die so deutlich vor unseren Augen liegt, von der wir Karten haben, die an Genauigkeit vielen Erdkarten nicht nachstehen, dieser Nachbar im Raum, den wir am besten von allen Weltkörpern kennen, er ist dennoch für uns in gar vielen Punkten durchaus rätselhaft; wir sehen auf seiner Oberfläche Gebilde, die einer Erklärung durch uns nicht recht zugänglich sind. Ein Blick auf die hier abgebildeten Teile der Mondoberfläche läßt uns überall merkwürdige kreisrunde Objekte erkennen, von denen auf dem Monde gegen 500 000 vorhanden sind. Das sind die berühmten „Krater“ des Mondes, die seltsamen „Ringgebirge“, mächtige steinerne Ringwälle, die ein Tal umkreisen, in dessen Mittelpunkt häufig Bergkegel stehen. Wie sich diese Gebilde etwa ausnehmen würden, wenn wir auf dem Monde selbst stehen würden, etwa von einem hohen Berggipfel auf die Landschaft blickend, das soll unser großes Bild S. 129 deutlich machen, wo wir im Vordergrunde einige solcher Ringberge erblicken. — Diese merkwürdige Ringform treffen wir in allen Größen an; winzige Kraterchen von einigen hundert Metern Durchmesser und Ringgebirge von 5, 8, 10, 15 Meilen Breite. Besonders am Südpol des Mondes drängen sie sich zu einem schier unentwirrbaren Durcheinander zusammen. An den Wällen der großen Ringgebirge haften wieder da und dort kleine Kratergruben; sie steigen aus den großen Ebenen empor, die zum Teil als die heute trocken liegenden Betten der früheren Meere des Mondes anzusehen sind, und durchsetzen auch die Kettengebirge des Mondes, die nach Art unserer Alpen über weite Gebiete hinziehen.

Auf Erden haben wir derartige Bergformen überhaupt nicht. Am nächsten kommt ihnen noch der Feuersee des Kilauea auf Hawai, jenes große runde Kraterbecken, in dem ständig das vulkanische Magma in glühendem Fluß brodelt. Versiegt dieser Feuersee, so muß der Krater mit seinem dann wahrscheinlich ziemlich ebenen und erkalteten Boden eine große Ähnlichkeit mit manchen Mondkratern aufweisen. Auch in Arizona, im Canon Diablo, befindet sich ein sehr merkwürdiges Gebilde, das einem Mondkrater gleicht. Es ist ein gewaltiges Loch von nahezu 200 m Tiefe und über 1000 m Durchmesser. In seinem Inneren und ringsumher hat man Teile von einem ungeheuren Meteoreisenblock gefunden.





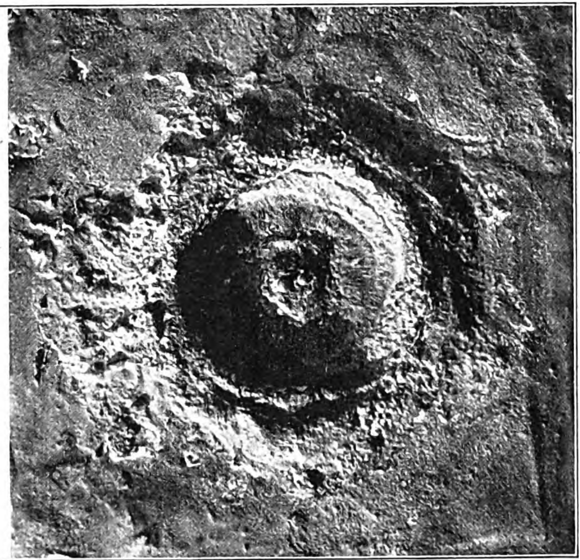
Kraterbildung durch eine Kugel, die in einen Brei fällt.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß hier vor langen Zeiten ein mächtiger Meteorstein aus dem Himmelsraum niederging, der jenes Loch erzeugte. Wir kommen auf diese Erscheinung noch zurück.

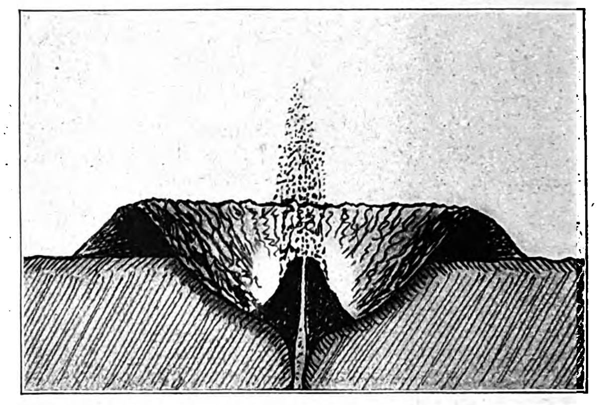
Es erhebt sich naturgemäß die Frage, weshalb die Gebirgsbildung auf der uns so eng benachbarten Mondwelt vollkommen anders verlaufen ist als hier auf Erden. Diese Frage verliert ihre rein astronomische Bedeutung, wenn wir bedenken, daß der Mond aus derselben Materie entstanden sein muß, die die Erdkugel formte. (Nach manchen Theorien hat sich die Masse, die den Mond bildete, erst von der Erde abgelöst, als diese schon als fertiger, glühend-flüssiger Ball mit starker Rotation durch den Raum zog!) Die Frage muß uns um so mehr interessieren, als wir im Monde einen Weltkörper vor uns haben, der im großen und ganzen dieselbe Entwicklung durchmachen mußte wie die Erde, und in dem wir gewissermaßen die Zukunft unserer Erde wie in einem Spiegel vor uns sehen. Er, der kleinere Ball, mußte viel schneller erkalten, viel schneller seine Lebensbahn durchmessen. Wie kam er zu diesen sonderbaren Ringbergen? Hat die Erde dieses Stadium schon hinter sich, oder können irgendwelche Umstände, die mit der fortschreitenden Erkaltung des Erdballes verbunden sind, jene Erscheinungen noch hervorrufen?

Bis zum heutigen Tage hat diese Frage die Wissenschaft beschäftigt, und man kann nicht sagen, daß sie eine runde, nette Antwort darauf gegeben hat. Dennoch scheinen manche Hypothesen, die durch experimentelle Erfolge gestützt werden, der Wahrheit bis zu einem gewissen Grade nahezukommen.

Die Engländer Nasmyth und Carpenter haben sich sehr eingehend mit den Formationen des Mondes befaßt und haben versucht, die rätselhaften Ringberge auf rein vulkanischem Wege zu erklären. Sie halten diese Berge für Vulkane gleich den irdischen, und die abweichende Form erklären sie damit, daß der Mond auf die Körper seiner Oberfläche eine viel geringere Anziehungskraft ausübt. In der Tat ist ja die Masse des Mondes 80mal geringer als die der Erde, das heißt erst 80 Mondkugeln wiegen soviel wie der Erdball, und so müssen alle Gegenstände auf unsrer Nachbarwelt weitaus leichter sein als bei uns. Ein Gegenstand, der auf Erden 6 kg wiegt, zeigt auf einer entsprechenden Wage gewogen dort oben nur noch den Druck von 1 kg. Mit unserer Kraft könnten wir also auf der Mondwelt häuser-

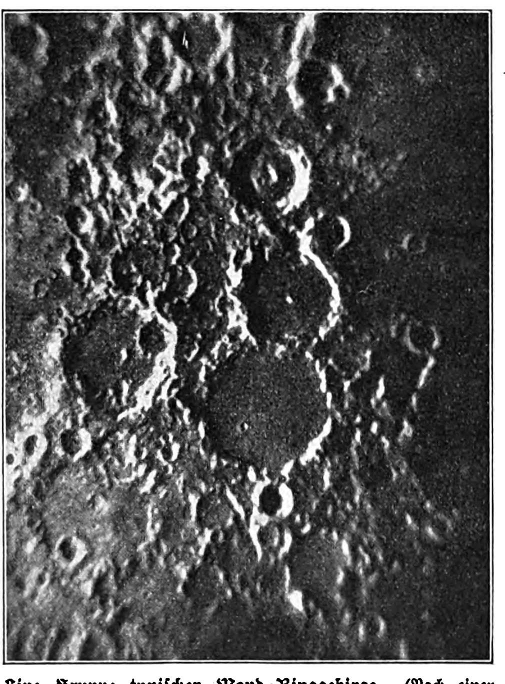
Links das Mondgebirge Kopernikus, ein typisches Ringgebirge. (Nach einer Photographie.) Rechts ein künstliches Ringgebirge, hergestellt von Ebert in Woodschem-Metall.



Entstehung eines Mondgebirges nach Nasmyth und Carpenter auf Grundlage der Vulkantheorie.

hoch springen, und bei einem Vulkanausbruch auf dem Monde wird die ausgeworfene Materie ungleich viel weiter fliegen als etwa bei einem Ausbruch unseres Vesuvs. Es kommt hinzu, daß die Mondkugel überhaupt aus einem leichteren Stoff besteht, wie alle subtilen Messungen mit großer Sicherheit ergeben haben. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse denken sich nun die englischen Forscher die Entstehung der Mondgebirge folgendermaßen: Zur Zeit als sich um die früher glühendflüssige Mondkugel infolge der Abkühlung die erste feste Hülle legte, drangen durch Poren in dieser Gesteinshaut die unter starkem Druck stehenden Glutmassen überall wieder empor. In einem weiten Bogen, so wie es das linke Bild oben auf dieser Seite zeigt, fiel die ausgeworfene Lava im Kreise rings um eine solche Eruptionsstelle nieder und bildete so den Ringberg, aus dessen Mittelpunkt der Mondvulkan immer neue Materie auswarf, den Wall vergrößernd. Endlich erschöpfte sich seine Kraft, die Stoffe flogen nicht mehr im Bogen fort, sondern nur noch senkrecht empor, fielen nieder und formten den Kegelberg, den wir so häufig im Innern der Mondkrater erblicken. Diese Periode eines Mondvulkans veranschaulicht das rechte Bild oben.

Wir konnten hier natürlich nur ganz oberflächlich dem Gedankengang der Engländer folgen, und auf den ersten Blick mag er sehr plausibel klingen. Wenn wir bedenken, daß man auf der viel größeren Erdkugel nur 300 Vulkane zählt, tätige und längst erloschene, während der kleine Mond gegen eine halbe Million solcher Objekte zeigt, wenn man ferner erwägt, daß selbst die größten irdischen Feuerberge winzig zu nennen sind im Verhältnis zu den enorm großen Kratern des Mondes, will diese Erklärung nicht recht befriedigen; müßte man doch annehmen, der ganze Mond sei ein einziger ungeheurer Vulkan gewesen. Weit näher scheint den Tatsachen eine andere Erklärung zu kommen, der sich neuerdings viele Forscher zugewandt haben. Sie gehen von dem Standpunkt aus, daß die merkwürdigen Ringberge blasigen Emporwölbungen des Mondbodens ihr Dasein verdanken. Loewy und Puiseux, die Herausgeber des Pariser Mondatlas, halten auf Grund ihrer Studien kaum eine andere Entstehung der Mondformen für möglich.



Eine Gruppe typischer Mond-Ringgebirge. (Nach einer Photographie.)

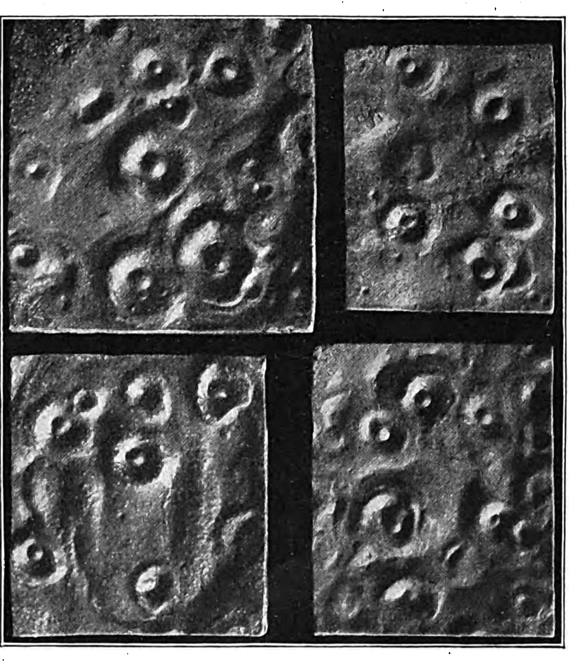
Wohl jeder hat schon einmal, um sein leibliches Wohl besorgt, den Küchengeheimnissen nachgespürt. Wurde da zufällig ein Brei bei schwachem Feuer gekocht, so konnte er beobachten, wie sich bei einer gewissen Dicke des Breies große Blasen bilden, die von den Wasserdämpfen, die der Brei abschloß, erzeugt wurden. Diese Blasen wölben sich in der Masse empor und platzen dann; ihre Ränder sinken langsam zurück, und es entsteht ein Gebilde, das mit jenen runden Mondgebirgen eine große Ähnlichkeit hat.

Daß die erste dünne Kruste einer Weltkugel durch die gewaltige Kraft der abgeschlossenen Gase blasenartig emporgewölbt werden kann, wird einleuchten. Die so entstehenden Gesteinsgewölbe werden an ihren höchsten Punkten diesem Druck nicht lange standhalten und bersten. Die Gewölbedecke geht in Trümmern nieder und nur die unteren Teile bleiben, einen Ring bildend, stehen. Es kann

nicht bezweifelt werden, daß manche der kleinen Ringberge so entstehen konnten, daß aber Blasen von 15 und mehr deutschen Meilen im Durchmesser auf diese Weise zustande kamen, wird vielen nicht einleuchten. Weit näher kommen wohl der Wahrheit die auf experimentellem Wege erhaltenen Resultate des Geologen Dahmer in Höchst. Es ist ihm gelungen, künstliche Mondkrater zu erzeugen, die eine überraschende Ähnlichkeit mit vielen Gebilden der Oberfläche unsrer Nachbarwelt aufweisen. Dahmer stellte einen Brei her, der aus ungelöschtem Kalk und Wasser, oder aus Gipspulver und geschmolzenem Paraffin bestand. Eine etwa 10 cm dicke Schicht wurde in ein Gefäß getan und von unten mit einer Gasflamme erhitzt. Die Masse begann dann zu sieden, und die entweichenden Dämpfe schleuderten Materie in die Höhe. Rings um eine solche Eruptionsstelle aber entstand (wohl infolge einer Wellenbewegung, wie sie ein von unten aus dem Wasser emporschießender Körper auch veranlaßt) ein kreisförmiger Wall. Brach man das Experiment im geeigneten Moment ab, so erkaltete die Masse; der Ringwall blieb bestehen, und auch die letzte Aufwallung der im Mittelpunkt ausbrechenden Materie erhielt sich in Gestalt eines Zentralberges, wie ihn so viele Mondgebirge zeigen. Je nach der Dicke des verwandten Breies und dem Grade der einwirkenden Hitze entstanden andere typische Mondformationen. Wir sind in der Lage, hierneben einige von Dahmer erzeugte künstliche Mondlandschaften photographisch wiedergeben zu können. Sie erscheinen (besonders wenn man die Kegel im Mittelpunkte der Krater betrachtet) zu glatt und rund gegenüber den wildzerrissenen Mondbergen; wir dürfen aber nicht vergessen, daß auf dem Monde offenbar Wasser und Luft viele Jahrtausende Gelegenheit hatten, am Gestein zu meißeln. Dahmer ist der Ansicht, daß die Erde erst in jenes Stadium eintreten muß, das auf dem Monde diese wilde Gebirgswelt aus hervorquellendem flüssigem Magma erzeugte. Er glaubt, daß diese feste Erdrinde später, wenn sich der erkaltende Erdkern mehr und mehr zusammenzieht, nicht mehr anpassungsfähig sein wird wie heute noch, wo sie sich senkt und faltet, entsprechend dem Schwinden des Kernes. Die riesenhaften, rissigen und faltigen Gewölbe der Rinde werden dann zusammenstürzen, die flüssige Masse des Innern überflutet alles, und in dem Gesteinsbrei entstehen in der beschriebenen Weise infolge der gewaltigen Dampfentwicklung jene Kraterformen. — Mit dieser Ansicht wird sich nicht jeder befreunden können. Eher möchten wir glauben, daß jene wildzerklüftete Oberfläche des Mondes in frühen Tagen seiner Entwicklung gebildet wurde, und daß wir sie heute noch sehen, weil Luft und Wasser auf dieser Welt schnell verschwanden, ehe noch die Verwitterung die Spuren, die die Gewalten des Feuers erzeugt, verwischen konnte. — In eine viel frühere Zeit verlegt auch Ebert die Entstehung der Mondgebirge, dem es gleichfalls gelang, außerordentlich schöne, künstliche Ringgebirge auf sehr einfache Weise herzustellen. Man vergleiche zum Beispiel das Mondgebirge Kopernikus mit der daneben gesetzten Photographie eines von Ebert geschaffenen Ringberges. Es ist entstanden durch langsames, stoßweises Hervorsprudeln eines leichtflüssigen Metalles (Woodsches Metall) aus einer Öffnung. Wir wissen, daß die Anziehung des Mondes die Wassermassen der Erde zu einer großen Flutwelle türmt. Ebbe und Flut entstehen auf diese Weise. Viel gewaltiger muß die



Künstliche Mondkrater. Durch Aufstürzen eines Steines in Mörtel erzeugt von Bruno H. Bürgel.



Künstliches Mondgebirge. Hergestellt von Dahmer durch Aufkochen eines Kalkbreies.

mächtige Erde auf den Mond gewirkt haben. Der noch glühend flüssige Gesteinsbrei des Mondes ist nach Ebert infolge der Anziehung der Erde aus Löchern in der Mondrinde damals periodisch ausgetreten. Nicht alles floß zurück, sondern ein Teil des ausgetretenen Materials erstarrte und bildete die Ringwälle. Als sich die Ausflußöffnung verkleinerte, das Magma dickflüssiger wurde, wallte es nur noch schwach empor und erzeugte so den Kegelberg in der Mitte. Auch diese Ansicht hat viel für sich und wird durch das Experiment sehr gestützt.

Zum Schluß soll aber auch die merkwürdige Hypothese Erwähnung finden, die eine Zeitlang viel von sich reden machte und unter dem Namen „Aufsturzhypothese" bekannt ist. Läßt man in eine Masse, die eben zu erstarren beginnt, zum Beispiel in Mörtel, aus einiger Höhe Steine fallen, so entstehen Bildungen, die ebenfalls starke Ähnlichkeit mit den Ringgebirgen unseres Nachbars haben. Wir bilden hier S. 133 ein künstliches Mondgebirge ab, daß der Verfasser durch Fallenlassen eines Steines in einen Mörtelkasten erzeugte. Es ist allerdings aus etwa zwanzig Versuchen als bestes Resultat gewählt worden. Der Kegel in der Mitte kommt häufig nicht zustande.

Verfolgt man mit Hilfe kinematographischer Aufnahmen das Einschlagen eines Körpers in einen Brei, wie es unsere Bilder zeigen, so kann man erkennen. wie der Ringwall gebildet wird. Was hat das nun aber, so wird man fragen, mit dem Monde zu tun, und was soll diese Kraterlöcher in den Mondboden geschlagen haben? Es ist bekannt, daß „Meteorsteine", Gesteinsmassen von sehr verschiedener Größe, zu Milliarden das Weltall durchziehen. Wir wissen heute, daß die Kerne der Kometen überhaupt nur aus solchen Gesteinsmassen bestehen. Oft auch fallen diese Körper, der Anziehung der Erde gehorchend, zu uns nieder. Im Museum können wir diese Mineralmassen, die aus dem Weltenraum kommen, bewundern. Zumeist handelt es sich ja um winzige Teilchen, die wir als „Sternschnuppen" am Himmel dahinschießen sehen, und die vollkommen verpuffen; es sind aber auch schon Massen von vielen tausend Kilogramm Gewicht niedergefallen. Der von Peary nach Newyork geschaffte grönländische Meteorblock wiegt 40000 kg. Die Anhänger der Aufsturztheorie meinen nun, daß ungeheure Meteorsteinfälle auf den Mond, zu einer Zeit, als seine Oberfläche noch plastisch war, jene Ringberge und Krater hervorriefen. — Diese Ansicht hat so viel Unwahrscheinliches, daß man nicht recht versteht, wie sie eine Zeitlang durch Männer von Ruf verteidigt werden konnte. Es müssen ja Blöcke von Weltkörpergröße gewesen sein, die Löcher von 10 und 20 Meilen Durchmesser in die Rinde des Mondes schlugen. Abgesehen von dem rätselhaften Loch im Canon Diablo, das wir eingangs erwähnten, finden wir auf Erden keine Spuren solcher Meteorsteinstürze, und müssen auch aus anderen Gründen an die Existenz so riesenhafter Meteormassen zweifeln.

Eines aber zeigen uns all diese Betrachtungen: selbst diese Nachbarwelt, die wir mit tausend Einzelheiten vor Augen haben, durch deren Gefilde wir wenigstens im Geiste unablässig spazieren können, ist für uns voller Rätsel, von denen nur eines, das augenfälligste, hier besprochen wurde. Schon wenige tausend Meilen fern von unserer Erde treffen wir ganz andere Verhältnisse, ganz andere Möglichkeiten. Keine Phantasie ist imstande, sich auszumalen, wie bizarr uns Bewohnern der Erde die Erscheinungen, ja vielleicht das Leben auf anderen Welten anmuten würden.

Heimkehr.

Novelle von T. Resa. (Fortsetzung.)

Angèle stürzte zum Fenster und drückte ihre Geige ans Herz. Sie war noch da! — sie hatte sie noch — er hatte sie ihr gelassen — wenigstens heute noch! Daß Herr Gutmann eher von seinem eigenen, knapp bemessenen Gelde eine Geige gekauft und statt dieser gepfändet hätte — womit er seinem Namen alle Ehre machte —, ahnte sie ja nicht. „Dem Engelskind sei einzig' Freud' nehme — dös geschieht net! Man hat sozusage aach noch e Herz, wenn mer aach Exekutor spille muß," entschuldigte sich Herr Gutmann über diesen Fall vor seinem eigenen Gewissen.

Angèle drückte die weiche, tränennasse Wange an die braune Brust der Freundin, der einzigen, die ihr geblieben in ihrer Verlassenheit. Leise, zitternde Töne weckte der Bogen, die allmählich fester wurden, weinten, schluchzten und klagten und sich endlich erhoben zu sehnsüchtiger Süße. Ihre ganze liebeverlangende, vereinsamte Kinderseele klagte und lebte darin, und das Kind vergaß in ihnen eine kurze Weile die Einsamkeit und Härte, die Armseligkeit und Not des Lebens, das sie führte. Ein verträumtes Licht in den Augen, lehnte sie am Fenster. Der Vogel war auf ihre Schulter geflogen und lauschte mit drollig schiefgedrehtem Kopf dem Liede.

Plötzlich flog er schwirrend auf, und Angèle ließ den Bogen sinken. Ein älterer, korpulenter Herr stand im Vorgarten hinter dem Rosenrondel und lüftete jetzt verlegen den Hut, Angèle errötete tief, mehr vor Ärger als Schreck. Da hatte sie in ihrem Schreck über Herrn Gutmann vergessen, die Garten-





Ein guter Fang. Nach einem Gemälde von Adolf Eberle. Phot.-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

tür hinter ihm zu verschließen. Zum zweitenmal wurde sie belauscht und überrascht. Und diesen alten Herrn, der hinter dem goldenen Kneifer so komisch zwinkerte und schielte, hatte sie in letzter Zeit so oft auf ihren Wegen angetroffen, daß es ihr schon aufgefallen war. Ja, sie hatte ihn dabei ertappt, Erkundigungen über sie einzuziehen; das Ladenfräulein in dem Geschäft, wo sie ihr Papier kaufte, hatte ihr kichernd zu der „Eroberung“ gratuliert. Nun kam er gar in den Garten. Unwillig und abweisend ruhte ihr Blick auf ihm.

Der Fremde war unterdessen näher getreten und nahm den Hut nun ganz ab, was ihn, da er eine mächtige Glatze hatte, nicht verschönte. „Mein Name ist Beutler!“ stellte er sich vor. „Ich wollte mir die Ehre nehmen, Frau Odendal —“

„Mama ist ausgegangen!“ sagte Angèle kurz. Heimlich atmete sie auf — Gott sei Dank, sein Interesse galt nicht ihr, sondern Mama.

Herr Beutler dienerte. „Das Fräulein Tochter also? Freue mich — freue mich sehr. Hab' schon oft gewünscht, einmal das Vergnügen zu haben. Und wann könnte ich hoffen, die Frau Mama daheim anzutreffen?“

„Mama kommt wohl kaum vor Abend zurück,“ erwiderte Angèle, dem Vogel wehrend, der ihr um den Kopf flog.

Herr Beutler betrachtete das reizende Bild, das sie so unbewußt bot, mit gerührtem Entzücken.

„Vielleicht hätten Sie dann die Liebenswürdigkeit, der Frau Mama zu bestellen, daß ich sie um die Ehre bitte, heute im Kurhaus mit mir zu soupieren. Um neun Uhr würde ich den Wagen heraufschicken. Wollen Sie? Aber bitte recht schön, nicht vergessen! Ich möchte etwas Wichtiges mit der Frau Mama besprechen.

Angèle versprach es und erwartete nun etwas ungeduldig, daß sich Herr Beutler entfernen möchte. Sie mußte zur Arbeit. Er blieb aber stehen und druckste sichtlich an irgend etwas. Endlich platzte er heraus: „Sie spielen aber wunderschön, Fräulein Odendal.“

Angèle errötete. „Ich? — O, ich bin noch ganz Anfängerin.“

„Nein — o nein!“ rief Herr Beutler, und ein Ausdruck ehrlichster Bewunderung verschönte sein häßliches Gesicht. „Sie sind ein großes Talent, eins von den begnadeten. Ich bin freilich nur ein Laie, aber so viel versteh' ich. Sie werden dies Talent doch auf jeden Fall ausbilden lassen?“

Angèle senkte den Kopf. „Sie sind sehr freundlich in Ihrem Urteil,“ antwortete sie stockend, „indessen — so groß ist es kaum — und dann —“ Sie schwieg.

„Doch — doch!“ widersprach er eifrig. „Das muß ich doch gleich mal mit der Frau Mama besprechen. Wär' ja geradezu 'ne Sünde, so was brachliegen zu lassen. Also nochmals: hab' mich recht sehr gefreut, und um neun Uhr kommt der Wagen. Gelt — Sie vergessen's schon nicht? Auf Wiedersehen, ganz gewiß — empfehl' mich.“

Er schüttelte ihr durchs offene Fenster die Hand und entfernte sich nun so rasch, daß ihn Angèle nicht mehr einholte, als sie herauskam, um diesmal die Gartentür zu schließen. Seltsam froh und getröstet setzte sie sich dann zur Arbeit. Sie wußte selbst nicht warum — vielleicht, weil sie seit langer Zeit einmal wieder ein freundliches und anerkennendes Wort gehört hatte. Das tat wohl und weh zu gleicher Zeit. Denn der alte Herr ahnte ja nicht, daß er mit seiner Bewunderung die schmerzlichste Saite in ihrer Brust berührt hatte, daß die Brücke zerbrochen war, die in das goldene Land der Kunst führte, und daß ihr die geliebte Kunst, die Zweck und Inhalt ihres Lebens hatte werden sollen, nur noch ein Trost in seltenen Stunden sein durfte. Wie lange noch? Vielleicht nahm Herr Gutmann morgen schon die Geige mit fort.

Es war gut, daß die Schreibarbeit alle ihre Gedanken in Anspruch nahm — sie hatte nicht einmal Zeit zur Trauer.

Im Kurgarten konzertierte die Kurkapelle. Eine bunte, lachende, plaudernde und flirtende Menge promenierte auf dem breiten Platz vor dem Musikpavillon hin und her — ein Bild, das sich in seinen Einzelheiten stets veränderte und in seiner Gesamtheit doch stets das gleiche blieb. Ein stetes Begegnen und Vorübergehen, Suchen und Finden, Lachen und Schmollen; gleichgültiges Übereinanderwegsehen oder interessiertes Beobachten, taufrische und verlebte Gesichter, strahlende und müde Augen, blasierte und lebenshungrige Mienen. Viel geschminkte Damen in extravaganten Toiletten, hinter denen andere die Köpfe zusammensteckten. Gesellschaftstypen — viel Ausländer. Dort wieder raffiniert einfache Toiletten, einem der tonangebenden Ateliers in Paris oder London entstammt. Manche Erscheinungen die Mondisance förmlich herausfordernd — wie da die Dame mit dem Bronzeteint und den „unwahrscheinlich“ großen, samtschwarzen Wunderaugen, eine vornehme Indierin vom Fuße des Himalaja. Sie promenierte schon wieder an der Seite des hochgewachsenen Schutztruppenoffiziers, der seit einer Woche ihr steter Begleiter war. Der Gatte der exotischen Schönen saß gelb und mit einer pergamentartig zusammengeschrumpften Leidensmaske an der Böschung des Teiches, wohin der braune, indische Diener seinen Rollstuhl geschoben hatte. Er fütterte die Schwäne, die über die Rasenböschung zu ihm heraufgewatschelt kamen, um ihm die Semmelbrocken aus der Hand zu nehmen. Das schöne Paar, das sich soeben mit der Indierin und dem Schutztruppenleutnant begrüßte, waren Großindustrielle aus der Mark. Schön, jung und reich — ein geradezu ideales Paar, dem mancher neidische Blick folgte. Daß sich der kluge, feinsinnige Mann neben der hübschen, aber hohlen, geputzten Puppe, die nichts als ihre Toiletten und ihre Vergnügungen im Kopfe hatte, zu Tode langweilte, sich verzehrte in seelischer Einsamkeit, wußte ja niemand. Die hellblonde Beauté mit den weichen, etwas großen Zügen und der entzückenden Figur, eine Polin, hatte gleich mehrere Verehrer neben und hinter sich, Herren der Lebewelt, während ihre großen, schwarzumrandeten Augen nur den schönen Kapellmeister suchten. Dort den beiden, rührend gleich gekleideten jungen Mädchen mit den rosa Schärpen über den weißen Batistkleidern sah man auf tausend Schritte die kleine Provinzstadt an, „wo die Schnellzüge nicht halten“. Ihre gesunden, rotbackigen Gesichter strahlten in dem Bewußtsein, sich einmal in Wirklichkeit „in der großen Welt“ bewegen zu dürfen. Über all dem Gewühl aber lachte die Sonne des Frühlingstages, schwebte der Duft des blühenden Flieders, der in dicken weißen und lila Dolden überall blühte, und fluteten die Töne des prickelnden Straußschen Walzers, den die Kapelle eben spielte.

Vor dem Kurhaus ebbte die Woge der Lebenslust etwas ab. Hier saßen die Alten, die nicht mehr mitmachten und sich nur „den Rummel“ mal ansahen oder ihre Jugend begleitet hatten. Hier saßen in ihren Rollstühlen auch die Kranken, und unter ihnen sah man manches junge Gesicht mit scharf eingegrabenem Leidenszug und großen, lebenshungrigen Augen. Voll bitteren Neid oder mit stummer Resignation sahen sie drüben in der Sonne ihre Altersgenossen leichtfüßig vorübergehen — lachend, flirtend und gesund. Ach — so gesund! Hier saßen an kleinen, zierlich gedeckten Tischen auch die Behäbigen und Gesetzten, die bei einer Tasse Kaffee das Konzert genießen wollten und dabei ein bißchen Klatsch austauschten. Das vertrieb so angenehm die Zeit. Hier hatte sich auch Frau Frizzi für eine Weile niedergelassen, nach-

dem sie umsonst immer wieder den Menschenstrom nach ihrem „Verehrer“ durchsucht.

Die dicke Stadträtin nahm die Lorgnette vor die Augen, nachdem sie ein wenig von Frau Frizzi abgerückt war. „Zu komisch, was mer heutzudag alles zu sehe kriegt — Sehe Sie nur, Frau Apotheker, da drübe die alt' Schachtel! — Was e Geschbenst, gelle? Es is die Meeglichkeit: siebzig Jahr und e zaundürr' Geripp' und ganz schlohweiß und daderzu das weiß' Schbizzekleid!“

„No — warum aach net, Frau Schtatträtin — 's is e Ferschtin, die kann sich dös erlaube. Gibt als Leut', die havve mehr Schulden als Haar' auf dem Stiftekopp — und schleife Schbizzeröck' im Dreck 'erum, wo noch kei Faden bezahlt is —“

„Und rauschen mit seidne Jupons — gelle, wo e anstänniger Mensch sich schenieren tät' üver den Luxus —“

Frau Frizzi horchte auf — sprachen die etwa gar — von ihr?

„Torschlußpanik, Frau Schtatträtin — muß sich dranhalte, daß sie noch e Dummen find't, ein'n, der die Sach' wieder in die Reih' bringt. 's is Zeit — die Schmier' und der Puder helfe nix mehr, und die groß' Tochter is aach im Weg.“

Frau Frizzi stieß heftig ihren Stuhl zurück. Sie konnte sich kaum mehr darüber täuschen, daß von ihr die Rede war, auch ohne die anzüglichen Blicke der beiden „alten Spinnen“. Tief verstimmt mischte sie sich in den Strom der Promenierenden. Es war im Grunde doch ein elendes Klatschnest, dieses Weltbad. Sie kannte die beiden Klatschbasen nicht einmal. Vergebens spähte sie nach Herrn Beutler aus. Da — die alten Bekannten aus früherer Zeit — wie kalt sie an ihr vorbei sahen. Ein eisiger Schreck durchzuckte sie plötzlich — wenn Herr Beutler abgereist war — aber nein, nein! so etwas tat der Mann nicht. Er hatte eben eine Abhaltung gehabt — es war ja keine Verabredung getroffen worden. Und nun kam er auch nicht mehr. Das Konzert war zu Ende, und der Hauptstrom der Fremden verlief sich bis zum Abend. Nur vereinzelte Gruppen blieben bei einem Eisgetränk oder einer Tasse Kaffee an den Tischen sitzen. Auf dem Platz vor dem Musiktempel jagten sich elegant gekleidete Kinder. Hin und her saß noch ein Kranker in der Abendsonne. Frau Frizzi verließ den Kurgarten und schlenderte durch die Kolonnaden die breite Platanenallee herab, die jenseits der Fahrstraße elegante Läden und Hotels begrenzten. Hier traf sich um diese Zeit, ehe Theater und Abendkonzerte begannen, alles, was jung war oder sein wollte, die ganze müßige, elegante Lebewelt. Vor den luxuriösen Auslagen mit ihren tausend lockenden, gleißenden Nichtigkeiten, vor den Spiegelscheiben der Cafés staute sich zuweilen der Menschenstrom. Hier war das Bild der neuen Operndiva ausgestellt, dort ein neues Tafelblumenarrangement — Frau Frizzi ließ sich treiben. Sie war müde vom vergeblichen Hoffen und Warten, gereizt und übellaunig. Die Schaufensterauslagen kannte sie auswendig, und mehr als eins erweckte die unbehagliche Mahnung an unbezahlte Rechnungen. Und — plötzlich fiel es ihr auf — niemand kümmerte sich um sie. Die Herren, die ihr begegneten, sahen gleichgültig über sie weg. Ein bitteres, tief ernüchterndes Gefühl stieg in ihr auf. Hatten die beiden alten Klatschbasen denn recht? War es wirklich die höchste Zeit, daß sie noch einen „Dummen“ fand? War sie denn nicht mehr die „schöne Frau“, die „fesche Frau Frizzi“? Sie fühlte sich auf einmal todmüde. Sie mußte nach Haus, mußte ruhen, um wieder frisch zu sein — frisch und schön! Sie mußte ja schön sein!

Unter den breitausladenden Kronen der Kastanien webten schon die Abendschatten. Die Straße lag dick voll abgefallener Blüten. Wie in eine andere Welt trat sie nach dem Licht und Lärm in diese blaue Dämmerung. Aus allen Vorgärten der Villen duftete es nach Flieder und frühem Jasmin. Der Goldregen leuchtete matt durch das Dämmern. Vor ihr her ging der Laternenanzünder, und das aufflammende Gas ließ einzelne Baumkronen golden überstrahlt hervortreten. Die Bergstraße herab, ihr entgegen, kamen verspätete Spaziergänger, Ehepaare mit ihren Kindern, die Girlanden von jungem, seidengrünem Buchenlaub um die Hüte trugen, Gymnasiasten mit bunten Mützen, im seligen Genuß der verbotenen Zigarette. Alte Herren — zuletzt Liebespaare, die sich an den Händen hielten und hinter jeden dicken Baumstamm verstohlene Küsse tauschten. Sie alle gingen heim, sie alle erwartete wohl ein trauliches, sicheres „Zuhause“. Die müde Frau preßte die Hand aufs Herz. So war auch sie einst „heim“gegangen. Und heute — was erwartete sie heute, wenn sie heimkehrte? Kahle Wände, schlechtes, zusammengeborgtes Essen und die schweigsame, abgespannte Tochter, deren blasses, übermüdetes Aussehen ihr ein unbequemer Vorwurf war. Die große Tochter, die den Freiern „im Wege“ war.

Sie hatten wohl recht! Vielleicht hätte sie längst wieder ein reiches, trauliches Heim und einen Mann, der sie vergötterte — ohne die unbequeme Zugabe: die erwachsene Tochter. Ihr Herz verhärtete sich bei dem Gedanken noch mehr.

Das Haus lag still in dem weichen Blau der wachsenden Schatten. Stark duftete der Goldlack, und über das Tal, dessen Lichter im Grund aufblitzten, trug der laue Abendwind den Duft des Bergwaldes herüber. Die Fenster waren dunkel, und auf das helle Anschlagen der elektrischen Türglocke kam niemand, ihr zu öffnen. Frau Frizzi mußte sich

selbst die Tür aufschließen, und die kleine Mühe war ihr unbequem. Im Eßzimmer war der Tisch noch ungedeckt. Verdrießlich sank sie auf einen Stuhl, legte den Hut ab und streifte die langen Handschuhe von den Fingern. Sie fand es unerhört, um diese Zeit das Abendbrot nicht fertig zu finden. Wahrscheinlich hatte sich das nachlässige Ding, die Angèle, zu spät darauf besonnen und rannte nun noch in der Stadt in den Läden herum. Übellaunig, müde und hungrig saß sie wartend. Endlich erhob sie sich und knipste das elektrische Licht an. Wie kahl der Raum war, wie öde und ungastlich! Wie häßlich die fleckige Tapete, der teppichlose Boden. Da lag auch Schmutz: eine breite Männersohle hatte sich auf der Diele abgedrückt — gerade hier? In einer jähen, schreckhaften Ahnung bückte sie sich und drückte auf die verborgene Feder im Getäfel. Die Tür sprang auf, und sie sah die wohlbekannten blauen Marken — Herrn Gutmanns Werk.

Eine unbändige Wut stieg wie eine heiße Blutwelle in ihr auf. Also auch der letzte Besitz verpfändet, die letzte Geldquelle versiegt. Verzweifelt rang sie die Hände. — Draußen wurde jetzt die Tür geöffnet, und ein leichter, rascher Schritt näherte sich. Angèle, erhitzt und rosig vom raschen Lauf, trat ein, blieb aber erblassend an der Tür stehen. „Mama!" stammelte sie kläglich.

Zornfunkelnden Blickes maß sie die Mutter. „Wie konnte das hier geschehen?"

„Mama, sei doch nicht so böse! Du hattest die Gartentür zu schließen vergessen — ich legte gerade Teelöffel und Messer weg. Herr Gutmann sah es durchs Fenster — er erschreckte mich so furchtbar —"

„Schweig!" herrschte die Mutter sie an. „Ausreden weißt du stets. Aufpassen hättest du sollen. Vielleicht weißt du nun auch, von was wir jetzt eigentlich leben sollen, nachdem deine Faulheit und Nachlässigkeit mir die letzte Möglichkeit, Geld zu schaffen, genommen hat."

Das Kind preßte die Lippen fest zusammen. Sie dachte wohl, daß sie schon recht lange „wissen" mußte, wovon sie beide lebten — wenigstens soweit es sich um Nahrung und Notdurft handelte. Aber das meinte Frau Frizzi ja nicht. Was sie unter „leben" verstand, war Theater- und Konzertbesuch und Luxussachen. Und die konnte sie von ihren paar mühselig erarbeiteten Pfennigen freilich nicht bestreiten.

Frau Frizzi wußte ganz gut, daß sie selbst an dem Unglück schuld war — sie hatte eben die Gartentür offen gelassen, so daß Herr Gutmann, ohne zu schellen, in den Garten kommen konnte. Aber wie alle zornigen Menschen suchte sie ihren Zorn an irgend jemand auszulassen, und das wehrlose Kind war ihr dazu gerade recht.

„Geh mir aus den Augen!" rief sie — das dumme Ding verteidigte sich ja nicht einmal.

Angèle hing den Kopf. „Ich will nur noch einen Auftrag ausrichten — ein Herr Beutler war hier —" Erschrocken hielt sie inne.

Frau Frizzis Gesicht war kalkweiß geworden. „Hier?!" rief sie außer sich. „In dieser bettelhaft kahlen Stube? Und du ließest ihn herein, ließest ihn sehen, wie es um uns bestellt ist? Ungeratene! Hab' ich dir nicht wieder und wieder streng verboten, jemand hier herein zu lassen?"

„Er ist ja auch gar nicht hereingekommen!" rief Angèle flehend. „Er hat ja nur am Fenster gestanden — nur am Fenster, wirklich, Mama!"

„Nur am Fenster," äffte ihr die Mutter nach. „Alberne Närrin, genügt das etwa nicht? Und wie kam er überhaupt in den Garten — nun?"

Des Kindes Augen füllten sich mit Tränen. „Ach Mama, vergib! Herr Gutmann hatte mich so furchtbar erschreckt — und da — da — hatte auch ich vergessen, die Gartentür zu schließen."

„Aber die Schelle schlägt doch beim Öffnen an — das mußtest du doch hören — wie?" rief Frau Frizzi, zitternd vor Zorn.

Eine tiefe Röte überflutete die blassen Wangen Angèles. Sie wußte, welchen Sturm sie entfesselte, wenn sie die Wahrheit sagte — doch ihr reines Herz dachte nicht einmal an eine rettende Lüge.

„Ich spielte, Mama, und überhörte wohl das Anschlagen der Schelle."

„Du spieltest — sieh da!" nickte Frau Frizzi mit unheimlicher Ruhe. „Also dein elendes Gedudel ist schuld, wenn jetzt alles zusammenbricht, was ich seit Wochen mit unendlicher Geduld aufgebaut. Gerade dieser Mann durfte um keinen Preis erfahren, wie es um uns steht, keinen Einblick in dieses zerstörte und ausgeplünderte Heim gewinnen. O Gott, es ist zum Rasendwerden! Er hätte mich geheiratet — in Reichtum und Luxus hätte ich leben können — schon hielt ich's in der Hand. Nun aber wird er sich schön hüten, mit solchem Bettelvolk sich einzulassen, wie wir es sind."

„Er hätte es doch erfahren müssen, Mama, einmal mußte er's doch erfahren —"

„Närrin — was verstehst du davon?" unterbrach sie die Mutter, durch den Einwurf nur noch mehr gereizt. „Natürlich hätt' er's erfahren — aber erst, nachdem ich sein Wort hatte. Du allein bist schuld. Aber wart' — ich will dir schon helfen, künftig besser aufzupassen —"

Mit drei Schritten war sie am Fenster, ergriff die Geige und zerschmetterte sie mit einem einzigen Schlag gegen die scharfe Ecke des Tisches. Mit einem seufzenden Klang, der fast etwas menschlich Klagendes hatte, zersplitterte sie. Den Griff, der in Frau Frizzis

Hand blieb, schlug sie dem Kind hart ins Gesicht, ehe sie ihn ihr vor die Füße warf.

„So!“ sagte sie im Gefühl befriedigter Rache aufatmend, „da fühle, wie es tut, wenn einem das Letzte genommen wird. Und was ist dieses armselige Wimmerholz gegen mein Glück!“

Über des Kindes schneebleiche Wange sickerten große Blutstropfen aus einer Schläfenwunde, die ein scharfer Splitter ihr gerissen. Sie achtete nicht darauf. Stumm kniete sie nieder und las die Trümmer der geliebten Geige in ihr Schürzchen. Bei den letzten Worten aber blickte sie zu der Mutter auf.

„Dein Glück?“ fragte sie voll schmerzlichem Vorwurf. „Hast du Papa denn so ganz vergessen? Und der alte Mann sollte wirklich dein Glück —“ Sie verstummte vor dem Blick der Mutter.

(Schluß folgt.)

Machiavellis Fürstenspiegel.

Zum 400. Geburtstag des „Principe“. Von Otto Kahn, Mailand.

Mit drei Illustrationen.

Vor gerade 400 Jahren, im Spätjahr 1513, ist ein Werkchen entstanden, das trotz seines bescheidenen Umfanges von kaum hundert Seiten im Oktavformat Fürsten und Staatsmänner, Philosophen und Theologen, die Kritik und das Publikum zu leidenschaftlichen Kämpfen geführt hat: der „Principe“ von Niccolò Machiavelli.*) In Italien wird das Büchlein als Musterwerk feinster Prosa in den Schulen gelesen, in Deutschland verbreitet die Schule hinwieder ein absprechendes Urteil über die Schrift des Florentiner Sekretärs, weil Friedrich der Große in jungen Jahren, als er von den Idealen des Aufklärungszeitalters erfüllt war, seine berühmte Widerlegung, den „Anti-Machiavell“, geschrieben hat. Von den einen ist Machiavellis Fürstenspiegel als höchste Leistung theoretischer Staatskunst in den Himmel erhoben worden, die anderen aber haben es als höllische Ausgeburt eines bösen Gemütes verdammt. Es ist klar, daß ein Werk, das Gegenstand solch leidenschaftlicher Kämpfe ist, eine bedeutende geistige Leistung darstellt. Ehe wir es versuchen, uns mit dem Buch auseinander zu setzen, wollen wir die besonderen politischen und persönlichen Umstände, in denen der Verfasser lebte, näher beleuchten, weil ja auch das Geisteswerk ein Erzeugnis seiner Zeit ist und als solches besonderen Einflüssen unterliegt, die klarzustellen sind, will man zu einem objektiven Urteil kommen.



Niccolò Machiavelli. Nach einem Gemälde von Santi di Tito in der Sammlung von Langton Douglas in London.

Vierzehn Jahre lang hatte Machiavelli als Sekretär der Kriegskanzlei seiner Vaterstadt Florenz treu gedient, in bescheidener Stellung, aber mit einem außerordentlichen Eifer und großer Liebe zur Sache, die seine persönlichen Interessen immer zurücktreten ließen. Ihm, dem bescheidenen Sekretär, waren wichtige diplomatische Missionen aufgetragen worden, wenn es sich darum handelte, durch Verschleppung kriegführende Mächte von Einfällen in das Gebiet der Republik zurückzuhalten, ohne ihre Forderungen zu erfüllen. Als unscheinbarer „Agent“, ohne den Rang und die Vollmachten eines Gesandten, war er bei Cäsar Borgia, dem Sohne Alexanders VI., in der Romagna, bei Ludwig XII. in Frankreich und bei Kaiser Max I. in Tirol gewesen und hätte, kümmerlich ausgerüstet, schlecht bezahlt und mangelhaft informiert, die undankbare Aufgabe gelöst, diese Herren durch Worte abzuspeisen. Aber auf diesen Missionen konnte der florentinische Sekretär einen unschätzbaren Gewinn anderer Art einheimsen: er konnte das Getriebe der damaligen Weltpolitik, ihr Intrigenspiel und die Anwendung ihrer Machtmittel aus unmittelbarer Nähe studieren. Ein wißbegieriger und offener Kopf

*) Eine deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel „Machiavellis Buch vom Fürsten“ unter Nr. 1218/19 in Reclams Universal-Bibliothek.

hatte er sich mit der humanistischen Bildung seiner Zeit, der Kenntnis des Altertums, versehen, seine lange Tätigkeit in der Kanzlei hatte ihn mit den Gewohnheiten des schriftlichen diplomatischen Verkehrs bekannt gemacht, und nun hatte er die unendlich wertvolle Gelegenheit, seine theoretischen Kenntnisse durch Beobachtung auf dem Felde der zeitgenössischen Praxis zu ergänzen und seine politische Bildung zu vollenden. Ausschlaggebend war seine Mission nach der Romagna ins Lager des Cäsar Borgia. Hier konnte er einen Condottiere beobachten, der sein Ziel, sich in Zentralitalien ein eigenes Reich durch Ausrottung der zahlreichen Stadt-Tyrannen zu gründen, mit einer schrankenlosen Rücksichtslosigkeit, mit einer wilden Kraft und mit einer skrupellosen Verschlagenheit verfolgte, wie sie die Welt nie mehr in einem Geschöpf vereinigt gesehen hat. Bei der allgemeinen sittlichen Verwilderung seiner Zeit, bei ihrer politischen Unordnung und Gärung schien ihm ein Mann wie Cäsar Borgia der einzige zu sein, der die unendlichen Schwierigkeiten, einen neuen Staat zu gründen, mit Feuer und Schwert überwand und auf den Trümmern der zahlreichen italienischen Einzelstaaten das aufrichtete, was Machiavellis Traum und Sehnsucht war: das einige Italien.

Der Plan, seinen Leitfaden für den Fürsten zu schreiben, hat Machiavelli ein Jahrzehnt lang bei sich getragen. Ein großes persönliches Unglück gab ihm die plötzliche Muße dazu: als die republikanische Regierung fiel und die Mediceer restauriert wurden, verlor Machiavelli sein Amt, wohl weil die Monarchisten ihn für einen leidenschaftlichen Anhänger der Republik hielten, der er so lange gedient hatte. Machiavelli wurde durch einen Beschluß der Signoren vom 7. November 1512 abgesetzt: „bassaverunt, privaverunt et totaliter amoverunt“ heißt es in dem Dekret. Das war für den Sekretär, der gewöhnt war, anständig aufzutreten und gut zu leben, und der außerdem vier kleine Kinder zu ernähren hatte, ein harter Schlag. Um so mehr müssen wir die Selbstbeherrschung und die Seelenruhe bewundern, die er entfaltete und die es ihm ermöglichten, ein so wertvolles Werk wie seinen Fürstenspiegel zu schaffen.



Grabmal Machiavellis in der Kirche Santa Croce.

Einige Zeit nach dem Eintritt seines Unglücks zog sich Machiavelli auf ein kleines Landgut, die „Villa“, zurück, die er bei San Casciano im Pesatal an der nach Siena führenden Straße besaß. In dieser Zurückgezogenheit schrieb er den Fürstenspiegel, und wir sind über die Entstehungsgeschichte dieses großen Werkes ausgezeichnet unterrichtet. Machiavelli hat sie selbst nämlich einem Freunde, dem Francesco Vettori, florentinischen Gesandten an der päpstlichen Kurie, in einem Briefe erzählt, der zu den ergreifendsten menschlichen Bekenntnissen gehört und zu den schönsten Dokumenten aus der Renaissance, die auf uns gekommen sind. In diesem vom 10. Dezember 1513 datierten Briefe erzählt Machiavelli, welches bedrückte und elende Leben er in diesem Neste führt, nachdem er es gewohnt war, mit den Großen der Erde umzugehen.

Am Morgen geht er, die Käfige selbst auf dem Rücken tragend, zum Wachtelfang. Dann beaufsichtigt er die Holzfäller, die in seinem Wäldchen arbeiten, und hat tausenderlei Ärger über seine Arbeiter und die Kunden, die ihn betrügen wollen. „Nachdem ich den Wald verlassen habe,“ so heißt es weiter, „gehe ich zu einer Quelle und von da zu einem Vogelherde mit einem Buche unter dem Arm, Dante oder Petrarka oder einem von den kleineren Dichtern, Tibull, Ovid und ihresgleichen. Dann gehe ich zur Wirtschaft an der Straße, spreche mit denen, die vorübergehen, frage nach den Neuigkeiten aus ihren Ländern und höre verschiedene Dinge und nehme mancherlei Geschmack und Menschenphantasie wahr. Dann kommt die Essensstunde, in der ich mit meiner Schar die Speisen verzehre, die mir meine bescheidene Villa und mein kleines Vermögen eintragen. Wenn ich gegessen habe, so kehre ich zum Wirtshaus zurück, und hier ist gewöhnlich der Wirt, ein Fleischer, ein Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit diesen lasse



Santa Croce in Florenz, wo Machiavelli begraben liegt. Links das Dante-Denkmal.

ich mich den ganzen Tag ein, indem ich Cricca und Triktrak spiele, und es kommt zu tausend Streitigkeiten und tausendfachem Ärger mit beleidigenden Worten. Meist spielen wir nur um einen Fünfer, und doch hört man uns bis San Casciano. Indem ich mich mit solchen Erbärmlichkeiten abgebe, rette ich mein Hirn vor dem Schimmel und lasse die Bosheit meines Schicksals aus, um zu sehen, ob es sich nicht endlich dessen schämt." Und dann verfällt der stellenlose Sekretär aus einem verbitterten und gedrückten in einen erhobenen und hoffnungsvollen Ton. „Wenn aber der Abend gekommen ist, so kehre ich nach Hause zurück, trete in mein Schreibgemach ein und ziehe an der Tür mein vor Schmutz und Schilf starrendes Bauerngewand aus, ziehe Hofgewänder an, und würdig bekleidet trete ich in die alten Höfe der Männer des Altertums ein, wo ich, von ihnen liebevoll empfangen, mich von der Speise nähre, die allein mir gehört und für die allein ich geboren wurde, wo ich mich nicht schäme, mit ihnen zu sprechen, und wo sie mir voll Menschenliebe antworten. Und vier Stunden lang spüre ich keine Langweile, vergesse jeden Kummer, fürchte die Armut nicht, erschrecke nicht vor dem Tode und versenke mich ganz in sie. Ich habe das aufgezeichnet, was ich aus den Unterhaltungen mit ihnen gezogen habe, und ein Werk ‚De Principatibus' geschrieben, wo ich mich nach besten Kräften in das Nachdenken über den Gegenstand vertiefe und darüber spreche, was eine Herrschaft ist, wie man sie erwirbt, wie man sie erhält und wie man sie verliert. Und wenn euch je ein Einfall von mir gefallen hat, so sollte euch dieser nicht mißfallen, und besonders einem neuen Fürsten sollte er willkommen sein, deshalb adressiere ich ihn an die Magnifizenz des Giuliano."

Dieser Brief zeigt uns klar, daß der Fürstenspiegel kein Gelegenheitswerk ist, wenn er auch für einen jungen Mediceerfürsten bestimmt war. Machiavelli wollte sich vielmehr seine Gedanken über die politische Not seines Vaterlandes vom Leibe schreiben, indem er aus den beiden geistigen Quellen schöpfte, die die Renaissance mit Vorliebe benutzte: den Lehren des klassischen Altertums und der Beobachtung der damaligen Gegenwart.

Im damaligen Italien vergingen und entstanden Herrschaften in unaufhörlicher Folge. In dem für den jungen Mediceer bestimmten Leitfaden vertritt Machiavelli nach dem Vorbilde, das ihm namentlich Cäsar Borgia gegeben, eine gewaltsame Machtpolitik, wie sie damals üblich, heute aber höchstens noch in Kolonialländern angewandt wird. Volksteile, die ihm feindlich sind und die er nicht auf gute Weise gewinnen kann, muß der Fürst mit List und Gewalt ausrotten. Vor keiner Grausamkeit darf er zurückschrecken, wenn es seine politischen Zwecke erfordern. Ohne mit der Wimper zu zucken, teilt Machiavelli die Grausamkeiten systematisch in zwei Klassen, in gut und in schlecht angewandte ein: gut angewandte sind solche, die der Fürst nur einmal begeht, um sich durch sie dann dauernd zu sichern, schlecht angewandte dagegen die, die mit der Zeit wachsen und sich vermehren, statt aufzuhören. An seiner Zeit verzwei-

selnd, muß Machiavelli immer wieder schlechte Mittel empfehlen, da mit guten nichts zu erreichen ist. Ein Fürst muß schlau wie ein Fuchs sein, um die Schlingen zu meiden, und stark wie ein Löwe, um die Menschen zu schrecken. Treulos muß er geschlossene Verträge brechen, wenn sie ihm schädlich sind. Immer werden sich schon Gründe finden, um den Vertragsbruch zu decken. Der Fürst muß seine Natur verbergen, sich verstecken und vortäuschen können. Wie muß Machiavelli am Menschen verzweifelt sein, um dem Fürsten solche Vorschriften geben zu können. Und dabei merkt man es dem Sekretär an, daß es ihm schwere Überwindung kostet, solche Lehren aufzustellen: Ja, wenn die Menschen alle gut wären, so wäre diese Lehre nichts wert, da sie aber schlecht sind und Dir die Treue nicht halten würden, so brauchst Du sie auch ihnen nicht zu halten. Und Machiavelli fühlt sich erst in dem Teile seines Werkes wohl, wo er die guten Ratschläge für den Fürsten verzeichnen kann: „Der Fürst soll die Dinge vermeiden, die ihn hassenswert und verächtlich machen. Hassenswert macht ihn vor allem, wenn er habgierig ist und nach dem Gut und den Frauen seiner Untertanen trachtet. Verächtlich macht es ihn, wenn man ihn für wankelmütig hält, für leichtsinnig, feige und unentschlossen. In seinen Handlungen soll man Größe, Mut, Würde und Stärke erkennen." Mit starkem Wirklichkeitssinn, der ihn von den doktrinären politischen Schriftstellern des Mittelalters gründlich unterscheidet, sieht er klar ein, daß neben guten Gesetzen ein starkes eigenes Heer die Grundlage ist, auf der die Selbständigkeit und Unabhängigkeit eines Fürsten und eines Volkes beruhen. Mit glühendem Hasse verfolgte er die Söldnerscharen, mit denen die italienischen Mächte damals Krieg führten und die nur rauben und plündern konnten. „Söldnerscharen und Hilfstruppen", so sagt er dem Fürsten, „sind unnütz und gefährlich; fremde Waffen fallen von Dir ab oder erwürgen und erdrücken dich. Eigene Waffen sind aber die, die aus Deinen Untertanen und Bürgern oder den von Dir Abhängigen bestehen." Nun ist uns der Gedankengang Machiavellis klar: er ersehnt einen Fürsten, der mit Feuer und Schwert, mit List und Verrat gegen die kleinen Tyrannen Italiens loszieht und die Fremden vertreibt. Hat er mit dem eigenen Heere aber seine Unabhängigkeit gesichert, so soll er sich dem Dienste des Staates widmen. Er soll seine Untertanen nicht bedrücken oder berauben, sondern ihnen gute Verwaltung und gute Gesetze geben. Im Schlußkapitel ruft er es aus, wie er diese radikalen Mittel nur empfiehlt, weil ihn die Not seines Vaterlandes jammert und er keine andere Rettung sieht: „Italien, vom König Karl durchzogen, von Ludwig ausgeraubt, von Ferdinand bezwungen und von den Schweizern beschimpft. Italien in schlimmerer Sklaverei als die Juden, in schwererer Knechtschaft als die Perser, zerrissener als die Athener, ohne Haupt, ohne Ordnung, zerschlagen, beraubt, zerlumpt, vom Feinde durchzogen!" Die Einigung und Befreiung seines Vaterlandes durch den Fürsten und sein Volksheer schwebte also dem Machiavelli vor, Jahrhunderte ehe dieser Traum in Erfüllung gehen konnte. Die Kühnheit und Klarheit seines Geistes sind auch in Italien erst zu voller Anerkennung gelangt, als Machiavellis Gedanken verwirklicht und Italien geeinigt war.

Die Diamanten der Küche.

Plauderei von Heinz Welten.

Wenn das Laub sich gelb färbt und von den Bäumen fällt, langsam Blatt für Blatt, wenn der Jäger die Büchse von der Wand holt, sorgfältig den Mechanismus prüft, und dann dem Hunde pfeift, um die Beziehungen zu Hasen und Hühnern in Feld und Flur wieder aufzunehmen, nachdem der — etwas einseitige — Verkehr ein halbes Jahr lang geschlummert hatte, dann beginnt auch eine Jagd, von der gemeinhin wenig geredet wird und die doch ihresgleichen nicht hat auf der ganzen Welt. Denn nicht nur mit Hunden, langhaarigen und kurzhaarigen, mit Hühnerhunden, Pudeln und Spitzen wird diese Jagd betrieben, sondern auch mit — Schweinen. Das Wild aber, dem die Jagd gilt, ist kein Vierfüßler und kein Vogel; es ist — eine Pflanze.

Noch liegt der Morgennebel über der Flur. Da macht sich der „Truffier" zur Jagd bereit. Die Linke hält eine dicke eiserne Stange, die vorn breit zugespitzt ist; ein Sack wird über die Schultern geworfen und eine Kette, die das Schwein hält, in die Rechte genommen. So macht sich der Jäger auf den Weg, indes sein Jagdgenosse nebenher trottet. Das Maul des Tieres ist durch breite Lederriemen verschlossen, die nur die Nase freilassen.

Den Rüssel auf den Boden gedrückt, die Kette bald hierhin, bald dorthin reißend, zieht das Schwein seines Weges, und sorgsam achtet der Trüffeljäger auf jede seiner Bewegungen. Jetzt steht es still, preßt den Rüssel fest gegen die Erde und beginnt mit den Vorderfüßen zu graben. Doch schon wird es beiseite gestoßen; mit der zugespitzten Stange hebt der Truffier die Knolle aus und wirft sie in den Sack. Aus der Tasche nimmt er einige Bohnen und Erbsen, die er dem Tiere zur Belohnung reicht. Dann geht es weiter. Doch das Schwein ermüdet bald und wird dann unbrauchbar.

Der Hund ist ausdauernder; er ist auch bedeutend schneller, und die Trüffelsuche ist daher einträglicher, wenn sie mit Hunden ausgeübt wird. Doch der Hund muß erst angelernt werden. Er macht sich nicht sonderlich viel aus den schwarzen und braunen Knollen und muß erst auf den Geschmack gebracht werden, indes das „aristokratischere" Schwein schon mit dieser Vorliebe auf die Welt kommt.



Es ist nicht schwierig, dem Hunde den Geschmack beizubringen. Man muß die Tiere eine Zeitlang hungern lassen und ihnen dann Milch vorsetzen, in der Trüffelstückchen gekocht worden waren. Ist ein alter Hund einmal abgerichtet, dann lernen die jungen leicht unter seiner Leitung. Die Schwierigkeit der Dressur liegt hauptsächlich darin, daß der Hund leicht von der Suche nach den Pilzen abgelenkt wird und sein Jagdblut im Walde rebellisch wird. Kommt ein Hase in Sicht, dann ist es vorbei mit dem Interesse an derlei botanischen Exkursionen. Dann gibt er Hals und setzt hinter dem Langohr her, indes der Truffier, der für Ausflüge ins zoologische Gebiet keine Neigung und auch keinen Waffenschein hat, ängstlich Umschau nach dem Förster hält. Denn der kann sehr unangenehm werden, wenn ihm durch die verd . . . Trüffelhunde „sein" Wild unnötig aufgescheucht wird.

Darum wird auch heute noch ein guter Trüffelhund hoch bezahlt, sofern ihm diese Untugenden abgehen. Bis zu 150 Mark muß man schon anlegen, wenn man einen Hund mit scharfer Nase erstehen will. Noch teurer waren die Tiere im 17. und 18. Jahrhundert, als die Trüffeljagd noch ein Privilegium „Hoher und Allerhöchster" Herrschaften war. Sechs Louisdor zahlte im 18. Jahrhundert der Markgraf von Baireuth für einen guten italienischen Trüffelhund, und der Kurfürst August von Sachsen, der in Augsburg seinen Bedarf an Hunden deckte, bezahlte für zehn Stück, die aus Italien importiert worden waren, 1000 Taler.



Die gute alte Zeit. Nach einer photographischen Aufnahme von Lisa König.

Im Herzogtum Gotha und Thüringen war bis zum Jahr 1848 die Trüffelsucherei eine Gerechtsame des Fürsten, der sie durch eigens angestellte Truffiers ausüben ließ. Während heute schon für 20 Mark jährlich ein größeres Revier zu haben ist, mußten damals die Trüffeljäger für einen festgelegten Preis — das Pfund galt ein bis zwei Taler — ihre Beute in der Hofküche abliefern, und erst, wenn diese zur Genüge verproviantiert war, wurde der Rest für den Privatverbrauch freigegeben. Da war denn allerdings meist nicht mehr viel übrig. Beträgt doch die ganze Ernte im gothaischen Lande noch heute kaum 100 bis 150 Pfund jährlich.

Da weiß Frankreich, das schon zu den Zeiten Franz I. als Trüffelland par excellence geschätzt wurde und dessen Export bis in das 17. Jahrhundert zurückreicht, mit anderen Zahlen aufzuwarten. Während bei uns eine Ausbeute von 50 bis 100 kg pro Revier schon als eine gute Ausbeute angesehen werden muß, werden in Frankreich in der Stadt Apt (Departement Vaucluse) allein wöchentlich bis zu 1600 kg verkauft. Eine gute Saison aber bringt es auf 15 bis 20000 kg. Périgord und die Dauphiné, die Provence und Vaucluse sind die großen Schatzkammern Frankreichs, aus denen die Diamanten der Küche, wie sie ein poetischer Schriftsteller einst nannte, ihren Weg in die Welt nehmen. Namentlich die Périgordware wird von den Kennern geschätzt. Sie ist die saftigste, hat die beste Form und das feinste Erdbeeraroma.

Schon im Spätsommer gehen die französischen Einkäufer auf die Tour. Sie reisen in den Dörfern und kleinen Städten umher und kaufen alles auf, was ihnen angeboten wird. An Ort und Stelle werden die Pilze geputzt, sortiert und in Körbe recht locker verpackt, damit die Luft gut durchströmen kann. So werden sie in die Großstädte geschickt, wo bis zu 60 Frank vom Konsumenten für das Kilo gezahlt werden.

Zumal die Größe des Pilzes entscheidet den Preis. Wenn auch das Durchschnittsgewicht der Knolle 100 g nicht übersteigt, oft auch viel kleinere Stücke von 40 und 50 g ausgehoben werden, so findet der Glücksjäger wohl auch einmal einen Pilz von 400 und 500 g. Das Hauptgeschäft der französischen Trüffelhäuser liegt im Export, der bereits im Jahr 1865 52000 kg betrug und sich im Laufe von fünf Jahren um das Zwanzigfache steigerte. Für 16 Millionen Frank exportierte Frankreich Trüffeln im Jahre 1870.

Es ist leicht erklärlich, daß bei einer Ware, die sich so gut bezahlt macht, auch Versuche nicht ausbleiben, sie zu verfälschen. Selbst mit giftigen Pilzen werden — zumal auf Wochenmärkten — derartige Versuche hin und wieder angestellt. Gleichwohl aber sind ernstliche Gesundheitsschädigungen durch den Genuß giftiger Trüffeln bislang noch nicht zu verzeichnen gewesen. Denn der einzige Pilz, der der Trüffel ähnelt, die Hirschtrüffel, ist leicht daran zu erkennen, daß ihr die charakteristischen Adern fehlen und sie innen schwarz ist. Auch ist ihr Geschmack unangenehm und bitter, so daß man wohl gemeinhin vom Genuß abstehen wird, ehe sie Schaden anrichten konnte.

Der Versand der köstlichen Knollen erfordert viele Sorgfalt, da sie sehr empfindlich sind und jeder Stoß gleich eine faulende Stelle gibt. Auch die Aufbewahrung der Knollen macht viel Mühe. Meist werden sie im Keller auf frisches Moos gebettet und so nebeneinander ausgebreitet.

Der Versand geschieht meist in folgender Weise: Man bürstet und schält die Knollen und bringt sie in Flaschen, die zumeist mit Salzwasser angefüllt und luftdicht verschlossen werden. So bewahren die Pilze am besten ihr Aroma, das ganz verschieden ist, bald dem der Erdbeeren, bald dem der Nußkerne oder Hyazinthen nahe kommt. Am feinsten duftet die Périgordtrüffel, die für die beste gilt und auch die teuerste ist. Für mehr als 5 Millionen Mark werden alljährlich Trüffeln von Périgord versandt.

Allein die Ansichten über die Güte der verschiedenen Arten sind sehr geteilt. Krombholz und Corda, zwei bekannte Fachleute, ziehen unsere deutsche Trüffel, vornehmlich die weiße oberschlesische Knolle vor, und auch Hesse, unser bester Trüffelkenner, findet die deutsche Trüffel der Ware von Périgord an Geschmack und Aroma durchaus ebenbürtig. Für die deutsche Landwirtschaft ist dies nicht gleichgültig. Denn, wenn auch das Kilogramm deutscher Trüffeln nur mit ca. 7 Mark gewertet wird, während es die französische Ware leicht im Einkauf auf das Doppelte bringt und die deutsche Produktion auch quantitativ mit der französischen gar nicht verglichen werden kann, so ist sie doch nicht so gering, als man gemeinhin annimmt. 17 Lot schwere Trüffeln wurden schon 1719 im Markgrafentum Baireuth gefunden. Weiße Trüffeln, „die nach Ambra rochen", fand man bei Gersus am Sophienberg, im Unterland bei Ipsheim, im Oberland bei Streitberg, bei Hoheneck und bei Rehe im Markgrafentum Ansbach. Bei Würzburg, Kassel, Gotha und Halberstadt, vornehmlich aber bei Bernburg und in Schlesien werden oft weiße Trüffeln gefunden, die nicht selten die Größe eines Kinderkopfes erreichen, während die französische Trüffel, die eine weit dunklere Farbe besitzt, nie diesen Umfang erreicht.

Schwierig, wie die Ernte, ist auch die Kultur der Trüffel, da es trotz vieler Versuche bis heute noch nicht geglückt ist, die Pilze direkt aus den Sporen — die bei den Pilzen die Stelle der Samen vertreten — zu züchten. Die edlen Knollen gedeihen am besten unter alten Bäumen, vornehmlich in Eichenwäldern, dort, wo viele Insekten sich tummeln, die ihre Sporen verbreiten. Die Pilzsporen werden durch Insekten auf Eicheln übertragen und gelangen mit ihnen in die Erde, in der sie sich im Laufe eines Sommers entwickeln. Fallen starke und zahlreiche Gewitterregen in diese Zeit, dann ist eine besonders gute Ernte zu erhoffen. Denn die Trüffel liebt gleich allen anderen Pilzen eine gewisse Feuchtigkeit.

Den Umstand, daß durch Eichen, die in trüffelreichen Gegenden wachsen, der Pilz verbreitet werden kann, machte man sich in Frankreich schon zeitig zu nutze. Ein Herr v. Montelar entdeckte durch Zufall diese „indirekte Saatmethode" auf seinem Grundstück Saint Saturnin les Alpes. Im Jahre 10 der Republik wurden durch Tallon diese Versuche systematisch wiederholt und 1847 durch einen Trüffeljäger Rousseau in Carpentras, der in zehn Jahren für 40000 Frank Trüffeln verkaufte, verallgemeinert. Auch die Truffièren von Loudon und Ciray (Departement Vienne), deren Trüffeljäger bei 100 Frank Pacht pro Hektar sehr gute Geschäfte machen, entstanden auf diese Weise, so daß das Bonmot des Grafen Casparin verständlich wird: „Säet Eicheln, wenn ihr Trüffeln ernten wollt!"

Wie über die Heimat der besten Trüffeln, so gehen auch über die Arten der schmackhaftesten Zubereitung die Meinungen auseinander, und fast jeder Küchenchef hat seine eigenen Rezepte. Schon die Römer galten als große Trüffelfreunde. Sie schätzten von allen Pilzen die Trüffeln und die Steinpilze am höchsten, stellten aber den köstlichen Knollen nicht mit Hunden und Schweinen nach, sondern sie richteten sich bei der Suche nach einem kleinen Pflänzchen „Cystus tuberaria", das stets in der Nähe von Trüffeln sich findet, gleich dem Trüffelkäfer, der seine Larven auf die Trüffeln setzt und dessen Anwesenheit daher ebenfalls als sicheres Anzeichen dafür zu nehmen ist, daß Trüffeln in der Nähe sind. Wo die römischen Wurzelgräber und Kräutersammler auf das kleine Pflänzchen stießen, da begannen sie zu graben und meist mit Erfolg. Den Fund aber lieferten sie in den Häusern der Patrizier für einige Denare ab. Dort wußten die Köche allerlei schöne Gerichte zu bereiten, die sich zum Teil bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Zumal das 18. Jahrhundert war groß in der Erfindung von brauchbaren Rezepten. Anno 1719 schrieb Held v. Hagelsheim: Die Trüffeln, die eine Delikatesse für große Herren sind, werden entweder frisch gekocht oder in der heißen Asche gebraten und sodann — nach abgezogener Haut — mit Pfeffer, Salz und Baumöl gegessen. Sonst aber werden sie getrocknet, in Potagen, Pasteten, an Hühner-, Kalb-, Lamm- und anderes Fleisch getan."

In ähnlicher Weise werden die Pilze auch heute noch zugerichtet. In Wasser, Fleischbrühen oder Wein — gelegentlich sogar in Champagner — werden sie gekocht, in heißer Asche werden sie gebraten oder im Backofen gebacken. Häufig dienen sie auch als Zusatz zu Saucen, Ragouts und Frikassees. In Damaskus werden sie in kleine Stückchen geschnitten und mit gewürztem Hammelfleisch zusammen gekocht. Ungekocht werden sie in Schlesien gegessen. Man schneidet die Knollen in Scheiben, bestreut sie mit Pfeffer und Salz und bestreicht sie mit Butter.

Den größten Konsum an Trüffeln haben freilich nicht die Küchen, sondern die Wurst- und Pastetenfabriken. Braunschweig und Apolda liefern die Trüffelleberwürste, Straßburg die Gänseleberpasteten. Dem häufigen Vorkommen der Trüffel in den Wäldern am Rhein soll die „wohlschmeckende" Straßburger Industrie ihre Entstehung verdanken, um die es sehr schlecht bestellt wäre, wenn ihr nur die rheinischen Trüffeln zur Verfügung ständen. Wird doch manch eine der größeren Pastetenfabriken, deren es in Straßburg gegen zwölf gibt, mehr Trüffeln im Jahre verbrauchen, als die ganze Ernte im Rheinlande liefert. Denn die zwölf Fabriken verbrauchen jährlich gegen 10000 kg. Im Sommer beziehen sie die frische, im Winter die konservierte Ware. So machen es auch die deutschen Wurstfabriken, deren Bedarf mit 15000 kg im Jahr eher zu gering als zu hoch gegriffen ist. Denn ein großes Trüffelhaus in Périgueux liefert allein im Jahr durchschnittlich für eine halbe Million Mark Trüffeln nach Deutschland.

Nicht geringer aber ist der Bedarf in anderen Kulturländern, die alle treue Kunden von Frankreich sind, da ihre eigene Produktion bei weitem nicht den Bedarf deckt. Die Liebe, die der Königin unter den Pilzen überall dort entgegengebracht wird, wo verfeinerter Lebensgenuß zu Hause ist, die wird der Trüffel auch in den kommenden Jahrhunderten treu bleiben, zumal bei der Schwierigkeit ihrer Kultur und Ernte die „Gefahr" ausgeschlossen erscheint, daß die edlen Pilze einmal ein billiges Volksnahrungsmittel werden könnten.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Zu unseren Kunstbeilagen.

Fernab von den großen Verkehrsströmen liegt zwischen Elbe und Mulde ein träumerisch schöner Erdenwinkel: die Dübener Heide. Sie ist nicht so groß und nicht so besucht wie ihre berühmte Lüneburger Schwester, und doch ist sie nicht minder schön. Wenn der Herbstwind durch ihre dunklen Föhren und Fichten streicht, wenn die weißen Birkenstämme mit ihrem goldgelb leuchtenden Laub inmitten der blühenden Erika zum blauen Himmel ragen, dann erschließt sie ihre fesselnde Schönheit. Über den meilenweiten Wald- und Heiderevieren liegt eine große Einsamkeit, und doch wirkt die erhabene Stille nicht erdrückend auf den, der die Seele der Natur kennt, sondern befreiend und erlösend vom Alltag und von all seinen kleinlichen Häßlichkeiten. Die blauen, purpurroten und violetten Heideflächen, die umrahmt sind von in der letzten Herbstschönheit prangenden Bäumen, und die stillen, klaren Heideseen sind von unvergleichlichem Reiz, mag die Mittagsonne sie beleuchten, mögen die letzten Abendsonnenstrahlen Heide, Föhren und Herbstwälder vergolden oder die Herbstnebel aus den einsamen Heideseen emporsteigen und mit ihren blaugrauen Schleiern neue Farbenreize in der Landschaft wecken. Aus dem großen Frieden solcher Heide, wo die Luft so frisch weht und der Blick so frei wird, hat schon manch einer sich neue Kraft geholt, das Leben zu ertragen; denn Heidewanderungen zur Zeit, da das Herbstlaub leuchtet und die Erika blüht, zählen zu den erhabendsten Erinnerungen. Erhöht wird der Stimmungsreiz der Dübener Heide durch die reiche Geschichte, die über dieser Gegend lagert. Wie die Schlösser Pretzsch und Reinharz an August den Starken und die kursächsische Zeit erinnern, so weisen zahlreiche Benennungen auf Luther und seine Zeit hin. Im Dreißigjährigen Kriege war auch diese Gegend der Tummelplatz der kämpfenden Heere, und in diesen Tagen waren hundert Jahre seit den Durchzügen der verbündeten Heere und der Franzosen im Oktober 1813 vergangen. War doch Düben für mehrere Tage das Hauptquartier Napoleons, bevor sich in Leipzig sein Geschick erfüllte. Was könnten die vielen Baumriesen der Dübener Heide erzählen, die auf ein Alter von 200 und mehr Jahren zurückblicken! An vergangene Zeiten erinnert auch die „Studentenwiese“ mit dem historischen „Lutherstein“. Hier erwarteten seine Wittenberger Anhänger den Reformator Martin Luther auf dessen Rückkehr von Leipzig, wo er in heißer Disputation gegen Dr. Eck seine Glaubensansicht verteidigt hatte, und hier predigte er der begeisterten Schar inmitten der erhabenen Natur. Und wie einst jene jungen, empfänglichen Gemüter unter dem Banne der Schönheit und Erhabenheit dieses Waldes standen, als sie den kraftvollen Worten lauschten, so hat er auch im Lauf der Zeit schon manchen Künstler in seinen Bann gezogen. Der Heidemaler Prof. Emil Zschimmer, von dem wir im Jahre 1912 einige stimmungsvolle Bilder brachten, hat in der Dübener Heide sein Künstlerheim aufgeschlagen, und der Leipziger Kunstmaler E. Spindler, dessen stimmungsvolles Gemälde „In der Dübener Heide“ wir in diesem Hefte reproduzieren, hat nicht minder tief die Poesie und den Zauber der Dübener Heide empfunden. Er ist ein Sohn des in Dresden verstorbenen, berühmten Tonkünstlers und Komponisten Fritz Spindler. Ein naturfrohes Vaterhaus und eine künstlerisch veranlagte Mutter legten die Keime zur Naturliebe und -Beobachtung in den begabten Knaben, der in Meisterschulen sein Talent heranbildete und im Lauf der Jahre zu einem bedeutenden Maler heranwuchs.

Das Uhdesche Gemälde „Um Christi Rock“ ist eines der lebendigsten und packendsten Genrebilder, die dem viel zu früh für seine Kunst (1911, im Alter von 63 Jahren) gestorbenen Meister gelungen sind. Die derben vierschrötigen Kriegsknechte, die um den Rock des Heilands wie um ein ganz beliebiges Kleidungsstück würfeln, sind

*

Menschen von Fleisch und Blut, die von feiner Beobachtung zeugen, und das Ganze wirkt monumental und eindringlich wie das Leben selbst. Historische Treue freilich sucht man vergeblich in diesem Bilde. Wie in den meisten Gemälden von Fritz von Uhde, so steckt auch in diesem jener absichtliche Anachronismus, der, wie des Künstlers feinsinniger Biograph Fritz von Ostini sagt, der Erwägung entspricht, daß eine solche Szene menschlich wirksamer bleibt, wenn streng historische Treue vermieden wird. „Mit Kostüm- und Waffenkunde nimmt es der Künstler nicht so genau, und die Dolche und Schwerter, Helme und Schutzwaffen differieren so ungefähr von der antiken Kriegertracht bis zur Landsknechtzeit. Auch die Soldatendirne zur Rechten mit ihrem ziemlich modern geschnittenen Rock und ihrer Frisur von 1895 ist nicht eben eine Zeitgenossin von Maria von Magdala.“ Menschlich genommen, sind die Gestalten aber um so genauer das, was sie sein sollen. G. M.

Das Vermögen der Cumberländer.

Das junge Eheglück des Prinzen Ernst August von Cumberland und der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen hat durch den scharf zugespitzten Kampf um die Thronfolge in Braunschweig und durch die Haltung des Hauses Cumberland eine Trübung erfahren, und es mag für die Tochter des Deutschen Kaisers und die Schwiegertochter des Herzogs von Cumberland nicht leicht sein, in diesen schwerwiegenden Fragen parteilos zu bleiben. Da der Prinz Ernst August sich wider Erwarten nicht mit dem Glück im Winkel begnügt, sondern im Gegenteil bestrebt ist, seine Ansprüche auf den braunschweigischen Thron öffentlich geltend zu machen, ohne auf die hannoverschen Thronrechte zu verzichten, kann man es auch dem früheren Regierungsrat Rudolf Martin nicht verweigern, wenn er in seinem demnächst erscheinenden Jahrbuch der Millionäre auch die Vermögensverhältnisse des Hauses Cumberland der Öffentlichkeit unterbreitet. Er erklärt gegenüber allen bisherigen Veröffentlichungen auf das bestimmteste, daß der sog. Welfenfonds niemals ausgezahlt worden sei und sich noch heute bis auf die letzte Mark in der Hand der Krone Preußens befinde. Der Welfenfonds bestehe aus 48 Millionen Mark und werde von dem preußischen Finanzministerium verwaltet. Die Auszahlung dieses gewaltigen Fonds von 48 Millionen Mark, welcher das Fideikommiß des Hauses Braunschweig-Lüneburg bildet, an den Herzog von Cumberland kann nur durch ein neues Gesetz unter Mitwirkung der beiden Häuser des Landtags geschehen. Regierungsrat Martin schildert die Lage folgendermaßen: Nachdem durch Gesetz vom 10. April 1892 die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg von Preußen aufgehoben worden war, hatte sich in der Öffentlichkeit die Ansicht festgesetzt, dieses Vermögen werde nunmehr sofort dem Herzog von Cumberland ausgezahlt werden. Die Aufhebung der Beschlagnahme bedeutete aber juristisch nichts anderes als die Herstellung des Zustandes vor der Beschlagnahme am 2. März 1868, und damals galt der Vertrag zwischen König Georg V. und der preußischen Krone vom 29. September 1867, in dem sich die preußische Krone verpflichtet hatte, die Zinsen dieser 48 Millionen Mark in halbjährlichen Raten auszuzahlen. Der preußische Landtag, welcher die 48 Millionen Mark als Ablösung der Ansprüche des königlichen Hauses von Hannover auf das hannoversche Domanium zu genehmigen hatte, brachte in das Gesetz vom 28. Februar 1868 einen Paragraph, der dem Landtag das Recht sicherte, bei der Frage über die Sicherstellung und Auszahlung des Kapitals gesetzlich mitzuwirken. Der Kaiser hat demzufolge das Hauptvermögen seines Schwiegersohnes in fester Hand und Verwaltung. Lange bevor der kaiserliche Schwiegersohn geboren war, verwaltete die Krone Preußens bereits das ihm künftig zufallende Fideikommiß des Hauses Braunschweig-Lüneburg in Höhe von 48 Millionen Mark. Allerdings sind die Zinsen nicht immer im Interesse des heutigen Schwiegersohnes und seiner Familie verwendet worden. Würde das Welfenhaus die Besteigung des braunschweigischen Thrones durch den Herzog Ernst August zu neuen Umtrieben benutzen, so könnten die gesetzgebenden Faktoren Preußens jeden Tag durch ein neues Gesetz die Beschlagnahme vom 2. März 1868 wiederholen und dem Hause Braunschweig-Lüneburg die Auszahlung der Zinsen der 48 Millionen Mark sperren. Schon die Tatsache, daß die Krone Preußens das Kapital nicht ausgezahlt hat, sondern in der Hand hält, bietet eine genügende Sicherheit, daß alle Mitglieder des Welfenhauses Umtriebe vermeiden werden. Aus den zahlreichen Verhandlungen amtlicher Art seit 1867 kann man sich ein Bild des Vermögens des Herzogs von Cumberland als Haupt des Hauses Braunschweig-Lüneburg machen. Das Vermögen des Herzogs von Cumberland setzt sich folgendermaßen zusammen: 48 Millionen Mark im Preußischen Staatsschuldbuch als Fideikommiß, 12 Millionen Mark englische Konsols, 1 Million Mark bares Allodialvermögen, 30 Millionen Mark Erbteil aus dem Nachlaß des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, 10 Millionen Mark altbraunschweigisches Fideikommiß, 10 Millionen Mark Juwelen, Silber, Mobiliar usw., 5 Millionen Mark Vermögen der Herzogin von Cumberland; zusammen also 116 Millionen Mark. Daneben besitzt der Herzog von Cumberland als Privateigentum das Schloß Herrenhausen bei Hannover, dessen Verwaltung aber der Krone Preußens so lange zusteht, bis er auf die hannoversche Königskrone für sich und seine Erben ausdrücklich verzichtet hat. In dem Erbe des 1884 gestorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig befanden sich ferner mehrere Schlösser in Braunschweig sowie das Schloß Hietzing bei Wien. Einschließlich dieser Schlösser und ihrer Einrichtung schätzt R. Martin das Erbe aus dem Nachlaß des Herzogs Wilhelm von Braunschweig auf 30 Millionen Mark.

Schlechtes Gedächtnis und theoretische Veranlagung.

Wie kommt es, daß bei Menschen mit schlechtem Gedächtnis oft eine besonders große Veranlagung zur Erkenntnis des Allgemeinen (d. h. eine theoretische Veranlagung) vorhanden ist? Diese interessante Frage wird in der vielgelesenen „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (Verlag von Gustav Fischer in Jena) folgendermaßen beantwortet: Man findet häufig, daß gerade diejenigen Gelehrten, die auf irgendeinem Gebiete ganz neue allgemeine Gesichtspunkte aufgefunden haben, mit einem relativ schlechten Gedächtnis begabt waren. Dies zu vergegenwärtigen, soll an dieser Stelle keine umfangreiche Aufzählung von Beispielen erfolgen, sondern zunächst nur ein kurzes Zitat aus dem Werke Wilhelm Ostwalds „Große Männer" (3. und 4. Aufl. p. 88). Das Zitat entstammt dem Kapitel über Robert Mayer: „Daß Mayer auf dem Gymnasium keine Erfolge hatte, sondern zu den schlechtesten Schülern gehörte . . ., ist eine so regelmäßige Erscheinung bei künftigen großen Naturforschern, daß es bloß eines kurzen Hinweises darauf bedarf." Weiter sei folgendes überlegt. Da Übung die Leistungen steigert, so können mehrere Individuen, die in einem bestimmten Punkte ursprünglich die gleiche Veranlagung besitzen, späterhin zu ganz verschiedenen Fähigkeiten gelangen. Von zwei Menschen, von denen beide dieselbe theoretische Veranlagung haben, wird derjenige, dem ein geringeres Gedächtnis für Einzelheiten zukommt, gezwungen sein, sich mehr auf die theoretische Seite seiner Begabung zu stützen und sie notgedrungen üben. So läßt sich denken, daß gerade durch eine besonders geringe lexikographische Disposition eine besonders große theoretische Veranlagung bedingt werden kann, die sich schließlich auch zu vererben und immer mehr zu steigern vermag. Denn derjenige, der befähigt ist, sich tausend Einzelheiten sozusagen zusammenhanglos zu merken (also wohl durch rein äußerliche nebensächliche Assoziationen), der ist nicht gezwungen, gemeinsame Gesichtspunkte zu finden. Dem positivistischen Philosophen bedeuten diese ja auch dann noch, wenn man von höchsten Abstraktionen und letzten Wahrheiten spricht, nichts anderes als Mittel eines ökonomischen Denkens (man vgl. z. B. Richard Avenarius). Wenn auch Goethe bereits geäußert hat: „Nur was praktisch ist, ist wahr", so liegt darin dieselbe Erkenntnis, nämlich, daß uns jede Wahrheit nur so lange Wahrheit ist, wie sie uns dazu dienen kann, einen Wust von Einzeltatsachen widerspruchslos zusammenzufassen und so gedanklich zu beherrschen. Mehr braucht die Wahrheit nicht zu erfüllen. Dieser Gedanke führte einen Nietzsche bei seinem Hang zum Paradoxen zu der jetzt leicht verständlichen Behauptung, daß falsche Wahrheiten lebenserhaltend seien. Dieser Ausdruck müßte natürlich zurückgewiesen werden, wenn man nicht wüßte, daß er absichtlich so gewählt worden ist. Denn was lebenserhaltend ist, ist Wahrheit. Solche Wahrheiten höherer Ordnung zu finden, werden nun also diejenigen direkt getrieben, die sich mit den Einzelheiten nicht anders abfinden können. Das Kopfrechnen beruht z. B. bei vielen auf nichts anderem, als auf einem Auswendigwissen eines mehr oder minder großen Stabes von Einzelheiten; so nimmt es nicht mehr wunder, wenn gerade manche bedeutenden Astronomen und Mathematiker keine Kopfrechner gewesen sind. Umgekehrt sind gewisse Rechengenies nichts weniger als geistreich. Man kann hier der Versuchung nicht widerstehen, an die Krallschen Pferde zu erinnern. Eine andere, nicht ganz hierher gehörige Tatsache sei beiläufig angefügt. Theoretisch veranlagte Menschen haben oft nur ein langsames Assoziationsvermögen. Hierüber läßt sich bloß sagen, daß eben die Langsamkeit der Assoziationen nicht deren Wert zu beeinträchtigen braucht. Die Schule allerdings kann sich mit derartigen Bedenken nicht abgeben, sie stellt sich ja auch im wesentlichen nicht die Aufgabe, die Menschen für die Gelehrtenstube zu erziehen. Vielmehr hält sie es für ihre Hauptpflicht, ihre Zöglinge für den Markt des Lebens auszubilden. So verlangt sie vor allem simple Lernleistungen und Schnelligkeitsrekorde, so daß derjenige, dem hierzu die Gaben fehlen, schon einen recht beträchtlichen Ehrgeiz besitzen muß, wenn er sich nicht sehr bald resignieren und jede Konkurrenz mit seinen „bevorzugten" Mitschülern aufgeben soll. R. P.

Rätsel und Aufgaben

Scharade.

Wohl dir, wenn du die erste hast
Im bunten Weltgetriebe;
Bedrückt dein Herz der zweiten Last,
Hilft dir daheim die Liebe.

Und quälen dich im fremden Land
Des ganzen Wortes Schmerzen,
So kehr' zur ersten unverwandt,
Dort heilen kranke Herzen.

Salta-Solo.

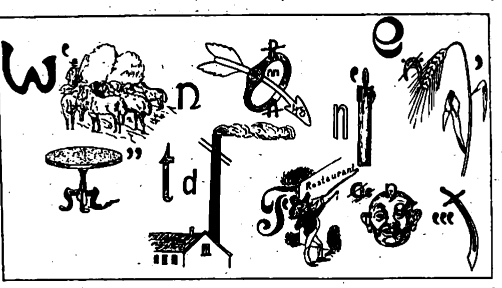

Salta-Solo.

Es sollen die Sonnen-, Mond- und Sternensteine
urch allmähliches Verschieben auf den 17 schwarzen
eldern in weniger als 45 Zügen in der Weise
eordnet werden, daß in der ersten wagerechten
eihe lauter Steine mit Sonnen, in der zweiten
it Monden und in der dritten mit Sternen
ehen, und zwar soll in jeder Reihe die Zahl der
eichen auf den Steinen von links nach rechts um
ns zunehmen. C.

Logogriph.

Wen als Trank ich nicht ergötze,
Wer mit mir hat nichts im Sinn,
Nehm' den Kopf mir fort und setze
Einen andern für ihn hin.
Kommt dann zweiter Silbe Stelle
Als die erste in Betracht,
Ist das Wort auf alle Fälle
Eine liebe, süße Pracht.

Bilderrätsel.



Kapselrätsel.

Nennt eine Blume mir voll Duft und Farbenglut!
Wie sie gefärbt, die erste Silb' bekundet,
Die auch als ein Getränk uns mundet.
Ein Griechengott im Blumennamen ruht;
Ihn feiern manches Dichters Lieder.
Nehmt ihr ihn fort, habt ihr die erste Silbe wieder.
F. E.

Scharade.

Zwei Gegensätze, wenn sie verbunden,
Erhellen sie dir manch dunkle Stunden.
Die erste Hälfte, die dunkle Welle,
Weicht stets der zweiten, des Tages Helle.
Die zweite wieder mit ihren Gluten
Erstirbt in der ersten schwarzen Fluten. S. W.

Geographisches Umstellrätsel.

Gau, Peri — Damm, Aster — Horn, Seil —
As, Dose — Rum, Grab — Leo, Tod —
Ina, Esche — Orb, Rita — Wort, Nahe.

Aus je zwei nebeneinander stehenden Wörtern ist ein neues Wort zu bilden. Die neuen Wörter nennen: 1. Stadt in Italien, 2. Stadt in Holland, 3. Stadt in Westfalen, 4. Stadt in Rußland, 5. Stadt in Hessen-Nassau, 6. Stadt in Spanien, 7. Stadt in Thüringen, 8. Stadt in Schlesien, 9. Stadt in Brandenburg. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten geographischen Eigennamen nennen einen deutschen Riesendampfer. L. E. W.

Silbenkettenrätsel.

Die 20 Silben a, by, de, der, don, ger, la, le, ler, lon, ma, man, na, ni, ron, sa, se, tel, the, va sind unter Beibehaltung der Anordnung in vier wagerechten und fünf senkrechten Reihen so umzustellen, daß in den wagerechten Reihen je vier zweisilbige Wörter entstehen, die unter sich insofern eine Kette bilden, als die Nachsilbe des vorhergehenden immer zugleich die Vorsilbe des darauf folgenden Wortes ist. Die auf solche Weise in den wagerechten Reihen entstehenden Wörter benennen: 1. Reihe: Wohnraum, Stadt in England, Frauentitel, Säugetierordnung; 2. Reihe: Schmelzprodukt, Abschiedsgruß, mythische Quelle, Vortragsgegenstand; 3. Reihe: Kleidungsstück, Tischgerät, Figur aus Götz von Berlichingen, Figur aus Wallensteins Tod; 4. Reihe: englische Grafschaft, Dichter, Wachtdienstfunktion, Göttin. Die erste senkrechte Reihe nennt ein Reptil, die letzte ein Land aus der Römerzeit. M. N.

Magisches Viereck.

a	a	a	a	d
e	e	i	i	l
n	n	n	n	o
o	o	o	p	r
s	s	s	v	v

Die Buchstaben in dem nebenstehenden Viereck lassen sich so ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen ergeben: 1. preußische Provinz, 2. westpreußischen Luftkurort, 3. phönizische Handelsstadt, 4. Stadt in Portugal, 5. Heiduckenstadt. C.

Viersilbige Scharade.

Zwei sieht man mittags öfter vor sich stehn,
Doch sind sie oft bestimmt, hindurchzusehn;
Zwei wird man mittags täglich vor sich sehn,
Und das ist besser als davorzustehn.
Ums Ganze sollte einst Betrug sich drehn
Bei zweien, die sich sonst so nahe stehn.
P. N.

Rätsel und Aufgaben

Rösselsprung.

	be-	sich	rich	lied	flut-	möcht'	wie	wen	
wie	fried-	des	her	wärts	rük-	bend	gen	ich	die-
wan-	schat-	vers	der	a-	u-	fühlt	mö-	weh	flie-
	a-	von	fer-	see	a-	fert	nun	das	
		ten	bends	fein	schim-	zum	fies		
	haus	aus	möcht'	birg	im-	zieht	herz	mich	
herz	deh-	ge-	zu	mer	er	gen-	nen	fü-	gen
vom	drer	es	im	mer	ein	ein	schmie-	ein	und
	froh	nen	wan-	treu-	mor-	feh-	ein	an	

W. E. B.

Anagramm.

Die Zeiten sind dahingeschwunden,
Wo sie des Abends dunkle Stunden
In Stub' und Kämmerlein erhellt;
Doch ist ihr Name umgestellt,
Wird, was entstand, im Reiche tagen,
Und hilft zur Klärung dunkler Fragen.

Seit andre Mittel zum Erleuchten
Der Menschen Wohnungen erreichten,
Erscheint das erste Wort zu schlecht.
Das zweite Wort besteht zu Recht,
Seit im Verein das Wohl der Staaten
Erwählte Männer mitberaten.

Das Wort, wo eins, hineingegossen,
Vor Zeiten in zwei-drei geflossen,
Fing an mit T und schloß mit e.
Doch vorn mit P, am Schluß mit t,
So wird das neue Wort geschrieben,
Wo Redner Geist und Zunge üben.

P. R.

Silbenrätsel.

Wie fühl' ich mich geborgen
Nach unruhvollem Tag,
Es glätten sich die Sorgen —
Und dies die eins vermag.

Ernst ist sie, voller Frieden,
Und darum heißt's von ihr,
Daß heilig sie hienieden,
Ein Segen dir und mir.

Ich nehm' mir jede Ruhe,
Wenn ich bin zwei und drei.
Warum ich es dann tue?
Damit ich fertig sei.

Doch laß dich nicht verführen,
Draußen in eins zu sein,
Geh nicht darin spazieren,
Es könnt' dir 's Ganze sein.

Logogriph.

Glaub' nicht, daß es ein Vorzug ist,
Wenn du ein Held des Wortes bist!
Du bist zwar drum kein Bösewicht,
Wohl aber meist kein großes Licht.
Ein Zeichen fort, zeigt's altgewohnt
Am Himmel dort der gute Mond.

W. F.-S.

Auflösungen der Rätsel in Heft 1.

Wechselrätsel: Olbersdorf, Kalbe, Taucha, Wohlau, Bamberg, Sedan Werden. — Oktober.

Kapsel-Rätsel: Schneider, Neid, Schere.

Scharade: Tauroggen, Tau, Roggen.

Auflösungen der Rätsel in Heft 2.

Rätsel: Ohr, Feige, Ohrfeige.

Auflösungen der Rätsel in Heft 5.

Anagramm: Torgau, Ragout.

Geduldspielaufgabe: 12, 24, 32, 44, 52, 31, 23, 35, 43, 51, 32, 13, 34, 55, 43, 22, 14, 33, 21, 13, 25, 33, 41, 22, 34, 53, 45, 33, 52, 31, 23, 15, 34, 42, 54, 35, 43, 31, 23, 11, 32, 13, 25, 33. Da die Steine nur auf das freie Feld springen dürfen, sind in der Lösung nur die Steine genannt, die springen.

Palindrom: Krug, Gurke.

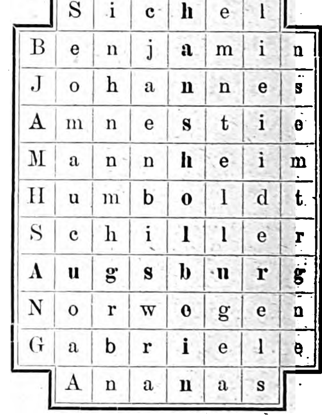
Bilderrätsel: Sparsamkeit ist eine große Einnahme.

Logogriph: Stumpf, Sumpf.

Silbenrätsel: Fingerhut.

Scharade: Herberge.

Buchstabenrätsel: Hans Holbein, Augsburg.



	S	i	c	h	e	l	
B	e	n	j	a	m	i	n
J	o	h	a	n	n	e	s
A	m	n	e	s	t	i	e
M	a	n	n	h	e	i	m
H	u	m	b	o	l	d	t
S	c	h	i	l	l	e	r
A	u	g	s	b	u	r	g
N	o	r	w	e	g	e	n
G	a	b	r	i	e	l	e
	A	n	a	n	a	s	

Scharade: Ballhorn.

Sprichworträtsel: 1. Verden, 2. Loreto, 3. Venezuela, 4. Breitenfeld, 5. Wirballen, 6. Kadnikow, 7. Lewis, 8. Eder, 9. Bergedorf, 10. Funchal, 11. Waldenburg. — Verlorne Zeit wird nie wieder gefunden.

Grau & Co.

Erleichterte Zahlung
Zu reellen Preisen erstklassige Waren

Abt. 1: Juwelen, Gold- und Silberschmuck Präzisions-Taschenuhren, mod. Zimmeruhren, Tafelgeräte, Kunstgewerbliche Gegenstände
Abt. 2: Photo-Apparate, Kinos, optische Lehrmittel, Theater- und Reisegläser, Reißzeuge, Barometer, Reisekoffer und Utensilien aller Art
Abt. 3: Sprechapparate und Platten, Musikwaren aller Arten, plastisch. Zimmerschmuck, Beleuchtungskörper für Gas und Petroleum

Bei Angabe der Abteilung
Katalog kostenlos
Leipzig 252





Aussergewöhnlich preiswertes Angebot!

Weisse reinleinene **Jacquard-Tischwäsche**
(wie Abbild.) wiesengebleichte, praktische Gebrauchs-Qualität

959. Tischtücher, sauber gesäumt

G.	135 × 135	135 × 170	160 × 170	160 × 225	160 × 340 cm
St.	3.80	4.80	5.80	7.70	12.- M.

Mundtücher
60×60 cm, Dutzend 9.75 M.

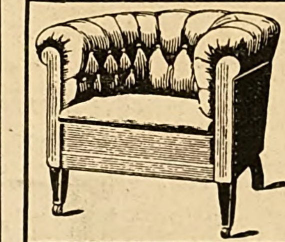
Reichhaltigste Auswahl einfacher wie hocheleganter
Tischzeuge u. Handtücher
in nur anerkannt gediegenen schlesischen, österreichischen, sächsischen und Bielefelder Erzeugnissen zu den **billigsten Preisen.**

Kollektionen u. Preislisten „U" bereitwilligst.
Franko-Versand v. 20 M. an.

Julius Henel v. C. Fuchs
Hoflieferant vieler Höfe (g gr. 1780). Breslau, Am Rathause 23-27.



Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich
Wolfram-Lampen A.-G., Augsburg.



Klub-Möbel

anerkannt erstklassige Ausführung, mit garantiert echtem Antik-Rindlederbezug, ohne Zwischenhandel zu Fabrikpreisen.
C. J. Angerer, Wülfrath, Rhld.
Ledermöbelfabrik.
Musterbuch B6 und Lederproben kostenlos.









Humoristische Ecke.



Wählerisch.

Vermittler: „Die Dame gefällt Ihnen nicht?"

„Nein, ich will eine Frau gesetzten, aber nicht zurückgesetzten Alters!"

Wortspiel.

„Ist es wahr, daß Sie den Komiker Schneidewin öfters unterstützen, Herr Kommerzienrat?"

„Na, da er soviel beiträgt zu meiner Unterhaltung, warum soll ich nicht auch beitragen zu seiner Unterhaltung?!"

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

Elektrizität als Fettverzehrer. In Erwiderung mehrfacher, mit Bezug auf den in Heft 1 enthaltenen Artikel „Die Elektrizität als Fettverzehrer" uns zugegangener Anfragen teilen wir mit, daß sich eine wissenschaftliche Abhandlung über das Nagelschmidtsche Verfahren in der „Elektrotechnischen Zeitschrift" 1913, Jahrg. 34, Seite 333 befindet. (Verlag von Julius Springer, Berlin W.) Die Apparate selbst wurden für Herrn Dr. Nagelschmidt von der Elektrizitätsgesellschaft Sanitas in Berlin N 24 hergestellt. Herr Dr. Franz Nagelschmidt wohnt in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b.

B., Baden. Die Notiz von den ultravioletten Strahlen, durch die Kriegsschiffe zur Explosion gebracht werden können, ist eine jener Zeitungsenten von angeblich wunderbaren amerikanischen Erfindungen. Es ist bedauerlich, daß sie weiterverbreitet werden, weil dadurch in weiten Kreisen die Meinung verbreitet wird, die amerikanische Technik könne Leistungen vollbringen, die der deutschen unmöglich sind. Vielleicht interessiert es Sie, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß ein italienischer Ingenieur Olivier sog. F-Strahlen erfunden hat, durch die er Bomben und Unterseeminen auf weite Entfernung zur Explosion bringt. Die englische Marinebehörde unternimmt gegenwärtig praktische Versuche mit dieser Erfindung.

L. 2. Sie fragen, wer Eigentümer des verunglückten Marineluftschiffes L 2 war. Es wurde nach Beendigung seiner Werftprobefahrten am 20. September von der deutschen Marineverwaltung unter Vorbehalt übernommen. Während dieser Vorbehaltsperiode ist die Marineverwaltung in der Lage, gewisse Abänderungen, die noch als notwendig erscheinen, zu verlangen, und von der Erfüllung dieser Forderungen bleibt die endgültige Übernahme abhängig. In diesem Stadium hat sich L 2 befunden, der im Besitz der Marineverwaltung unter den üblichen Vorbehalten gewesen ist.

Napoleon-Erinnerungen. Wenn Sie Autogramme von Napoleon erwerben wollen, so müssen Sie jetzt außerordentlich hohe Preise bezahlen. Bei der Versteigerung einer großen

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Briefkasten. (Fortsetzung.)

Sammlung von Napoleon-Autographen, -Büchern und -Bildern, die kurz vor der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals bei Karl W. Hiersemann in Leipzig abgehalten wurde, wurden für das Wort „Bonaparte" 140, 145, 175 und 220 Mk., für die Abkürzung „Napol." 230 Mk., und für die zwei Buchstaben „Np." 190 Mk. bezahlt. Drei eigenhändige, mit „Bonaparte" unterzeichnete Zeilen, auf den Rand einer Bittschrift geschrieben, brachten 400 Mk. Das kostbare und seltene Werk von J. H. Rose „Napoleons Leben", in London 1807 erschienen, aus neun Bänden mit über tausend Bildern bestehend, erreichte den Preis von 4210 Mk. Es empfiehlt sich also wohl, das preiserhöhende Jubiläumsjahr vorbeigehen zu lassen, bevor Sie Napoleon-Erinnerungen erwerben.

R. in Rotenstein. 1. Das von Ihnen erwähnte „Barometer" ist überhaupt kein solches, da man damit die Schwankungen des Luftdrucks nicht festzustellen und aus seiner Beobachtung auch keine Schlüsse auf die zukünftige Gestaltung des Wetters zu ziehen vermag. Es handelt sich hier um die bekannte Lösung von Kampfer und Salpeter in Spiritus. Man nimmt gleiche Teile Kampfer und Salpeter, gibt sie in eine Flasche, gießt Spiritus darüber und läßt das Ganze unter fortwährendem Umschütteln so lange in der Wärme stehen, als sich noch etwas löst. Ist alles gelöst, so gibt man von neuem Kampfer und Salpeter zu, bis zuletzt ein Rückstand bleibt, der sich überhaupt nicht mehr löst. Dann wird der überstehende Spiritus in eine Glasröhre gegossen, die oben luftdicht verschlossen wird. Aus dieser konzentrierten Lösung scheidet sich nun bei Erniedrigung der Temperatur etwas Kampfer bzw. Salpeter in Form von Flocken, Wolken ꝛc. ab, die sich bei steigender Temperatur ganz oder teilweise wieder lösen. Derartiges Zeug wird dann als „Barometer" verkauft, und sogar noch eine Beschreibung dazu gegeben, während es doch weiter nichts darstellt, als höchstens ein recht schlechtes Thermometer. 2. Wenden Sie sich am besten an einen Arzt oder an einen Spezialisten.

Primaner in Halle. Die Berliner Hoch- und Untergrundbahn fährt mit 750 Volt Spannung. Die Elektrizitätswerke erzeugen eine Spannung von 780 Volt, die aber noch sehr gesteigert werden kann. Die mittlere Geschwindigkeit der Hochbahn beträgt 35—48 km in der Stunde ohne Aufenthalt auf den Stationen, die höchstzulässige Geschwindigkeit 50 km. Wenn man aber die Aufenthalte auf den zahlreichen Stationen rechnet, wird die mittlere Fahrgeschwindigkeit 20 km in der Stunde kaum überschreiten.

Kleiner Briefmarkensammler in G. Wenn du die Briefmarken beim Ablösen einreißt, verlieren sie allerdings ihren Wert. Du kannst sie aber sehr leicht abnehmen, wenn du unter das Papier, auf dem die Marke klebt, ein feuchtes Läppchen legst. Nach fünf Minuten kannst du sie leicht ablösen.

Gesundheitsrat.

O. R. D. Die Angstgefühle, die Verstimmung, die Zuckungen usw.

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Briefkasten. (Fortsetzung.)

deuten auf eine Schwäche des Nervensystems hin, doch kann nur die Untersuchung durch einen Arzt Ihnen volle Sicherheit darüber geben. Bei sitzender Lebensweise ausgleichshalber Übungen mit den Sandowschen Federzugapparaten anzustellen, ist durchaus zweckmäßig.

M. P. Die Schuppenflechte ist ein eminent chronisches Leiden, das zwar meist ziemlich rasch zu beseitigen ist, das aber immer und immer wieder Rückfälle macht. Zum Glücke ist es nie gefährlich. Bei der Behandlung führen die allerverschiedensten Mittel zum Ziele, einen besonders heilkräftigen Kurort gibt es nicht. Zusammenhänge mit andern Krankheiten oder inneren Leiden kennt man nicht, die Befallenen sind im übrigen oft die gesündesten Menschen. Wenn Sie es noch nicht versucht haben, probieren Sie doch einmal eine Arsenquelle (Dürkheimer oder Levico) oder lassen Sie sich das Arsen in irgendeiner andern Form verschreiben.

Rigi. 1. Nach Ihrer Beschreibung läßt sich nicht sicher entscheiden, ob es sich bei Ihren Beschwerden bei Bergbesteigungen einfach um die Folgen der Strapazen, Erschöpfung der Nerven und Überanstrengung des Herzens handelt oder um die sogen. Bergkrankheit, die allerdings erst bei größeren Höhen auftritt (zufolge Luftdruckerniedrigung und Sauerstoffarmut der Luft) und sich dann in Herzklopfen, Kopfschmerz, Kurzatmigkeit usw. äußert. 2. Ein narkotisches Mittel ist Aspirin nicht. Wohl ist es wirksam gegen mancherlei Formen des Kopfschmerzes und des Rheumatismus, es ist aber dringend vor einer kritiklosen und namentlich zu häufigen Anwendung zu warnen. Ob es gegen Ihre Beschwerden hilft, ist fraglich; Sie müßten es versuchen. 3. Kola ist zur Erhaltung der Kräfte und deren Anregung bei stärkeren körperlichen Leistungen nicht unzweckmäßig. Es verrichtet dann etwa dieselben Dienste wie guter Kaffee, der ja auch anregt, ohne (im Gegensatz zum Alkohol) eine reaktive Ermüdung zu hinterlassen. Absolut harmlos ist Kola freilich ebensowenig wie Kaffee. 4. Am besten orientieren Sie sich als Laie über gesundheitliche Fragen in der ausgezeichneten Zeitschrift „Der Gesundheitslehrer“ des Dr. Kantor in Warnsdorf (Böhmen), die das ganze Jahr (12 Nummern) 2 Mk. kostet.

Haus und Garten.

F. C. Nüsse. Wir würden Ihnen nicht raten, die etwas ranzig gewor-

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)



Briefkasten. (Fortsetzung.)

denen Nüsse auf Torten zu verwenden. Sie verderben damit höchstens die Torten, und es ist dabei kein Gewinn. Mindestens müßten Sie zuerst versuchen, ob die Hitze den ranzigen Geschmack nimmt, indem Sie einige Kerne in einer Pfanne in den Backofen schieben. Alte Nüsse werden wieder schmackhaft, wenn man sie mit heißem, stark gesalzenem Wasser übergießt und darin erkalten läßt. Die Schale der Kerne läßt sich dann abschälen wie bei den frischen Nüssen. Vielleicht versuchen Sie es auch damit einmal.

Gutsbesitzersfrau in B. Hirsch- und Rehgeweihe werden mit lauwarmem Wasser gut abgebürstet und trocknen gelassen. Dann bepinselt man sie mit Petroleum, wodurch sie vor Wurmstich geschützt werden. Haben Geweihe den schwarzen Glanz verloren, so löst man übermangansaures Kali in Wasser auf und befeuchtet sie damit. Dabei läßt man jedoch den oberen Teil des Geweihs unberührt, da dieser meist heller ist und auch am Tiere selbst stets etwas abgeschabt aussieht. Geweihe, die an den Spitzen glänzen, sehen unnatürlich aus.

Alte Abonnentin. Sie dürfen irdenes Geschirr nie auf offenes Feuer bringen. Benutzen Sie eine offene Gasflamme, so müssen sie mindestens einen Asbestteller unterschieben. Bevor Sie irdenes Geschirr in Gebrauch nehmen, sollten Sie es in einem Topf mit kaltem Wasser auf Feuer setzen, langsam warm werden und nach anhaltendem Kochen wieder im Wasser erkalten lassen. Es wird dadurch wesentlich haltbarer.

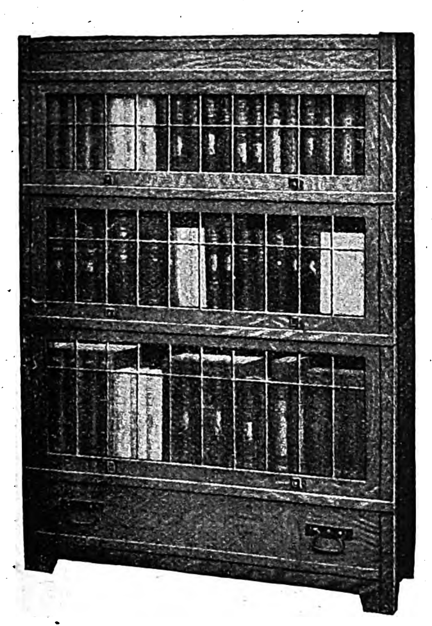
Frau L. B. in N. Um die wattierten Bettdecken zu reinigen, empfiehlt es sich, sie zunächst einen Tag lang in kaltes Wasser zu legen, das öfters erneuert werden muß. Dann wird die Decke, ausgebreitet auf einen Tisch gelegt, mit einer mittelharten Bürste mit Salmiakwasser abgebürstet. Darauf spült man sie tüchtig aus, zum Schluß in Essigwasser, damit die Farben aufgefrischt werden, wringt sie nur ganz leicht aus und läßt sie möglichst im Freien an schattiger Stelle trocknen, wobei man gut tut, sie öfters zu schütteln.

Wie man einen hübschen Teint bekommt.

Eine Dame, deren Gesichtshaut unter dem Gebrauch von Puder, Schminke und verschiedenen Cremes sehr gelitten hatte, sendet das nachstehende Rezept ein. Die danach angefertigte, einfache, unschädliche und wohlfeile Lotion hat ihre Haut wieder ganz weich und geschmeidig gemacht und ihrem Teint ein so zartes und hübsches Aussehen verliehen, daß sie nunmehr alle ihre gewohnten bisherigen Toilettemittel aufgegeben hat. Außerdem hat sich die Mischung ganz vorzüglich zur Beseitigung von Mitessern, Pickeln erwiesen, sowie auch gegen ekzemartige Ausschläge u. dergl. Die Mischung kann jeder Apotheker oder Drogist wie folgt zusammenstellen: 60 g Rosenwasser, 60 g Fleurs d'Oxzoin, 3,5 g Benzoetinktur. Vor Gebrauch schüttele man die Flüssigkeit immer tüchtig durcheinander und trage dann ein wenig mit der Hand, oder vielleicht besser noch mi einem weichen Läppchen oder Schwämmchen auf, und zwar tue man dies jeden Morgen und Abend. Die Dame möchte ihren Namen aus persönlichen Gründen nicht veröffentlicht sehen, glaubt aber durch die Mitteilung den Leserinnen einen guten Dienst zu erweisen. Sie fügt noch hinzu, daß sie das Rezept von einer 65 Jahre alten Dame erhalten habe, welche durch ihren frischen Teint und die gänzliche Abwesenheit von Runzeln das Zie großer Bewunderung unter ihren Bekannten war.

Die älteste deutsche Bleistiftfabrik, die „Castell“-Bleistiftfabri A. W. Faber in Stein bei Nürnberg, bringt ein auserlesenes Sortimen von Füllfederhaltern in den Handel, die sich größter Beliebtheit erfreuen Diese Füllfederhalter sind mit allerbesten 14karätigen Goldfedern versehen deren unverwüstliche Spitze aus einer sehr harten Iridiumlegierung besteh Die Art der Feder, ob groß oder klein, ob weich oder hart, ob spitzig ode stumpf, kann weitestgehenden Wünschen angepaßt werden. Die au exakteste aus Hartgummi gearbeiteten Halter gewährleisten eine überau einfache, bequeme und saubere Handhabung, ohne jemals zu versagen, un lassen die anerkannten, allgemeinen Vorzüge des mehr und mehr in Au nahme kommenden Füllfederhalters voll zur Geltung gelangen. In diesen Heft bringt die Firma A. W. Faber als Beilage einen hübsch ausgestattete Prospekt, welcher das Nähere über ihre Füllfederhalter enthält und welch der Beachtung empfohlen sei.

Die Leipziger Verlagsbuchhandlung H. Haessel hat einem Tei der Auflage des vorliegenden Hefts einen Prospekt über das Werk „Allerl Leute“ von A. v. Hedenstjerna (2 Bände geb. 6 Mk.) beigefügt, das dur jede Buchhandlung oder durch den Verlag zu beziehen ist.



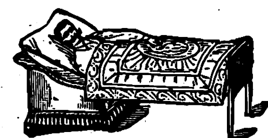
Union-Bücherschränke

Unerreicht in Ausführung und Zweckmäßigkeit.
Immer fertig! — Nie vollendet!
Ihre Bücherei wächst – Der Schrank wächst mit!

Preisbuch Nr. 378 kostenlos und portofrei!

Heinrich Zeiss (Unionzeiss) Frankfurt a. M.
Großherzoglicher, Herzoglicher und Fürstlicher Hoflieferant
36 Kaiserstraße 36





Wie spare ich Raum in meiner Wohnung und schlafe doch patent?
Fordern Sie sich unseren 100seitigen, reich illustrierten Katalog 154 („Schlafe patent") gratis und franko. — Versand über die ganze Welt.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München, Dienerstr. 6. **Berlin,** Markgrafenstr. 20.



Kunst bringt Gunst!
Prachtkatalog
mit über 1000 Abbild. u. vielen Anleit. aller ...lichen Kunstarbeiten versendet gegen ...sendg. von 75 Pfg., welcher Betrag bei ...nem Auftrag von 10 Mark an wieder ...geschrieben wird, das Spezial-Haus
.Schroeder, Sürst 11, Bonn a. Rh.





Das beste tägliche Getränk für jeden Haushalt!

Für Küche und Haus

Italienische Gerichte. Deutsche, die selten nach Italien kommen, meiden ängstlich die italienischen Gasthöfe, weil sie sich einbilden, daß alle Speisen, die ihnen dort vorgesetzt werden, in Öl schwimmen und nicht zu genießen sind. Das ist ein großer Irrtum. Die italienische Küche hat vorzügliche Gerichte, und wenn in Italien selbst mehr Öl als Butter verwendet wird, so hat dies seinen guten Grund in der geringen Widerstandsfähigkeit der Butter dem italienischen Klima gegenüber und der vorzüglichen Beschaffenheit des dortigen Öls. Man muß selbstverständlich in italienischen Gasthöfen keine deutschen, sondern Nationalgerichte essen, und man wird bald von jedem Vorurteil geheilt sein. Ich habe die nachfolgenden echt italienischen Rezepte in meinen Küchenzettel aufgenommen, und sie haben in der Familie und bei Gästen stets Beifall gefunden.

Pollo agli sparagi (Huhn mit Spargel). Ein schönes fettes Huhn wird gut vorgerichtet, gewaschen und in Stücke geschnitten. Diese werden mit einem Tuch abgetrocknet, mit Salz eingerieben und in einem Kochtopf, in dem man 225 g Butter oder 210 g Olivenöl hat heiß werden lassen, auf allen Seiten gut angebräten und dann ein klein wenig fein geriebene Zwiebel zugegeben, die man hellgelb werden läßt. Nun füllt man etwas leichte Fleischbrühe oder heißes Wasser über die Fleischstücke und kocht sie langsam, bis sie weich sind. Dann gibt man sie aus der Brühe in eine Schüssel, die man über einen Topf mit heißem Wasser stellt. Inzwischen schält man 500—750 g Spargel — man kann auch Konserven dazu nehmen —, bindet ihn zusammen und gibt ihn in die Hühnerbrühe, in der er weich gekocht wird. Man richtet ihn in der Mitte einer Schüssel an und legt die Hühnerfleischstücke rund herum. Die Brühe verdickt man mit geriebenem Parmesankäse und überfüllt Fleisch und Spargel damit.

Sgonfiotto agli tomati e cavolfiore (Auflauf von Blumenkohl und Tomaten). Schöne große, recht reife und rote Tomaten wäscht man, befreit sie von Stiel und Blüte und schneidet sie in nicht zu dicke Scheiben. Den Boden einer mit Butter gut ausgestrichenen Auflaufform belegt man erst mit den Tomatenscheiben, hierauf kommen in wenig Salzwasser abgekochte Blumenkohlröschen, dann abwechselnd Tomaten und Blumenkohl, bis die Form voll ist. Zu oberst muß eine Blumenkohllage sein. Dann dünstet man 40 g Mehl in 60—70 g Butter, es darf aber nicht gelb werden, löscht mit etwas Milch ab, nimmt vom Feuer, mischt 2—3 Eßlöffel süße Sahne, etwas Salz, eine Messerspitze Paprika und 2 Eigelb darunter, sowie 75 g geriebenen Parmesankäse, fügt das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß darunter, übergießt Blumenkohl und Tomaten damit, legt obenauf kleine Butterflöckchen und bäckt den Auflauf 15—20 Minuten lang in nicht zu heißem Ofen zu schöner Farbe. Vor dem Auftragen überstreut man das Ganze mit gehacktem Schnittlauch.

Spinaci romano (Römischer Spinat). 2 kg gewaschener Spinat wird nur mit dem Wasser, das nach dem Abtropfen an seinen Blättern hängen bleibt, weich gekocht, gehackt oder durch die Maschine getrieben.

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)

Für Küche und Haus. (Fortſ.) Inzwiſchen hat man 200 g Pilze, am beſten Pfifferlinge, ſorgfältig gereinigt, fein gewiegt und in Öl oder Butter gedämpft. Die Pilze und 125 g fein gewiegten, gekochten Schinken gibt man nun in einen Tiegel mit gut ſchließendem Deckel, fügt den Spinat, das nötige Salz, etwas Pfeffer und geriebene Muskatnuß, noch etwas Butter oder einen Löffel Öl hinzu, ſchließt den Deckel und läßt den Spinat an der Seite des Feuers 20—30 Minuten lang gut durchziehen, ohne zu rühren. Man richtet den Spinat in erwärmter Schüſſel an und gibt geröſtete Brotſchnitten dazu.

Ravioli. Aus 2—3 Eiern, 225 g Mehl, 30 g Butter und einer Priſe Salz knetet man einen geſchmeidigen Nudelteig, den man ganz dünn auswallt und etwas abtrocknen läßt. Mit einem Kuchenrädchen ſchneidet man runde Platten, 6—8 cm im Durchmeſſer, aus, und gibt in die Mitte einer jeden Platte ein Gemiſch von fein gehacktem Schinken und geriebenem Parmeſan-Gruyère- oder einem anderen trockenen Käſe. Nun ſchlägt man die Platte halbmondförmig übereinander, drückt die Enden gut zuſammen, kniſft ſie in kleine Zacken ein und bäckt ſie, in Fett oder Öl ſchwimmend, auf beiden Seiten goldbraun. Man kann die Ravioli auch in Salzwaſſer abkochen, in dem ſie an die Oberfläche ſteigen, wenn ſie fertig ſind, man darf ſie aber nicht anrühren, wenn ſie im Waſſer ſind, da ſie ſonſt derb werden.

Maccaroni all' alice (Makkaroni mit Anchovis). 500 g Makkaroni werden in leicht geſalzenem Waſſer kalt zugeſetzt, weich gekocht, gut abtropfen laſſen und in erwärmter Schüſſel angerichtet. Währenddeſſen hat man eine kleine, fein gewiegte Zwiebel, etwas in feine Streifen geſchnittene Selleriewurzel und 400 g in Stücke geſchnittene Tomaten in 130 g Butter oder 120 g Olivenöl langſam ganz weich gedämpft, treibt die Maſſe durch ein Sieb in einen Tiegel, in dem man alles noch einmal aufkochen läßt, und miſcht 6 bis 8 entgrätete, nicht zu fein gewiegte Anchovis, ſowie einen Löffel ſaurer Sahne darunter, ſchmeckt nach Salz ab und gießt die Sauce über die heiß gehaltenen Makkaroni.

Gniochi toscana (Toskaniſche Klöße). In einen halben Liter leicht geſalzenes, kochendes Waſſer ſtreut man abwechſelnd 5 Eßlöffel Gries und 5 Teelöffel geriebenen Parmeſankäſe. Unter fortwährendem Rühren fügt man 60 g Butter bei. Wenn der Brei vom Gefäß ſich löſt, breitet man ihn auf eine flache Schüſſel aus, ſtreicht ihn glatt und läßt ihn vollſtändig erkalten. Hierauf ſchneidet man die Maſſe in 8—10 cm lange, 3 cm breite Streifen, legt dieſe nebeneinander in eine gut gebutterte Form, gibt reichlich Butterflöckchen, geriebenen Parmeſankäſe und etwas Paprika und gewiegten Schnittlauch darüber. Man brät die Klöße in der Bratröhre in ungefähr 15—20 Minuten zu ſchöner Farbe und gibt ſie mit Tomatenſauce zu Tiſch.

Humoristische Ecke.



Ein Vorsichtiger.

„Ein Fettherz, Herr Tönnchen? O je, da heißt's vorsichtig sein."

„Bin ich auch. Ich frag' schon gar nimmer den Doktor, damit er mir net 's Biertrinken verbietet!"

Der Schließer.

Zimmerherr: „Alle Ihre Mieter benutzen das Klavier im Salon, könnte ich nicht auch ein Stündchen den Schlüssel haben?"

Wirt: „Gern, um welche Zeit?"

„Von zwei bis drei — während ich mein Schläfchen halte!"

Praktische Mitteilungen

Eine Vertrauenssache ist für den Amateur die Anschaffung einer brauchbaren Kamera. Denn nur eine solche kann gute Bilder ergeben und dem ernsthaften Liebhaberphotographen zu der erhofften Schaffensfreude und Befriedigung in seiner Kunst verhelfen. Mit dem Prädikat „brauchbar" sind nicht solche Kameras zu belegen, die an sich eine Menge wertloser Spielereien tragen, welche dem Käufer in vielen Fällen als „Neuheit" empfohlen werden, im Grunde aber nur dazu bestimmt sind, den Preis unnötig zu erhöhen. Nur solche Apparate soll man wählen, an denen jeder Teil seine besondere Bestimmung hat und erprobtermaßen zur exakten Arbeit des Ganzen beiträgt. Um bei einem Kamerakauf für alle Fälle gut beraten zu sein, wende man sich an die bestbekannte Photogroßhandlung Bellmann & Heinelt, Leipzig, Hospitalstraße 12. Auf Wunsch versendet diese umsonst und portofrei ihre kürzlich erschienene, vornehm ausgestattete Preisliste A. Wenn auch die Anzahl der in diesem Kataloge aufgeführten Kameramodelle nicht übermäßig groß ist, so hat der Käufer auf jeden Fall die Gewißheit, in jedem dieser Apparate eine dem Preise entsprechende Qualitätsware zu erhalten. In Bedarfsartikeln bietet die Firma, wie allenthalben bekannt, nur vom Besten das Beste, treu ihrem Grundsatze: prima Erzeugnisse zu mäßigen Preisen. Auf jeden Fall empfehlen wir unseren Abonnenten und Freunden, unter Berufung auf das Universum das Preisbuch A einzufordern.

Ein Hausinstrument, das sich steigender Beliebtheit erfreut, ist das Harmonium. Die anheimelnde weiche Stimmung dieses Instrumentes macht es gerade für die deutsche Familie zu einem besonders geeigneten Kameraden der langen Winterabende, und das um so mehr, als die Harmoniummusik eine vorzügliche Gesangsbegleitung ist. Güte und Preiswürdigkeit sind die glücklichen Eigenschaften des Harmoniums der Firma Alois Maier, Königl. Hoflieferant, Fulda. Zweifellos werden die allgemein geschätzten Maierschen Harmoniums in Privathäusern noch weit schneller und zahlreicher Eingang finden, nachdem es gelungen ist, einen überaus sinnreich konstruierten, dabei aber einfachen und billigen (35 Mk.) Apparat herzustellen, der es jedermann ermöglicht, ohne musikalische Vor- und Notenkenntnisse vierstimmige Lieder, Choräle, Opernmelodien usw. sofort ohne Übung spielen zu können. Ein neuer Prachtkatalog mit 31 Abbildungen steht allen Freunden guter Hausmusik unentgeltlich zur Verfügung.



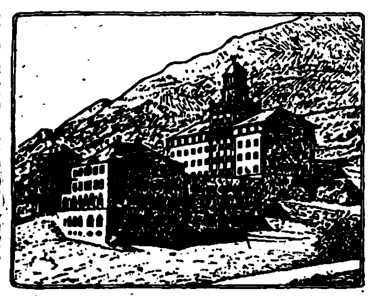
Vornehmster Kur- und Badeort
Unübertroffene Heilerfolge bei: Gicht und Rheumatismus, Gelenkleiden, Knochenbrüchen, Lähmungen, Neuralgien, Atmungs- und Verdauungs-Krankheiten, verzögernder Rekonvaleszens usw. — Kochsalz-Thermen 65,7° C.

Alle modernen Heilverfahren
Größtes Radium-Emanatorium in Europa. Bevorzugter Wohnort. Saison das ganze Jahr! Prachtvolles Kurhaus. Musikfeste, Oper, Schauspiel. Gr. Pferderennen, Golf, Tennis. Prospekte und Hotelverzeichnis durch das Städtische Verkehrsbureau.

Kaiser Friedrich Bad - Neues städtisches Badhaus und Inhalatorium - Eröffnung Frühling 1913.

Reiseführer Hendschels Luginsland
Bis jetzt erschienen: 37 verschiedene Bände
Man verlange stets neuestes Verzeichnis
Verlag von Hendschels Telegraph, Frankfurt am Main

Sanatorium am Goldberg
Modernes Kurheim für diätetisch-physikalische Heilweise
Bad Blankenburg
Thüringer Wald -:- **Winter-** und Sommer-Kuren
Höchstzahl 50 Kurgäste. Gute Erfolge bei Erholungsbedürftigen, Rekonvalesz., Frauenleiden, Nervösen, Herz-, Stoffwechsel-, Magen- und Darmkranken. Prospekt frei. Fernruf 44. **Dr. Karl Schulze.**



Hochalpines Lyzeum Engiadina in Zuoz.
Bahnstation Zuoz, Ober-Engadin. 1736 m ü. d. Meere.
Die Engiadina hat eine **Realgymnasial-**, eine **Gymnasial-** und eine **Realabteilung** und ist mit **2 Internatshäusern** für insgesamt **125 Zöglinge** verbunden. Die Anstalt wird hauptsächlich von **Schweizern** und **Deutschen** besucht. Steht unter Inspektion des Erziehungs-Depart. von Graubünden. Sie stellt sich die besond. Aufgabe bei normaler Erledigung der wissenschaftlichen Arbeit die **Gesundheit der Zöglinge zu kräftigen** und sie zur **Selbständigkeit** zu erziehen. Altersgrenzen für den Eintritt $10^1/_3$ 17 J. Reifeprüfung. Der reich illustr. **Prospekt** sowie der **Lehrplan** werden auf Verlangen kostenlos zugesandt. Das Wintertertial beginnt am 5. Jan. 1914. Der Direktor: **Dr. Velleman.**

Leipzig DER KAISERHOF I. Rg., a. d. Promenade.

Locarno Grand Hotel Lago Maggiore
Sommer und Winter bester Aufenthalt auf den italienisch. Seen.

LUGANO-Ruvigliana (ital. Schweiz)
Kurhaus-Pension Monte Bré.
150 Bett. Das ganze Jahr stark besucht. Ärztl. Leiter Dr. med. Schär. Jll. Prosp. u. Heilber. frei durch Dir. Max Pfenning.

Wer bei der Handelsmarine **Schiffs-Offizier** werden will, erhält Auskunft kostenlos. **J. Brandt, Altona-Elbe,** Fischmarkt 20.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prüfg. in Dr. Harangs Anst., Halle S. 86.

Chemie-Schule f. Damen von Dr. M. Vogtherr, Berlin SW. 11, Hedemannstr. 13/14. Prospekte frei. * Stellenvermittelung.

Einjähr. Instit. Pro Patria
Dresden, Marschallstr. 4. Sichere Erfolge in Halbj. u. Jahreskursen. Ref. lt. Prospekt.



können in kurzer Zeit ohne jede Diät zuckerfrei werd. durch Gebrauch des ges. gesch. *Fracticarbon-Diabesan*. Glänzende Erfolge. — Preis 8 Mark. **Salomonis-Apotheke, Leipzig Z.**

Ewig jung bleibt, wer regelmässig **Weber's Tee** Marke „Doppelkopf" trinkt! Karton 1 Mark. Von 8 Mark an franko. Käufl. in Apot. u. Drog. Adolph Weber, Teefab., Dresden-Radebeul 33.



SANATORIUM Felicienquell in Obernigk • bei Breslau •
Nervenheilanstalt u. Erholungsheim. Kuren aller Art, auch im Winter. Volle Kurpension einschl. ärztliche Behandlung von 6 Mk. pro Tag an. Tel. Nr. 5. **Dr. Bindemann.**

Sanatorium Walsburg b. Ziegenrück in Thüringen. Herrlich gelegene, modern eingerichtete Anstalt für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herzkranke, Magen- und Darmleidende — Zuckerkranke!! — Mäßige Preise. Beste Empfehlungen. Prospekte durch die Besitzer und leitenden Aerzte Dr. A. Müller und Dr. K. Wiegand.

von Hartung'sche Vorbildungsanstalt. Gegr. 1866. Cassel-Wilhelmshöhe, Landgraf Carlstr. 1. Vorbereitg. z. Einjähr.-, Fähnr.-, Seekadett.-, Primaner- u. Abitur.-Examen. Üb. 2000 Offiz. u. 1000 Einj. u. Priman. vorgeb. Streng gereg. Pens. Vorzügl. Empfehlg. Prospekte. K. Topf.





Wiener's Einjährigen Institut Dresden, Bürgerwiese 18. Rasch * sicher * gediegen.

Kunstschule des Westens für Zeichnen und Malen
Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 154a, Ecke Fasanenstr.



Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Haus- und Zimmergarten.

Die starkwüchsigen, alten Geraniensorten, wie man sie noch in Gutsgärtnereien vorfindet, lassen sich zur Anzucht hochstämmiger Buschbäume verwenden. Zu diesem Zweck wird die Stecklingspflanze nicht entspitzt, sondern alle seitlichen Augen werden unterdrückt, damit sie möglichst hoch wächst. Durch das Aufbinden des Langtriebes wird dem Abbrechen vorgebeugt. Sobald die gewünschte Länge erreicht ist, wird die Gipfelspitze abgeschnitten. Nun erscheinen die seitlichen Triebe aus den oberen Blattaugen. Durch wiederholtes Entspitzen erreicht man die buschige Krone. Solange die Pflanze noch in der Entwicklung steht, ist öfteres Versetzen in allmählich größere Töpfe anzuraten, später ist es besser, nur einmal im Frühjahr das Umpflanzen vorzunehmen, dabei ist aber das Gefäß möglichst knapp zu wählen, damit die Pflanze nicht zu stark treibt, sondern gedrungen wächst und dafür Blütenknospen ansetzt. Derartige Kronenbäumchen sind sehr dauerhaft. Sie können Jahrzehnte alt werden und erfreuen alljährlich durch ihre Blütenfülle ihren Pfleger.



Geranium als Hochstamm.

Praktische Ratschläge.

Die Überwinterung der Topfobstbäume macht keine besonderen Schwierigkeiten im Freien, wenn man die Töpfe und Kübel mit Erde, Torfmull oder altem Pferdemist bedeckt, so daß dieselben nicht gefrieren können. Zu diesem Zwecke stellt man die Kübel reihenweise auf und häuft das Schutzmaterial ringsum an. Man hat jedoch zu beachten, daß, wenn die Aufstellung auf eine Rasenfläche geschieht, meistens der Rasen unter der starken Bedeckung erstickt und im Frühjahr dann frisch angesät werden muß. Die Aufbewahrung in frostfreien Räumen ist nicht besonders zu empfehlen, weil die Bäume zu früh treiben und dann gewöhnlich von den Frösten arg geschädigt werden; etwas anderes wäre es, wenn die Bäume auch dann genügend geschützt werden können.

Rosenstecklinge verpflanze man im Herbst nicht, denn sie gehen fast immer im Winter ein. Die in Mistbeetkästen stehenden und bewurzelten Stecklinge lasse man ruhig stehen, entferne alle faulen Blätter, lüfte öfter im Winter bei schönem Wetter und decke bei strenger Kälte gut zu. So überwintern sie am besten. Im Frühjahr kann man sie unbeschadet in Töpfe setzen. Die in Töpfen oder Schalen stehenden Stecklinge überwintern im Kalthaus bei 4 Grad R. und hellem Standort am sichersten. Große Vorsicht ist beim Begießen nötig: es ist besser, so wenig wie möglich zu gießen.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.



Gesundheits- und Körperpflege

Gegen die Korpulenz werden mancherlei Kuren angepriesen, die zum Teil nur eine ungenügende Wirkung zeitigen, zum Teil schädlich sind. Beruhen sie doch auf Hungerkuren oder auf stark abführend wirkenden Mitteln. In beiden Fällen leidet der Körper. Da es sich meist um innerlich anzuwendende Mittel handelt, die auf den ganzen Körper wirken, ist dieses Mittel ungeeignet für Personen, die an bestimmten Stellen, im Gesicht, an der Brust oder den Hüften von Fettansatz frei werden wollen. Da ist es für diejenigen, die den Fettansatz an bestimmten Stellen beseitigen wollen, willkommen zu hören, daß durch ein äußerliches Mittel die Fettansammlung verhindert resp. beseitigt werden kann, und zwar beruht diese Methode darauf, daß gewisse Substanzen das Fett auflösen. Der französische Chemiker Prof. L. Encausse hat diese Substanzen, in der Hauptsache ein Präparat aus Tiergalle, zu einer absolut unschädlichen Seife zusammengestellt: Amiral-Seife von der International Soap Import Co., Hood & Co., Hamburg I, Neuerwall 36. Die Amiral-Seife wird angewandt, wo man den Fettansatz zu beseitigen wünscht. Die Wirkung ist überraschend und tritt ohne für den Körper nachteilige und unangenehme Erscheinungen auf. Amiral-Seife ist in Drogerien, Apotheken und Parfümerien erhältlich. Ausführliche Broschüre von Prof. L. Encausse (7. Auflage) gegen Einsendung von 20 Pf. Marken durch Hood & Co., Hamburg I, Neuerwall 36.

Häßliche Nasen. Der Spezialist Baginski, der schon von dem früheren Modell seiner Nasenformer „Zello" 60000 Exemplare in alle Welt versandt hat, bringt jetzt einen Universal-Nasenformer auf den Markt, der eine Umwälzung auf dem Gebiete der Nasenorthopädie bedeutet. Statistisch ist festgestellt worden, daß jeder zweite Mensch an seiner Nase einen Schönheitsfehler hat. Durch den Nasenformer lassen sich alle unschönen Nasen ganz bedeutend verbessern. Höcker- und Sattelnasen, sowie alle Knochenfehler, können im Institut des Spezialisten mittels leichter Operation korrigiert werden. Der Nasenformer „Zello" ist ein auf wissenschaftlicher Grundlage hergestellter orthopädischer Apparat, der nicht nur vielen bereits wertvolle und dankbar anerkannte Dienste geleistet hat, sondern von zahlreichen Professoren und Ärzten, u. a. Hofrat-Professor Dr. med. v. Eck, verordnet, empfohlen und angewandt wird. Auch in fürstlichen Kreisen hat dieser Apparat bereits Eingang gefunden. Interessenten wollen sich direkt an den Spezialisten L. M. Baginski, Berlin 273, Winterfeldtstraße 34 wenden.

Ein wichtiger Faktor bei der Verhütung von Infektionskrankheiten ist die rationelle Pflege des Mundes und der Zähne. Wir wissen heute, daß alle Infektionskrankheiten durch kleinste Lebewesen, den Bakterien, hervorgerufen werden, und wo wäre ein günstigerer Boden für deren Entstehung und Vermehrung als in der Mundhöhle, wo faule Wurzeln und Zähne den Bakterien einen geeigneten Nährboden bieten. Durch eine regelmäßige, rationelle Reinigung des Mundes und eine mechanische Reinigung der Zähne mit einem bewährten Zahnputzmittel wie „Sarg's Kalodont" festigt man das Zahnfleisch, erhält die Zähne rein, weiß und gesund.

Bei der für Lungenkranke so überaus wichtigen kräftigen Ernährung hat sich „Kufeke" stets ganz vorzüglich bewährt. Sein reicher Gehalt an den erforderlichen Nährstoffen, seine leichte Verdaulichkeit und sein angenehmer Geschmack sind Eigenschaften, die ihm die beste Einwirkung auf Körpergewicht und Körperkräfte sichern. In einer Reihe von Spezialkurorten gelangt dieses Nährmittel deshalb mit Vorliebe zur Anwendung und wird von Ärzten wie Patienten gleich hoch geschätzt. Eine abwechslungsreiche und stets gern genommene „Kufeke"-Kost läßt sich mit Hilfe der „Kufeke"-Kochrezepte leicht und billig herstellen; man verlange das Kochbuch unentgeltlich in der nächsten Apotheke oder Drogerie.

